

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Peter O. Chotjewitz: Die Herren des Morgengrauens

Alfred Andersch, Vera Botterbusch, Werner Dürrson

Erwin Fischer, Bohumil Hrabal, Elvira Högemann-Ledwohn

Joachim Nowotny, Heinar Kipphardt, Klaus Konjetzky

Mathilde Lippert, Salem Saleh, Erasmus Schöfer, Michael Tonfeld

Guntram Vesper, Martin Walser, Helder Yureen, Peter Paul Zahl

kürbiskern-Gespräch mit jungen Autoren / Texte

Michael Hatry: Kaninchen und Schlange

Michael Molsner: Die Obszönität der Fakten

Manfred Bosch: Rede in Überlingen

Robert Weimann: Literaturtheorie und politische Bewegung

Andreas Dress: Was ist ein Verfassungsfeind?

Friedrich Hitzer: Briefwechsel mit Fritz J. Raddatz

POESIE – POLITIK – PUBLIKUM

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

Klassiker der sozialistischen Literatur

Lange gesucht – jetzt in der 'Kleinen Arbeiterbibliothek'!

John Reed

Mexiko in Aufruhr

(Bd. 38, 360 Seiten, DM 8.–) ISBN 3-88112-048-3

Nur wenige Reporter haben bleibenden Ruhm erworben. John Reed ist einer von ihnen. Der Autor der "Zehn Tage, die die Welt erschütterten" erweist sich auch in diesem Buch als Meister der großen Bilder. Engagiert und ungeschminkt schildert John Reed die Geschichte der mexikanischen Revolution zu Anfang unseres Jahrhunderts. Aus tausenden präzise beobachteten Einzelheiten entstand hier ein historischer Bericht von jener faszinierenden Lebendigkeit, die dem Vergangenen Aktualität verleiht.

Dmitri Furmanow

Tschapajew

(Bd. 44, 392 Seiten, DM 8.–) ISBN 3-88112-063-7

"Der 'Tschapajew' ist für mich ein Handbuch. Ehrlich gesagt, so etwas ist über den Bürgerkrieg noch nicht geschrieben worden" – so Isaak Babel an den Autor. Dmitri Furmanow, Kommissar der legendären Tschapajew-Division, wollte sein Werk nicht als Roman verstanden wissen, sondern als "historisches" Buch, in dem der russische Bürgerkrieg als Bestandteil des realen, weltweiten und epochalen Entwicklungsprozesses gestaltet wurde. Fotos und Dokumente ergänzen den literarischen und zeitgeschichtlichen Wert der vorliegenden Neuausgabe.

Kleine Arbeiterbibliothek



Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei
Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144
8000 München 40

Bitte fordern Sie unser
Gesamtverzeichnis an!



Klassiker der sozialistischen Literatur

Lange gesucht – jetzt in der "Kleinen Arbeiterbibliothek"!



John Reed Mexiko in Aufruhr

(Bd. 38, 360 Seiten, DM 8,—) ISBN 3-88112-048-3

Nur wenige Reporter haben bleibenden Ruhm erworben. John Reed ist einer von ihnen. Der Autor der "Zehn Tage, die die Welt erschütterten" erweist sich auch in diesem Buch als Meister der großen Bilder. Engagiert und ungeschminkt schildert John Reed die Geschichte der mexikanischen Revolution zu Anfang unseres Jahrhunderts. Aus tausenden präzise beobachteten Einzelheiten entstand hier ein historischer Bericht von jener faszinierenden Lebendigkeit, die dem Vergangenen Aktualität verleiht.

Dmitri Furmanow Tschapajew

(Bd. 44, 392 Seiten, DM 8,—) ISBN 3-88112-063-7

"Der 'Tschapajew' ist für mich ein Handbuch. Ehrlich gesagt, so etwas ist über den Bürgerkrieg noch nicht geschrieben worden" — so Isaak Babel an den Autor. Dmitri Furmanow, Kommissar der legendären Tschapajew-Division, wollte sein Werk nicht als Roman verstanden wissen, sondern als "historisches" Buch, in dem der russische Bürgerkrieg als Bestandteil des realen, weltweiten und epochalen Entwicklungsprozesses gestaltet wurde. Fotos und Dokumente ergänzen den literarischen und zeitgeschichtlichen Wert der vorliegenden Neuausgabe.

Kleine Arbeiterbibliothek

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei

Damitz Verlag GmbH

Hohenzollerstraße 144

8000 München 40



Bitte fordern Sie unser
Gesamtverzeichnis an!

Zu diesem Heft – Brief an den Verfassungsschutz	3
<i>Martin Walser</i> : Hiesiger Lebenslauf	5
<i>Alfred Andersch</i> : Tapetenwechsel	7
<i>Mathilde Lippert</i> : Frieden	12
<i>Peter O. Chotjewitz</i> : Die Herren des Morgengrauens	13
<i>Mathilde Lippert</i> : Geld wechseln	23
<i>Heinar Kipphardt</i> : Vier Gedichte	24
<i>Michael Tonnfeld</i> : Freitag im April	26
<i>Werner Dürrson</i> : Brentano 1810 an Görres	28
<i>Salem Saleh</i> : Worte eines Palästinensers	28
<i>Guntram Vesper</i> : Göttingen	29
<i>Franz Noth</i> : Vertrauen	30
<i>Erwin Fischer</i> : Rosalie	31
<i>Peter Paul Zahl</i> : die lauscher, hochgestellt	39
<i>Erasmus Schöfer</i> : Die Bürger von Weiler	40
<i>Bohumil Hrabal</i> : Adagio Lamentoso	47
Von Mácha, Hásek, Babel und Hrabal	51
<i>Michael Hatry</i> : Kaninchen und Schlange	55
<i>Michael Molsner</i> : Die Obszönität der Fakten	64
<i>Manfred Bosch</i> : Rede in Überlingen	72
<i>Klaus Konjetzky</i> : Nachtnotizen zur Literatur	79
<i>kürbiskern</i> -Gespräch mit jungen Autoren/Texte	83
<i>Robert Weimann</i> : Literaturtheorie und politische Bewegung	94
<i>Joachim Nowotny</i> : Arbeit und Alltag – die graue Maus?	111
<i>Elvira Högemann-Ledwohn</i> : Von Ich, Welt und „neuer Subjektivität“	116
<i>Vera Botterbusch</i> : „Autorentalk“: Lese-Live	122
<i>Helder Yureen</i> : Ausgeschaltet und entsorgt	124
<i>Henning Müller</i> : Vom kalten Krieg in den „offenen Dialog“?	129
<i>Andreas Dress</i> : Was ist ein Verfassungsfeind?	141
<i>Friedrich Hitzer</i> : „Insel des Verstehens im Ozean von Feindschaft“	147
Anmerkungen	160

Zu diesem Heft

Sehr geehrter Grenz- und Verfassungsschutz! Wir wissen, daß Ihr Amt immer schwieriger und zeitraubender wird, je mehr Sie veranlaßt und gezwungen sind, in Ihrer Arbeit die Grenzen der Verfassung zu überschreiten. Um so wichtiger erscheint es uns, daß jede Publikation, die auf ihre demokratische Reputation achtet, sofern sie nicht schon auf irgendeine Weise von den einschlägigen Ämtern, der Regierung oder aus Industriespenden finanziert wird, Ihnen bei der Arbeit behilflich ist und dartut, worauf Sie in Ihrer beobachtenden Fahndung besonders zu achten haben. Dies ist auch uns eine innere Verpflichtung. Und sie verbindet sich mit der Hoffnung, daß eine schnellere Erfassung von Reisenden und Bibliotheksbenutzern, Postkunden und Buchhandlungen allen dienen sollte: Den Objekten der Beobachtung, weil eine reibungslose Kürze des Verfahrens ihnen mehr Zeit zur Lektüre läßt, und auch Ihnen, weil Sie sich dann in Ihrer ohnehin knapp bemessenen „Freizeit“, wenn Sie uns dieses Wort gestatten, einer eingehenderen Lektüre des *kürbiskern* widmen können.

Bevor wir Ihnen die verfassungsschutzmäßigen Schwachstellen dieses Hefts anhand einiger Beispiele erläutern – das ganze Heft in Ihrem Sinn zu analysieren würde ja eines eigenen Sonderhefts bedürfen, was dann wiederum analysiert werden müßte –, möchten wir Sie noch einmal an einige besonders suspekte Details bezüglich der Redaktionsmitglieder erinnern. Es muß jeden Unvoreingenommenen bedenklich stimmen, welcher Abgrund an Verfassungsschutz-Verrat sich hier auftut: Eines der Redaktionsmitglieder war im KZ und ist von dort in so heimtückischer Weise desertiert, daß es Filbingers furchtbarer Rechtsprechung entgehen konnte; ein anderes Redaktionsmitglied spricht neben anderen Fremdsprachen fließend Russisch, ein drittes ist weiblichen Geschlechts und schon von daher allen Verführungen extremistischer Theorien von Emanzipation in nahezu hilfloser Weise ausgeliefert; ein viertes ist stolzes Elternteil eines knapp einjährigen Kindes und scheut offensichtlich in verantwortungslosester Weise nicht die Gefahr, dieses Kind einmal von verfassungsschützenden Schulleitern erkenntnisdienlich behandeln lassen zu müssen; dieses und ein fünftes Redaktionsmitglied schreiben u. a. Gedichte und beweisen schon dadurch, daß sie selbst die deutsche Sprache nicht in Ruhe und Ordnung lassen wollen, sondern sie in experimentierender Weise zu mißbrauchen und in ein konspiratives Verhältnis mit ihr zu treten trachten.

Schon der Name „*kürbiskern*“ muß Ihren Verdacht erregt haben. Allzu auffällig weist gerade die Harmlosigkeit dieses Titels darauf hin, daß es sich um einen Code handeln muß. Denn was könnte vernunftbegabte Menschen dazu bringen, eine Zeitschrift nach einem Kletter- und Kriechgewächs zu benennen, das besonders gut auf Mist gedeiht? Doch nur das Bemühen um Tarnung. Was also ist des Kürbis Kern? Wir wollen es Ihnen nicht verhehlen: Demokratischer Unrat, literarische Subversion, Sympathisantentum mit Frieden, Freiheit, Eierkuchen, unausgewogene Kritik, Klassenkampfhetze, sozialistischer Ungeist, die Ideologie von den berechtigten Interessen der arbeitenden Menschen – kurz: alles, was Ihnen mißfallen muß.

Nun aber zu diesem Heft. Banal genug, Ihnen sagen zu wollen, daß umstürzlerische Denkweisen vorliegen müssen, wenn drei so andersartige Begriffe – Poesie, Politik, Publikum – in einen Bezug gesetzt werden. Denn die Poesie ist bekanntlich dazu da, um die Poeten über der Suche nach einem Publikum die Politik vergessen zu lassen, die Poesie hat mit der Politik nichts zu tun, denn die Politiker betrügen das Publikum mit ihrer eigenen Lügen, und das Publikum hält sich sowieso am besten aus allem raus.

Beim weiteren Durchblättern des *kürbiskern* mit verfassungsschützendem Blick häufen sich die Verdachtsmomente aufs bedenklichste. Schon die große Zahl fremdländi-

scher Namen – Saleh, Hrabal, Chotjewitz, Yureen, Nowotny usw. – befremdet, und einer der wenigen, der einen anständigen Namen hat, Robert Weimann, kommt ausgerechnet aus der DDR. Ein starkes Indiz für umstürzlerische Machenschaften ist die Tatsache, daß ein terroristischer Knastbruder – Peter Paul Zahl – drei Zeilen mit seinem Gift füllen kann. Völlig entlarvend ist nun der nur noch als verfassungsfeindlich zu brandmarkende Text von Peter O. Chotjewitz. Schon im Titel werden unsere staatlichen Organe herabgewürdigt, der Text vertieft das, ein Kommissar heißt Kalbfuß; selbstverständlich kommen auch Damenunterhöschen vor, denn diese Art von Subversionsliteratur arbeitet ja immer mit Sex und Crime. Der renommierte Bertelsmann-Konzern tat gut daran, dieses Buch nicht zu veröffentlichen – der *kürbiskern* meint, sich mit einem Vorabdruck hervortun zu müssen. Da paßt es ins Bild staatsgefährdender Gesinnung, daß bei Walser eine Zeile lautet „Wir sind nicht zufrieden“, gefolgt von einem spöttischen „Holldrio“; in Anderschs Kommunistendrama heißt es einmal „Armes Deutschland“. Kipphardt geht so weit, verschlüsselte Nachrichten für zweifellos östliche Geheimdienste zu übermitteln: „Das Kamel hat einen Mumsmund.“ Bei Dürrson heißt es an einer Stelle: „Müller (womit nur der gesuchte Terrorist gemeint sein kann, d. V.) hat ihn für tot gehalten.“ Wen? Doch nur ein Staatsoberhaupt der westlichen Welt. Kein Wunder, daß da ein Kriminalromanschreiber (!) sich dazu versteigen zu müssen glaubt, über Literatur zu reflektieren und unsere Justiz anzugreifen. Geradezu pervers ist die Art und Weise, wie unsere staatschützenden Organe diffamiert werden. In Schöfers Stück, wo bezeichnenderweise Bürger zum Kampf gegen KKW's aufgehetzt werden, tauchen „drei Maskierte“ auf; bei Fischer ist von „zwei Männern in schwarzen Regenmänteln“ die Rede; bei Guntram Vesper schließlich kommt „ein Messer in den Händen Verrückter“ vor, es heißt: „Ein buckliger Greis am Fenster steht/und mit dem Fernrohr in die Dämmerung späht.“

Diese Beispiele ließen sich durch beliebig viele vermehren. Es würde nicht ausreichen, mit Hatry nach einem gewissen Hofmannsthal in bezug auf den *kürbiskern* zu sagen: „Es ist mir völlig die Fähigkeit abhanden gekommen, über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen.“ Nein, insgesamt kann man nur zu dem Schluß kommen, da auch noch höchste Erhellungsgefahr droht: Die Verbreitung dieses *kürbiskern* ist zu unterbinden.

Unter diesen Umständen, sehr geehrte Grenz-, Staats- und Verfassungsschützer, wäre Ihnen sicherlich geholfen, wenn jedem *kürbiskern*-Heft ein reproduzierbares Bild, sozusagen ein Steckbrief, der jeweiligen Beiträger beigeheftet wäre. Denn es geht ja doch nichts über den Sichtkontakt. Bedauerlicherweise würde das unsere finanzielle Kapazität allzusehr belasten. Wir bedürften deshalb eines aner kennenden Schreibens von Ihnen in Form eines großzügigen Verrechnungsschecks. Dann könnten wir auch die staatschutzmäßig anstößigen Stellen selbst einschwärzen. In diesem Sinn: Mit dem Ausdruck unserer vorzüglichen Hochachtung

i. A. der Redaktion
Roman Ritter

Martin Walser Hiesiger Lebenslauf

Ich kann nicht ausholen
und abheben
der Schwung liegt in der Sonne und schläft
die Räusche aus von früher
die nicht auszuschlafen sind
Ich krieche dem Weizen nach in die Moore
den Mooren nach in die Wälder
dann fall ich mit Apfel, Birn und Kirsche
zwischen Hopfen hinab zum See
Ich murmle: Kultur. Ich flüstere: Klöster
Ich kicke die Zwiebel vom Kirchturm, der Kirchturm
versinkt in Hügeln vom Himmel getropft
Wir liegen alle schwer und voll Vertrauen
Uns geht es gut im schönen Land
Wir sind nicht zufrieden
Weidend in einer fetten Legende
schützen wir uns vor Liverpool Gelsenkirchen
den Kriegen des entwickelten Kapitalismus
mit dem Kranz der Wälder
deren schönes Schweigen
schöne Echos in uns weckt
Wir haben immer ein süßes Jenseits zu Gast
barock streckt der Tod den Tanzfuß
semper durch gekonntes Gewölk
mitten im Tode sind wir vom Leben umfassen
hier herrscht hohe Huld
hier stirbt man spät und unvollendet
Wir gehen aus vom Winter
dem mit Kachelofen und Eisblumenblühn
Gesichter stoßen sich hoch mit Gesang
wir schlagen los mit der Pritsche
und tun heuchlerisch mit Asche und Fisch
durch die violette Kirche singt
eine Frauenstimme wie aus Licht
daß wir ein für alle Mal verloren sind
vor Scham pervers
unseren Witzen wächst kein Bart
jetzt wären wir also Christen
Und kommen nicht fort
weil die Hügel uns belagern
weil uns die Blüte Wochen kostet
die Kirschen uns Augen machen

der Sommer uns umhaut und umarmt
 der September uns die Ohren vollorgelt
 der Oktober grell kassiert
 der Sántis mit Drei Schwestern sein Theater treibt
 Veranstaltung um Veranstaltung reißt
 unsere Köpfe um die nasse Ellipse
 du bist außer dir
 wir sind außer uns
 wir leben hier als Benommene
 der Föhn reißt Risse in den Traum
 dann schließt der Nebel alle Poren
 Rosen sehen im November aus wie Wunden
 aber schon starten die Kerzen ihren Schwindel
 wir drehen uns
 sinken im Korkenzieherschwingung
 in das Kristallkissen der letzten Nacht
 wir liegen arg und eben
 wieder eine Seele verduftet
 Holldrio holldrio
 Sankt Dornier hol mich doch
 mit dem Hubschrauber in den Himmel hoch
 für den uns Pfarrer Dillmann trainiert hat
 und schmück deinen Hubschrauber mit Winterschilf
 und bestreu den Startplatz mit halbmondförmigen
 Zehennägeln die eine Mädchenklasse
 bitte stiften soll. Holldrio holldrio
 Ach laß es Sankt Dornier
 Pfarrer Dillmann ruhe unblamiert
 spar deinen Schub
 für eine mondsüchtige Geliebte
 wir sinken schon aus eigener Schwere
 abwärts mit Sankt Barbara
 durch Geweide und Eingeweide
 bis wir drunten sind beim rohen Öl
 und es um uns vermehren
 Endlich zufrieden
 weil wir nützlich sind jetzt
 und mehr Wärme geben
 als wir geben konnten
 als wir noch droben lebten
 im scharfen Licht
 des Oberlands
 Holldrio

Alfred Andersch Tapetenwechsel

Zeit-Stück

Das Stück spielt im Oktober 1975. Harry Fischer, zweiundsechzig Jahre alt, Betriebsrat in einem Automobilwerk, Kommunist, möchte einen Wunschtraum wahr machen und nach Mexiko auswandern.

4. Bild

Büro einer kleinen revolutionären Partei. Tisch mit Papier und einer Schreibmaschine. Regale mit Papier und Büchern. Stühle. Ein Tisch mit einem Abziehapparat, an dem Anne, eine junge Intellektuelle, Flugblätter abzieht, sie raucht eine Zigarette, sie hat sich eine Schallplatte aufgelegt, Degenhardt singt „Kommt an den Tisch unter Pflaumenbäumen“. Der Apparat mit Lautsprechern steht auf einem niedrigen Schrank. Bilder von Marx und Lenin.

Karl, der Pol-Leiter eines Kölner Stadtbezirks, Mann in mittleren Jahren.

Harry Fischer, seine Pfeife rauchend. Beide lesen Zeitung.

Als Degenhardt wieder einmal zu dem Refrain kommt „Denn unsre Sache, unsre Sache, die steht nicht schlecht“, geht Anne zu dem Apparat hinüber und stellt ihn ab.

Anne: Entschuldigt, aber der Optimismus von Väterchen Franz geht mir heute auf die Nerven.

Fischer (blickt von der Zeitung auf): Ist uns sowieso lieber. Wir wollen nämlich lesen. Pause. Die Männer vertiefen sich wieder in ihre Zeitungen. Anne zieht weiter Flugblätter ab.

Karl (läßt seine Zeitung sinken, deutet mit dem Kopf zu Anne hinüber): Sie ist nämlich gestern aus ihrer Schule rausgeflogen.

Fischer (legt ebenfalls die Zeitung nieder, blickt zuerst Karl an, dann zu Anne): Wirklich? Hat's dich erwischt, Anne?

Anne gibt keine Antwort, zieht weiter Flugblätter ab.

Karl: Das Ministerium hat entschieden. Übernahme in den Staatsdienst ausgeschlossen, weitere Lehrtätigkeit verboten. – Sie ist schon drei Jahre an der Schule.

Fischer: Was sagen denn deine Lehrer-Kollegen dazu, Anne?

Anne zuckt die Achseln.

Karl: Die verhalten sich eigentlich ganz anständig. Wollen ein Protestschreiben an den Minister schicken.

Fischer: Und die Eltern?

Karl: Die Mehrheit von ihnen ist dagegen.

Anne (hört mit dem Abziehen auf, setzt sich auf einen Stuhl, drückt ihre Zigarette aus): Scheiße!

Karl: Klar ist das Scheiße!

Anne: Ich mein doch nicht das Berufsverbot. Sondern das Flugblatt da. Nützt ja doch nichts.

Karl: Gemacht muß es werden.

Anne macht eine wütende Kopfbewegung. Pause im Gespräch.

Fischer: Kennt ihr die Geschichte von dem König von Dänemark?

Karl (unwillig): Nö! Was soll 'n mit dem sein?

Fischer: Als die Nazis während des Krieges in Dänemark den Judenstern einführen wollten, erschien der König von Dänemark bei seinem nächsten Ausritt mit dem gelben Stern auf seiner Uniform. Damit war die Sache für Dänemark geplätzt.

Karl sieht Fischer konsterniert an.

Anne (die sofort begriffen hat): Mensch, Harry, das wär's!

Fischer: Die Berufsverbote – die sind doch der neue Judenstern. Man müßte ihn wieder herausholen, den alten. Wenn alle, denen der Beruf verboten worden ist, und alle, die darüber entsetzt sind – deine Kollegen an der Schule zum Beispiel, und die Eltern, und sogar die Kinder –, wenn die alle den gelben Stern tragen würden, dann wär's ganz schnell aus mit diesem Spuk. Hohe Staatsbeamte müßten ihn tragen, und die Gewerkschaftsbosse und Professoren und Schriftsteller und Künstler...

Anne: Das ist die Idee! Karl, wir schmeißen das Flugblatt da weg! Wir machen ein ganz neues!

Fischer: ... und der Scheel und sogar der Willy Brandt. Die sind doch alle im Grund gegen die Berufsverbote. Im stillen Kämmerlein schämen sie sich in Grund und Boden darüber, daß so was in Deutschland heute möglich ist.

Anne (begeistert): Wenn der Scheel mit dem Judenstern im Amt erschiene! (Pause) Und der Strauß und der Filbinger würden in den Teppich beißen. Weil sie dagegen machtlos wären.

Fischer: Ein paar tausend Studenten würden wir sofort dafür gewinnen.

Anne (steht auf, geht zu Fischer hinüber und umarmt ihn): Harry!

Karl (trocken): Darf ich euch mal aus eurer Hochstimmung reißen?

Fischer: Achtung, Anne, jetzt kommt ein Vortrag über unsere kleinbürgerlichen Illusionen!

Karl: Red keinen Stuß, Harry! Ich wollte euch nur daran erinnern, daß wir uns nicht in Dänemark befinden.

Fischer: Karl hat recht, Anne. Ich hab nicht daran gedacht, daß es bei uns keine Zivilcourage gibt.

Karl: Bürgerlicher Blödsinn! Wenn du so was sagst, glaubst du an Nationaleigenschaften. Unabänderliche! Dann ist alles Schicksal, das man hinnehmen muß.

Fischer: Du hast doch gerade selber...

Karl (unterbricht ihn): Damit hab ich nicht sagen wollen, daß die Dänen bessere Menschen sind als wir. Auch in Deutschland gibt's eine Menge Mut. Schau dir nur Anne an!

Fischer: Aber es gibt keine Solidarität.

Karl: Doch, auch die gibt's. Es gibt heute überall einen Widerstand gegen die Politik der Berufsverbote. Bloß – wir haben eine andere Geschichte gehabt als die Dänen. Deswegen kann der Scheel nicht machen, was der König von Dänemark gemacht hat.

Fischer: Ah – die Partei mit ihrem Verständnis für Geschichte!

Karl: Kannst du leugnen, daß wir das einzige Land in Europa sind, in dessen Parlament kein einziger sozialistischer Abgeordneter sitzt? Geschweige denn einer von uns.

Fischer: Es spricht für meine These.

Karl: Daß die Deutschen bloß Ruhe und Ordnung wollen? Und wenn's eine Kirchhofruhe ist? Daß sie schon das Wort Revolution hassen wie die Pest? Daß die Revolution hier niemals eine Chance haben wird?

Fischer: So ungefähr.

Karl: Warum bist du dann bei der Partei?

Fischer: Vielleicht, weil ich kein richtiger Deutscher bin.

Karl: Nein, sondern weil du genau weißt, daß es nur die Geschichte ist, die in Deutschland falsch gelaufen ist, weil sie falsch gemacht worden ist. Und weil es in jeder geschichtlichen Situation eine Chance gibt, sie richtig zu machen.

Fischer: Schön wär's.

Anne: Es ist schön.

Pause im Gespräch.

Karl: Und anstatt dazubleiben, gerade jetzt, läufst du weg. (Verächtlich): Nach Mexiko.

Anne (erstaunt): Wie bitte? Wohin will Harry?

Karl: Nach Mexiko.

Anne: Phantastisch! (zu Karl): Was hast du denn dagegen, daß Harry mal nen Trip nach Mexiko macht?

Karl: Von wegen mal nen Trip! Für immer will er dahin.

Anne: Ist doch nicht möglich! – Harry, ist das dein Ernst?

Fischer nickt, langsam, bedächtig.

Anne: Das is ja 'n Ding. – Da muß ich erst mal drüber nachdenken.

Sie setzt sich auf einen Stuhl, zündet sich eine neue Zigarette an.

Fischer (zu Karl): Ich werd auch in Mexiko für die Partei arbeiten.

Karl (höhnisch): Die mexikanischen Genossen warten schon auf dich. Ich hör direkt, wie sie sagen: der Harry Fischer aus Köln hat uns gerade noch gefehlt.

Fischer: Du hast schon wieder mal recht, Karl. Ich geh nicht deswegen hin. Obwohl's ganz schön sein muß, einmal in einem Land zu leben, in dem das Volk für die Revolution ist. Wo sogar der Präsident gezwungen ist, so zu reden wie wir, weil er sich sonst nicht an der Macht halten kann.

Karl: Aber hinter den Kulissen paktiert er mit den Amerikanern!

Fischer: Trotzdem ist die Revolution dort keine Sekte.

Karl: Die Partei ist in der Bundesrepublik eine Sekte – das willst du wohl damit sagen?

Fischer: Ja. Ich hab's dir und den Genossen schon öfters gesagt.

Karl: Und ich hab dir schon ein paarmal gesagt, daß es sich dabei um eine parteischädigende Auffassung handelt.

Fischer: Ist sie falsch oder richtig?

Karl: Natürlich falsch. Wir sind eine kleine Partei mit einer politischen Funktion.

Fischer: Wir sind eine winzige Minderheit. Wir werden verfolgt. Um unseres Glaubens willen.

Karl: Nein, sondern wegen unserer politischen Ziele. Weil wir die kämpfende Spitze der arbeitenden Klasse sind.

Anne (ist aufmerksam geworden): Da muß ich Karl zustimmen. Über Sekten weiß ich einiges, Harry. Ich hab auf der Uni mal ein religionsgeschichtliches Seminar mitgemacht. Unser Professor sagte, die Sekten bewahrten etwas, das die großen Religionen nicht mehr bewahren, wenn sie zu offiziellen Institutionen geworden sind. (Pause)

War ein guter Mann. Borst hieß er, Arno Borst. Wir nannten ihn den Widerborst.
Fischer: Und? Tun wir nicht genau das? Etwas bewahren, was die großen offiziellen Parteien, diese liberalen und sozialdemokratischen Haufen, die am Staat schmarotzen, aufgegeben haben?

Anne: Wir sind nur ihr radikaler Flügel. Wir wollen die Revolution, die die Bürger angefangen und dann verraten haben, weiterentwickeln, weiter nichts. Deswegen lügen wir auch nicht, wenn wir sagen, daß wir eine demokratische Partei sind. Eine Sekte ist ganz was anderes. *(Pause)* Der Widerborst hat uns immer von den Katharern erzählt. Er sagte, sie seien die Ur-Sekte gewesen, die Erz-Ketzerei. Und wißt ihr warum?

Fischer und Karl blicken sie gespannt an.

Anne: Weil sie erklären konnten, warum es das Böse gibt. Sie sagten, wenn es einen allmächtigen und allwissenden und all-liebenden Gott gäbe, dann könne es nichts Böses in der Welt geben. Also müsse die Welt nicht von Gott, sondern vom Teufel geschaffen worden sein. *(Pause)* Deswegen wurden sie auch mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Im 12. Jahrhundert. *(Pause)* Begreifst du jetzt, was eine Sekte ist, Harry?

Fischer (nach einigem Schweigen): Manchmal glaub ich, daß der Teufel die Welt geschaffen hat.

Karl: Und dann kriegst du deine parteischädigenden Depressionen, gell?

Fischer: Es gibt Sachen in dieser Welt, die sind so böse, daß mir niemand, auch die Partei nicht, erklären kann, warum es sie gibt.

Anne: Ich hab zugehört vorhin, wie du zu Karl gesagt hast, daß du nicht wegen der mexikanischen Genossen rübergehst.

Karl: Gut, daß du mich daran erinnerst, Anne. Da hätt ich hinterhaken müssen. – Also, erzähl uns mal, Harry, warum du so unbedingt nach Mexiko mußt!

Fischer: Weiß ich doch nicht.

Karl (empört): Das weißt du nicht?

Fischer: Nein! Keine Ahnung.

Karl: Das ist doch einfach die Höhe!

Anne: Komm, reg dich ab, Karl! *(Pause)* Laß es mich mal versuchen! *(Pause)* Also da ist erstens das Wort: Mexiko. Ist doch ein dolles Wort, Harry, stimmt's oder hab ich recht?

Fischer (beginnt zu lächeln): Ist ziemlich warm dort, wo du suchst.

Anne: Na ja, mein ich doch. – Dann: Sonne. Die Gesichter von Männern mit blauen Schatten drauf, von den Sombreros. – Pferde.

Fischer: Nicht schlecht.

Anne: Aber noch nicht das Eigentliche. Also weiter: eine Wüste. Mit Kakteen drauf. Die blühen in der Nacht. Große schwarze Geier drüber, am Tag.

Fischer: Bist du mal da gewesen?

Anne: Hab mal einen Neckermann-Katalog studiert.

Fischer (grinst): Au! Das hat weh getan. Mach weiter!

Anne: Die Slums von Mexiko City. Sieben Millionen, die nicht leben und nicht sterben können.

Fischer: Da will ich nicht hin. Bin zu alt für einen mexikanischen Danilo Dolci.

Anne: Die Tempel der Sonne und des Monds.

Fischer: Kalt. Die Vitzli-Putzli-Götter mag ich nicht. Sie haben zu viele Menschen ge-

fressen.

Anne: Dann also doch die Mandolinen und die Marimbas. Die blauen Rebozos der Frauen. Die Märkte. Die Früchte, die wir nicht kennen. Die Tonkrüge. Die Schneevulkane.

Fischer: Die riesigen leeren Gebirge. Die endlosen leeren Küsten. Und dann der Urwald. Vor allem der Urwald. Die tropischen Regenbäume. Die Orchideen und die Papageien. Die große graugrüne Dunkelheit aus Farben und Fieber. *(Pause)* Wie bist du darauf gekommen, Anne?

Anne: Weil du gesagt hast, daß du an den Teufel glaubst. Wer an den Teufel glaubt, glaubt auch an das Paradies.

Langes Schweigen.

Karl: Genosse Harry Fischer, hast du schon mal das Wort Parteidisziplin gehört?

Fischer: Klar, Karl, hab ich.

Karl: Was wirst du machen, wenn das Stadtteil-Komitee den Beschluß faßt, dich nicht ziehen zu lassen? Weil wir es uns nämlich nicht leisten können, den einzigen Betriebsrat, den wir bei der Automag drin haben, zu verlieren.

Fischer: Dagegen gäb's natürlich kein Argument.

Karl: Du würdest dich also einem solchen Beschluß fügen?

Fischer: Nein.

Karl: Nein? Warum nicht?

Fischer: Weil ich nach Mexiko will. Ich will unbedingt nach Mexiko.

Karl: Also aus reinem Egoismus brichst du die Parteidisziplin?

Fischer: Ja. *(Pause)* Nein. *(Pause)* Es gibt private Entscheidungen, die müssen von der Partei respektiert werden.

Karl: Dein Privatleben soll uns wichtiger sein als deine öffentliche Aufgabe?

Fischer: Ja, Karl, so was soll vorkommen.

Karl: Wenn wir dieses Prinzip anerkennen, können wir unseren Laden gleich dichtmachen.

Fischer: Im Gegenteil, Karl, im Gegenteil! Dann steht er weit offen. Dann kommt vielleicht erst die Kundschaft.

Karl: Kalter Kaffee aus der liberalen Küche! Wenn der Betriebsrat Fischer aus privaten Gründen kneift, verlieren wir eine Menge Anhänger in der Automag.

Fischer: Im Moment ja, geb ich zu. Aber auf lange Sicht gäb's der Partei ein enormes Ansehen, wenn die Kollegen wüßten, daß ihr mich habt ziehen lassen. Weil die nämlich wissen, daß ich gar nicht kneife.

Karl: Wie nennst du denn das, was du tust?

Fischer: Ein paar Kollegen in der Automag kennen mich ziemlich genau. Ich weiß, was sie denken. Sie denken, jetzt ist der Fischer zweiundsechzig Jahre alt geworden, und er hat, so rund gerechnet, zweiundvierzig Jahre lang auf die Revolution gehofft und für sie gekämpft, und nie ist sie gekommen. Nie hat er auch nur einen Fetzen von der Revolution gesehen. Da will er nun zum Schluß wenigstens noch eine kleine private Revolution für sich selber machen. Wahrscheinlich spinnt er ein bißchen, der Harry Fischer, so werden sie denken, aber wir wollen ihm doch seine private Revolution gönnen, und wir wünschen ihm Glück dazu.

Karl: Private Revolutionen gibt's nicht.

Fischer: Schade!

Karl: Du siehst es also ein?

Fischer: Nein. Ich find's schade, daß du das denkst.

Pause im Gespräch.

Karl: Es wird deinen Parteiausschluß zur Folge haben..

Fischer (zu Anne): Siehst du, wir sind also doch eine Sekte. Ein geschlossener Club mit rigorosen Statuten.

Pause im Gespräch.

Anne: Du, Harry, meinst du, daß ich in Mexiko einen Job als Lehrerin bekommen könnte?

Fischer: Kannst du Spanisch?

Anne: Nein.

Fischer: Dann setz dich ein Jahr lang auf deine vier Buchstaben und lern Spanisch! Du hast ja jetzt Zeit dazu. Wenn du Spanisch kannst, kommst du bestimmt in Mexiko unter. Vielleicht nicht gleich in einer staatlichen Schule. Aber es gibt in Mexiko US-amerikanische Teams, die arbeiten unter den entlegensten Indio-Stämmen, und ich glaub, die nehmen so jemand wie dich mit Kußhand. *(Pause)* Komischerweise gibt's in Mexiko eine Masse amerikanischer Danilo Dolcis.

Anne: Wär ja die Lösung für mich! Jetzt, wo ich in der Bundesrepublik keine Stellung mehr finde.

Karl *(bricht aus)*: Haut ab! Haut doch alle ab! Nach Mexiko oder nach Dänemark oder zu den Hottentotten!

Kurzes Schweigen.

Fischer: Wär ja nicht das erstemal, Karl! In den letzten zweihundert Jahren sind so ziemlich alle deutschen Demokraten und Revolutionäre aus Deutschland ausgewandert.

Karl *(dumpf)*: Armes Deutschland!

Sie sitzen sich ratlos gegenüber. Die Bühne wird dunkel.

Mathilde Lippert Frieden

Wenn der Kondensstreifen des Flugzeugs
quer zum Aquarellhimmel verlaufend
genau den Bogen der Berge
um das Nimstal beschreibt
und ich mir unter einer Gruppe von Bäumen einbilden kann
das ist keine Eagle,
sondern ein Passagierflugzeug
das Bauern in den Urlaub fliegt.

Peter O. Chotjewitz Die Aufnahme der Ermittlungen

Aus dem demnächst erscheinenden Roman „Die Herren des Morgengrauens“

Jemand mußte in Fritz Buchonia ein schlechtes Gewissen erzeugt haben, denn ohne daß er sich einer Schuld bewußt gewesen wäre, hatte er eines Morgens einen Traum. Er stand am Fenster, im Zimmer seiner Frau, hielt ein Buch in der Hand und war unfähig, es aufzuschlagen.

Durch das Tal kamen Polizisten auf den Hügel zu. Sie waren weit ausgeschwärmt, das Schnellfeuergewehr vor der Brust, den Stahlhelm auf dem Kopf, am Koppel baumelten Handgranaten und Gasmasken.

Hinter ihnen fuhren fünf oder sechs gepanzerte Fahrzeuge. Ob es Kettenfahrzeuge waren, hätte er hinterher nicht sagen können, war aber sicher, daß ihre Besatzungen nicht zu sehen waren.

Sie waren noch zwei- oder dreihundert Meter vom Pfarrgarten entfernt, als er sich daran erinnerte, den gleichen Traum schon einmal gehabt zu haben. Das letzte Mal waren sie im Gänsemarsch den asphaltierten Feldweg heraufgekommen, der in den Wiesen einen weiten Bogen beschreibt, wie Fallschirmjäger gekleidet, mit einem schwarzen Barett auf dem Kopf.

Als sie den Bach erreicht hatten, der unter dem Pfarrgarten fließt, beschloß er, ihrem sinnlosen Treiben ein Ende zu machen, und erwachte. Noch im Erwachen glaubte er sich zu erinnern, daß er immer an derselben Stelle erwachte. Er war ärgerlich über sich selbst. Woher wollte er wissen, daß sie es auf sein Haus abgesehen hatten?

Sollte je ein Verdacht auf ihn fallen, so würden die Ermittlungsbehörden es für ausreichend erachten, zwei Herren in Zivil zu entsenden, die genauso gut Versicherungsvertreter hätten sein können, in einem Zivilfahrzeug kommen und vielleicht sogar vorher einen Termin telefonisch vereinbaren würden.

Gewiß, sagte er sich, es ist bekannt, daß Schriftsteller sich mit Schriften und Büchern umgeben, und wenn das Amt für Befragungswesen seine Post kontrollierte, konnte es damit rechnen, eine Menge Zeitschriften, Zeitungen und Flugblätter in seinem Haus zu finden.

Aber deshalb brauchen sie nicht gleich mit einem Lastwagen zu kommen. Sie werden sich damit begnügen, ein paar Dutzend Bücher und Druckschriften zu finden, die in den Kofferraum passen, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, warum diese Dinge überhaupt beschlagnahmt werden sollten.

Derlei Druckschriften waren in allen größeren Städten im Handel zu haben, und für die Ermittlungen gegen ihn würde es völlig ausreichen, zu registrieren, welche Schriften man in seinem Hause angetroffen hatte.

Na bitte, sagte er sich. Die Beamten werden keinesfalls einen Lastwagen herbeiorbern, wenn sie die riesigen Papierberge, die vielen tausend Briefe, die er im Laufe der letzten 21 Jahre gesammelt hatte, in den Regalen und auf dem Fußboden des Kämmerchens sehen, das er in übertriebener Hochachtung vor seinem Sammeltrieb „das Archiv“ nannte.

Sie werden einfach alles durchsehen. Einer wird sich am Schreibtisch im Zimmer seiner Frau niederlassen, der andere wird sein Hauptquartier im Arbeitszimmer aufschlagen. Stumm werden sie vor sich hinarbeiten, nur gelegentlich über ihre Walkie-Talkies miteinander reden, wenn sie auf ein Papier stoßen, das ihre Aufmerksamkeit erregt, und ihr ruhiges, unauffälliges Treiben hatte noch den Vorteil, daß dieser ganze scheußliche Babel, der zum größten Teil noch so ungeordnet dalag, wie er ihn vor vier Jahren mitgebracht hatte, endlich einmal geordnet wurde, denn die beiden Beamten gingen systematisch vor, bildeten Sachgruppen, chronologische Reihenfolgen, ordneten nach Verlagen, presserechtlich Verantwortlichen, Absendern et cetera.

Gegen elf bot Renate den beiden Herren ein Täßchen Kaffee an, das sie dankend annahmen. Eine Schnitte Brot lehnten sie dagegen ab, obwohl Renate ausdrücklich auf die Herrenwurst in der provisorischen Wurstkammer hinter der Waschküche hinwies. Auch zum Mittagessen mochten sie sich nicht einladen lassen, befolgten aber gerne den Hinweis auf die Gaststätte „Zur schönen Aussicht“.

Gegen Abend fragte einer der beiden, ob es in der Nähe eine Übernachtungsmöglichkeit gäbe. Sie brauchten noch mindestens einen Tag, bis alles Material gesichtet sei. Er habe ja allein auf dem Flugblattsektor eine recht umfangreiche Sammlung. Buchonia wußte nicht recht, ob er sich geschmeichelt fühlen sollte.

Er hatte sich schon in den späten Vormittagsstunden zum Arbeiten in sein Schlafkämmerchen zurückgezogen, in dem ein großer runder Tisch steht. Nach einer Weile hatte er sogar das Gefühl, die Arbeit gehe hier besser voran.

Er arbeitete – mit den gewohnten Unterbrechungen – an einer Übersetzung aus dem Italienischen bis gegen 22 Uhr. Danach ging er noch auf ein Bier ins „Gasthaus zur Mitte“, zwei Dörfer weiter. Er mußte sich zwingen, noch auszugehen, und ging absichtlich nicht in die nähergelegene Gaststätte „Zur schönen Aussicht“, denn er war sicher, daß der Besuch der zwei Kriminalbeamten sich in den Dörfern bereits herumgesprochen hatte.

Das Lokal war fast leer, nur an der Theke saßen drei Einheimische, die er flüchtig kannte. Er setzte sich an einen Tisch, obwohl er sich lieber an die Theke gesetzt hätte, und versuchte, nicht zu den beiden Beamten zu schauen, die ebenfalls an der Theke saßen. Zuweilen schnappte er einige Worte auf, und sofort mußte er hinschauen in der Hoffnung, dadurch etwas mehr zu verstehen. Er hatte den Eindruck, den älteren der beiden Beamten zu kennen. Erst jetzt fiel ihm auf, daß er die beiden Beamten nicht nach ihren Namen und Dienstaussweisen gefragt hatte.

Es war kein Zweifel möglich: Der ältere Beamte war sein Studienkollege Tönnske, mit dem er 1961 in München vor der ersten juristischen Staatsprüfung beim Repetitor in der Adalbertstraße gesessen hatte.

Tönnske, der damals Staatsanwalt werden wollte. Jetzt war er also bei der Kriminalpolizei gelandet. Wahrscheinlich durchs Staatsexamen gefallen.

Die Entdeckung erleichterte ihn. Dann waren sie praktisch Kollegen. Er stand auf und reichte der Wirtin sein Bierglas. Noch mal voll? fragte sie.

Buchonia nickte. Er spürte einen krampfartigen Druck in der Herzgegend und hinter dem Brustbein, der sich gegen die Kehle schob und fast bis in die Rachenhöhle reichte.

Ah, da ist ja unser freundlicher Gastgeber, sagte Tönnske.

Hast du mich endlich erkannt?

Buchonia nickte und lächelte verbindlich zur Decke über seinem Bett. Wenn ihn jetzt eine der verantwortlichen Persönlichkeiten im Amt für Befragungswesen gesehen hätte, wie er in aufrichtiger Freundschaft mit seinem Studienkollegen Tönnske über die alten Zeiten in Schwabing sprach, wäre jeder vernünftige Zweifel an seinem guten Gewissen ausgeräumt gewesen.

Er, Fritz, hätte genausogut durchs Examen fallen und bei der Kriminalpolizei landen können. Dann würde er heute in den Schubladen anderer Leute schnüffeln, und Tönnske wäre der Betroffene. Er wußte plötzlich auch, wie der andere Beamte hieß, obwohl sie sich nicht vorgestellt hatten.

Sein Name war Kalbfuß. Aber während Fritz noch angestrengt nachdachte, woher er den Namen kannte, verblaßte das Bild in der Kneipe, verschwand das etwas aufgeschwemmte Gesicht des übergewichtigen Tönnske, der ihm eben noch aufmunternd zugeprostet hatte, als wollte er sagen: Nimm's nicht so ernst, Fritz. Wir tun nur unsere Pflicht. Wenn du wüßtest, wer heutzutage alles überprüft wird.

Das unerwartete Verschwinden der beiden Kriminalbeamten verdroß ihn. Gerade jetzt, wo alles sich so gut anließ.

Du bist ein Einfaltspinsel, Fritz, sagte er halblaut. So leicht werden sie es dir nicht machen. Um einen Hausdurchsuchungsbefehl zu bekommen, brauchen sie Verdachtsmomente. Deshalb kommen sie in militärischer Formation das Bunsental herauf, durchsuchen alles und behaupten hinterher, das Beweismaterial für den Hausdurchsuchungsbefehl gefunden zu haben.

Er mußte jetzt wirklich aufstehen und nachschauen.

Er nahm sich nicht die Zeit, seinen Morgenrock überzuziehen, obwohl heute die Nachbarsfrau kam, die Renate beim Hausputz hilft, und lief zum Fenster.

Das Bunsental war menschenleer wie eh und je. Nur in der Ferne sah man die Dächer der beiden Mühlen, in denen schon längst nicht mehr gemahlen wird. Das Tal sah anders aus als in seinen Träumen. Es wirkte kürzer. Die Wiesen waren eingezäunt. Er erinnerte sich nicht, daß die Beamten in einer Art Hürdenlauf durch das Tal gekommen wären und die Panzer die Zäune niedergewalzt hätten.

Zugleich begann die Kirchturmglöcke zu läuten. Die Kirche steht unmittelbar neben dem Haus und verdeckt den Herberg ein Stück. Sie läutet morgens um sieben, vormittags um elf und abend um sechs. Schon elf Uhr, dachte er und wandte den Kopf zum

Wecker auf dem kleinen Nähtisch, der ihm als Nachttisch dient. Im selben Augenblick bemerkte er, daß nicht die Kirchturmglöcke läutete, sondern der Wecker.

Er wachte auf. Es war alles ein Traum: daß sie kamen und daß sie nicht kamen, daß sie eine ganze Kompanie mobilisierten und daß sie nur zwei freundliche Beamte in Zivil schickten, die vorher anriefen und von denen einer sein Studienkollege Tönnke war, während der andere schon durch seinen Namen, Kalbfuß, verriet, daß er nicht viel im Kopf hatte.

Er erinnerte sich jetzt deutlich an Tönnke, während vom Südosten ein Hubschrauber kam, über den Herberg flog und in nördlicher Richtung verschwand. Das war nicht ungewöhnlich und geschieht fast täglich.

In den Abendstunden wird der Hubschrauber die gleiche Strecke in südöstlicher Richtung fliegen, wahrscheinlich wegen der Grenze zur DDR, die hier etwa 40 Kilometer entfernt ist.

Nur einige Zufälle hatten verhindert, daß Tönnke sich nicht so entwickelte wie er, und er nicht wie Tönnke. Die wenigen Male, die sie eine ernsthafte Unterhaltung führten, warfen sie sich Reichsgerichtsentscheidungen an den Kopf, die einander widersprechen.

Es war kein vernünftiger Zweifel möglich. Seine Träume spielten auf eine Reihe von Vorfällen an, die sich in den letzten Jahren ereignet hatten. Der Fritz Buchonia von damals hätte nie im Traum befürchtet, das Opfer einer Hausdurchsuchung zu werden. Das Recht schützte unerschütterlich die Guten und bestrafte die Bösen, egal, ob einer gut oder böse war.

Nie wären ihm Zweifel an der Gerechtigkeit des Rechts gekommen. Das Recht war die große Mutter. Die Amtsstuben und Gänge des Kammergerichts, an dem er als Referendar tätig war, und die riesige Halle des Kriminalgerichts, in dem er in kleineren Verfahren manchmal die Anklage vertreten durfte, waren ein Uterus. Die Aktenstöße auf den Tischen bedeuteten die Geborgenheit, ohne die der Mensch an sich selber zweifelt.

Die Bratkartoffeln, die es in der Kantine zu Sülze, Wiener Schnitzel und Fischfilet gab, waren zwar meist etwas zu fett, sorgten aber für eine angenehme Schläfrigkeit, die die halbdunklen Nachmittage schneller vergehen ließ. Gegen Ende des Monats war immer ein Geldbetrag auf dem Gehaltskonto, der zwar nicht ausreichte, aber einen sicheren Grundstock bildete, und den Rest verdiente er mit dem Schreiben.

Er betrachtete das leere Bett seiner Frau. Sie war also schon in der Küche und kochte Kaffee. Er mochte es nicht, wenn der Kaffee fertig war, bevor er einige Dinge erledigt hatte, die seiner Ansicht nach keinen Aufschub duldeten: die Asche aus den Öfen in seinem Arbeitsraum und in der Küche kratzen und in die Scheune bringen, die Öfen anheizen, Holz und Kohlen aus der Scheune holen, in der Waschküche einen Eimer Wasser für die Stallhasen und Schafe abfüllen, in der Scheune einen großen Eimer im Verhältnis sechs zu drei mit getrockneten Zuckerrübenschnitzeln und Hafer mischen, hinüber zum Schafstall gehen und so, im Gefühl, die drängendsten Probleme des Vormittags gelöst zu haben, sich in Ruhe an den Kaffeetisch setzen.

Mißmutig schlich er zurück in sein Schlafzimmer und begann sich anzukleiden, wobei er sich, wie so oft, einbildete, vom Herberg aus beobachtet zu werden.

Auch nach dieser Seite hin fällt der Hügel tief ab, so daß die Talsohle nicht sichtbar ist. Jenseits des schmalen Tales steht der Herberg mit den Fichten, vor denen die Hubschrauber hin- und herfliegen. Der obere Teil des Berges ist kahl. Manchmal beobachtete Fritz dort ein einsames Pferd, das ein Bauer angepflockt hatte, denn es rührte sich nicht von der Stelle, oder er schaute einem Schlepper beim Pflügen zu.

Er stellte sich dann vor, die Felder auf dem Herberg gehörten ihm und er könnte seine Tagelöhner bei der Arbeit beobachten. Wenn er im Herbst jeden Vormittag eine gute Stunde lang vor dem Haus stand und das Holz für den Winter spaltete, stellte er sich vor, vom Herberg aus beobachtet zu werden. Sobald ihn dieser Gedanke befiel, änderte er seine Bewegungen und seinen Gesichtsausdruck, zerteilte das Holz schneller und geschickter als sonst, um seinen Beobachtern zu imponieren, richtete sich zuweilen auf, die Axt wie eine Statue über die Schulter gelegt, und präsentierte dem Herberg die schmalbrüstigen Schultern, die ihm in solchen Augenblicken breiter vorkamen.

Beim Hacken nahm er mit Absicht nur solche Holzstücke zur Hand, die zwar besonders groß und schwierig aussahen, denen er aber mit geübtem Holzhackerblick ansah, daß sie mit einem oder höchstens zwei kräftigen Hieben zu spalten waren, und legte selbst an kühlen Tagen die Jacke, Pullover und manchmal sogar das Oberhemd ab, so daß er, leise vor sich hindampfend und schnaufend, da er die schnelle Arbeit nicht gewöhnt war, nur im Unterhemd stand und eine Erkältung riskierte, um sich dem Spähtrupp als Naturbursche zu präsentieren. Zu Gesicht bekam er niemand.

Derselbe Vorgang wiederholte sich auch an diesem Morgen, weil sein Traum den Verdacht, auch bei den belanglosesten Verrichtungen überwacht zu werden, verstärkt hatte. Wie üblich drückten seine fünf Schafe von innen gegen die Stalltür, kaum daß er den Riegel zurückgeschoben hatte, und drängten heraus.

Sofort präsentierte er sich seinem Publikum, das ihn allerdings nur sehen konnte, wenn es auch mit Feldstechern bewaffnet war, als guter Hirte.

Er trieb die Schafe durch leichte Schläge mit einer Gerte erst in eine Ecke des Gartens, dann in die andere und entschloß sich schließlich, ein kleines Streckenhüten vorzuführen. Zu dem Zweck bugsierte er die Tiere durch ein kaum sichtbares Loch in der Hecke, trieb sie quer über die Straße, den Abhang hinab bis vors Haus, und posierte samt Anwesen einige Minuten mit Gesicht zum Herberg im Kreise seiner Herde.

Später versuchte er noch ein Zusätzliches, nahm einen Eimer und ging ins Haus in der Hoffnung, die Schafe könnten glauben, in dem Eimer sei Hafer, und würden ihm folgen. Eine solche Dressurleistung mußte auf die Staatsschützer Eindruck machen, aber die Schafe blieben nur dumm vor der Treppe stehen und blökten, weil sie glaubten, in dem Eimer sei tatsächlich Hafer. Etwas enttäuscht trieb er sie zurück, verriegelte den Stall und setzte sich hinter den Kaffeetisch, in Erwartung der Post.

So verging der Vormittag zumeist mit Tätigkeiten, die zwar einen gewissen Sinn ergaben, im wesentlichen aber den Eindruck verwischen sollten, er sei vor dem Mittagessen unfähig zu arbeiten.

An diesem Tag glaubte er, es sei nötig, in den Lebensmittelladen im Nachbardorf zu fahren, um ein Stück Ofenrohr zu holen, tatsächlich aber wollte er hören, ob die Leute in den umliegenden Dörfern schon von dem Ermittlungsverfahren gegen ihn wußten und was darüber geredet wurde.

Er hatte am Tag zuvor ein etwas rätselhaftes Schriftstück erhalten. Es stammte von einer Justizbehörde, war jedoch nicht an ihn gerichtet. Irgend jemand schickte ihm aus Gründen, die er nicht kannte, die Fotokopie eines Schreibens. Darin teilte der Untersuchungsrichter des obersten Gerichtshofes einem ihm unbekannten Adressaten mit, er habe angeordnet, ein Schreiben von der Aushändigung an einen Inhaftierten auszuschießen.

Dem Tenor und den Gründen der Anordnung konnte Fritz entnehmen, daß der unbekannte Absender dem unbekannten Beschuldigten die Kopie eines Briefes übersandt hatte, den Fritz einige Wochen zuvor an etwa 40 Schriftsteller versandt hatte. Mit diesem Brief hatte er versucht, seine Kollegen über die Haftbedingungen einer Gruppe Gefangener zu unterrichten, die einen Hungerstreik machten, um eine Verbesserung ihrer Haft zu erreichen.

Allerdings ergab sich aus der Anordnung nicht, daß dieser Brief bei Gericht Anstoß erregt hätte. Moniert wurde lediglich eine Erklärung der streikenden Gefangenen, die Buchonia seinem Rundschreiben beigelegt hatte und in der sie ausführlich ihre Lage schilderten. Mit einiger Verwirrung las er, daß diese nicht von ihm stammende Anlage eine Gewaltaufforderung enthalte.

Er erinnerte sich im einzelnen weder an sein Rundschreiben noch an die fragliche Anlage und begann deshalb, die Papierberge in seinem Archiv zu durchsuchen. Wie üblich geriet er dabei in Erregung, lehnte es ab, seiner Frau ordentlich zu antworten, die ihn fragte, was sie heute kochen solle, und warf auch einen seiner Söhne hinaus.

Als er die Papiere nach etwa einer Stunde gefunden hatte, stellte er zu seiner Verwunderung fest, daß die Erklärung der Gefangenen einen Schlußsatz enthielt, den ein böswilliger Leser tatsächlich für eine strafbare Äußerung halten konnte.

Er ärgerte sich, daß er diesem Satz seinerzeit keine Bedeutung beigemessen hatte. Du kennst doch die Mentalität der Staatsanwälte, sagte er sich. Sie fühlen sich schon zur Begehung von Gewalttätigkeiten aufgefordert, wenn unsereins noch dem scheinbar nichtssagenden Klang der Worte nachhängt.

Niemand ist so leicht zur Begehung von Straftaten aufzufordern wie Amtspersonen, vor allem aber Polizeibeamte und Staatsanwälte.

Besondere Aufregung rief das merkwürdige Schriftstück in ihm nicht hervor. Was ihn störte, waren lediglich zwei Sätze der Anordnung. Der erste lautete: Sollte das Schreiben des Buchonia für ein Strafverfahren nicht mehr benötigt werden, so ist es zur Habe des Beschuldigten zu nehmen.

Der zweite lautete: Schon wegen der Gewaltaufforderung in dem Schreiben des Buchonia kommt eine Aushändigung an den Beschuldigten nicht in Betracht.

Er ließ deshalb – wie üblich in solchen Fällen – alles stehn und liegen, vergaß sogar, den Kaffee in die Ofenröhre zu schieben, kümmerte sich nicht um die blökenden Schafe, die den Morgen noch nicht gefüttert waren, dachte eben noch daran, das Badewasser abzustellen, und setzte sich gleich hinter die kalte Schreibmaschine.

In Ihrer Anordnung vom 23. Mai 1977 belieben Sie, zweimal mich als „der Buchonia“ zu titulieren, wenngleich in grammatikalisch anderer Form. In Anbetracht der Sinnlosigkeit Ihrer Anordnung, jedenfalls soweit sie mich betrifft, brauche ich Ihnen deshalb nur eines zu sagen: Für Sie bin ich immer noch Herr Buchonia oder, um genau zu sein, Herr Rechtsanwalt Buchonia.

Danach erledigte er mit einer gewissen Eile seine morgendlichen Obliegenheiten und fuhr ins Nachbardorf.

Kurz hinter dem Ortsschild passierte er den Wiesenweg, der auf den Herberg führt, und wandte kurz den Kopf, um nachzuschauen, ob sich hinter der Hecke ein ortsfremdes Kraftfahrzeug in Bewegung setzte, um ihn zu verfolgen. Aber wie gewöhnlich blieb die Straße hinter ihm leer.

Im Lebensmittelladen hielt er sich längere Zeit zwischen den Regalen auf, um zu hören, wie die Ladenbesitzerin mit ihren Kundinnen sich unterhielt. Leider sprachen sie nicht über sein Ermittlungsverfahren, so als hätten sie noch nichts davon gehört.

Nach dem Mittagessen ging er endlich an seine Arbeit. Er korrigierte zunächst die Seiten, die er bereits übersetzt hatte, während Tönnske und Kalbfuß sein „Archiv“ überprüften. Zwischendurch ging er hinauf ins Zimmer seiner Frau, wo auch die Wörterbücher und Synonymlexika stehen.

Es dämmerte bereits, als er bei einer dieser Gelegenheiten aus dem Giebelfenster schaute. Unten, auf der Straße, die sein Grundstück vom ehemaligen Pfarrgarten trennt, fuhr in mäßiger Geschwindigkeit Polizei- und Grenzschutzfahrzeuge ins Dorf. Der Konvoi bestand aus einer Funkstreife, zwei Mannschaftswagen und zwei Privatfahrzeugen.

Mach dich verrückt, sagte er halblaut und kehrte an seinen Schreibtisch zurück, war jedoch unfähig, weiterzuarbeiten. Er ging deshalb hinaus und überlegte, womit er sich ablenken könne. Sein Blick fiel auf die Hasenställe. Er hatte einen der Ställe gemistet, als Klaus Brell, ein Junge aus der Nachbarschaft, die steile Gasse heraufkam.

Stellen Sie sich vor, Herr Buchonia, sagte er atemlos, unten bei Schreiners ist die Polizei.

Das junge, kinderlose Paar, das seit einigen Monaten in dem Haus wohnt und es angeblich gekauft hat, heißt Fiebig, wird aber Schreiners genannt. Die Namen der Leute richten sich nach den Häusern, deren Namen seit Generationen gleich lauten. Angeblich gehörte das Haus um die Jahrhundertwende einem Kleinbauern und Sargtischler namens Schreiner.

So, sagte Fritz, scheinbar desinteressiert. Und was wollen die? Das weiß ich nicht, antwortete der Junge.

War denn keiner zu Hause? fragte Fritz und bemühte sich, seine Aufregung zu verbergen. Er war sicher, daß die Beamten sich in der Adresse geirrt hatten.

Doch, sagte Brell. Sie blieben etwa zehn Minuten drin. Dann kamen sie mit der jungen Frau heraus und fuhren davon. Die andern sind noch da unten.

Nun, sagte Fritz, eine Hausdurchsuchung ist eigentlich nichts Außergewöhnliches. Wir leben in einer unruhigen Zeit, und die Polizei tut nur ihre Pflicht. Du liest sicher auch die Zeitung und schaust die Nachrichten im Fernsehen an. Dann wirst du wissen, daß solche Maßnahmen an der Tagesordnung sind.

Ja, das ist schlimm, sagte der junge Brell und blickte auf seine Fußspitzen, als habe Buchonia ihm eine Moralpredigt gehalten.

Buchonia und seine Frau saßen an diesem Tag das erste Mal draußen im Garten, wo Fritz unter einem Baum, der eine Kuppel bildet, aus Sandsteinplatten eine Sitzfläche gemauert hat, die bis an die mittelalterliche Friedhofsmauer reicht.

Fritz war gleich nach dem Misten der Hasenställe auf ein Bier in die Gaststätte „Zur schönen Aussicht“ gefahren, um zu hören, ob es Neuigkeiten gebe. An der Theke standen wie üblich sechs oder acht junge Männer. Während in Crauspers das Schreinnersche Haus durchsucht wurde, hatten Razzien auch in anderen Dörfern des Landkreises stattgefunden. Die einhellige Meinung war, daß diese Maßnahmen auf ein Attentat zurückgingen, das am Vortag in der Nähe von Frankfurt verübt worden war.

Allenthalben tauchte die Polizei mit Schnellfeuergewehren und in Kampfanzügen auf, umstellte die Häuser, riegelte die Ortszugänge ab und brach die Haustüren auf, ohne zu fragen, ob freiwillig geöffnet werde.

Über die Gründe konnten die Kneipenbesucher zugegebenerweise nur spekulieren. Ein Mann in einem Nachbardorf habe sich verdächtig gemacht, weil er Rundfunkreporter sei und in einer Sendung Kritik an einem Strafprozeß geübt habe, hieß es.

In einem Dorf etwa 20 Kilometer entfernt habe schon die zweite Durchsuchung in diesem Jahr stattgefunden. Hierfür gab es zwei Versionen. Die eine lautete, der neue Hauseigentümer habe vor einigen Jahren mit einem Menschen zusammengewohnt, der später Anarchist geworden sei, allerdings schon vor drei Jahren in einer Haftanstalt verhungert war. Die andere besagte, die Häuser seien nur deshalb durchsucht worden, weil sie in den letzten Monaten den Besitzer gewechselt hätten.

Über die Vorfälle in Crauspers gab es zwei Versionen. Die Ehefrau des neuen Hauseigentümers sei eine Cousine zweiten Grades oder die ehemalige Klassenkameradin einer jungen Frau, die seit über fünf Jahren im Gefängnis saß. Möglicherweise sei die Durchsuchung jedoch deshalb erfolgt, weil am Wochenende zuweilen ortsfremde Fahrzeuge vor dem Schreinnerschen Hause parkten.

Jemand bestritt, daß die Cousine oder Klassenkameradin den Ausschlag gegeben habe. In der Kreisstadt gebe es einen verheirateten Onkel der fraglichen Terroristin,

die dort eine Anzahl Cousins und Cousinen habe. Ob jemand vielleicht gehört habe, daß auch diese Familie überprüft worden sei?

Einem der jungen Männer war Schreiner, der in Wirklichkeit Fiebig hieß, schon anderweitig aufgefallen. Eines Morgens sei er aus einem Feldweg unten im Fuldataal herausgekommen. Das sei doch merkwürdig. Es sei auch falsch, wenn in den Dörfern erzählt werde, der Fiebig arbeite als Schriftsetzer in einem grafischen Betrieb im Werratal. Er habe einen Bekannten, der in demselben Betrieb tätig sei und keinen Fiebig kenne.

Ein anderer widersprach dieser Behauptung. Er wisse positiv, daß Fiebig monatlich sein Gehalt von eben derselben Firma per Post überwiesen bekomme.

Er hätte diese Äußerung besser unterlassen. Ob er schon einmal von einer Gehaltszahlung per Post gehört habe?

So blieben als konkrete Verdachtsmomente nur die ortsfremden Wagen, die zuweilen am Sonntagnachmittag vor dem Hause parkten, und die Frau, die möglicherweise nicht mit Fiebig verheiratet war und eventuell eine Cousine hatte.

Fritz hatte während der ganzen Zeit das Gefühl, die Männer an der Theke unterhielten sich nur deshalb über die Hausdurchsuchungen, weil er dabei war, und warteten darauf, daß er zu den Vorgängen Stellung nehme. Zu anderer Zeit hätte er diese Gelegenheit ergriffen, um ihnen einen Exkurs über rechtsstaatliche Prinzipien und demokratischen Bürgersinn zu halten.

Aber heute fühlte er sich nicht in der Lage dazu. Er hätte zugeben müssen, daß er sich für die Verbesserung der Haftbedingungen von Gefangenen eingesetzt hatte. Dies zu erklären ging momentan über seine Kräfte.

Wie sehr er jedoch schon im Verdacht stand, an den Umtrieben der verbrecherischen Elemente beteiligt zu sein, von deren mutmaßlichen Absichten und Handlungen die Zeitungen voll waren, mußte er zwei Stunden später einsehen.

Er saß mit seiner Frau unter dem Kuppelbaum, der angeblich eine Trauerulme ist, und trank Wein, den er von seiner letzten Reise aus Italien mitgebracht hatte, als hinter der ehemaligen Friedhofsmauer eine Frauenstimme rief: So kann man's aushalten.

Fritz hörte Schritte auf dem Rasen, dann kamen zwei Frauen in den Lichtkreis. Guten Abend auch, sagte Frau Hildebrand, deren Mann bei einer kleinen Baufirma als Zimmerpolier arbeitet. Die andere Frau kannte Fritz nur flüchtig.

Wollen Sie sich nicht setzen, sagte Frau Buchonia. Trinken Sie ein Gläschen Rotwein.

Warum waren sie eigentlich nicht bei euch? fragte Frau Hildebrand, statt eine Antwort zu geben. Sie stellte die Frage ganz heiter, als sei es selbstverständlich, daß zuerst bei Buchonias eine Hausdurchsuchung stattfinde, und als beabsichtige niemand im Dorf, der Familie Buchonia deswegen Vorhaltungen zu machen.

Wir dachten auch schon, die hätten sich in der Adresse geirrt, antwortete Frau Buchonia ebenso gutgelaunt.

Frau Hildebrand wurde jetzt ganz ernsthaft. Nein, das nicht, sagte sie. Die wollten wirklich zu Schreiners. Mein Schwager hat hinterher mit dem Mann geredet.

Frau Buchonia wurde nun ebenfalls ernsthafter und sagte: Bei uns gibt's sowieso nichts zu finden.

Fritz schlief abermals schlecht diese Nacht und träumte viel. Jemand durchstöberte nachts das Haus, während seine Frau und die zwei halbwüchsigen Söhne den Schlaf der Gerechten schliefen. Buchonia wußte, es war Kalbfuß. Kalbfuß hatte einen Nachschlüssel für die Waschküchentür, rumpelte im Schweinestall, rückte Möbel in Buchonias Arbeitszimmer, stieß im Archiv versehentlich einen Stapel alter Zeitungen um, die Buchonia aufbewahrte, weil sie Berichte über einen Prozeß enthielten, und machte sich auch auf dem Boden zu schaffen.

Schließlich hantierte Kalbfuß im Nebenzimmer, in dem einer der Söhne schlief. Fritz stand auf, tastete sich verschlafen durch den Flur und fand die Tür weit geöffnet. In dem Raum war es taghell. Erst jetzt bemerkte er, daß es auch im Flur hell war. Die Jungen waren längst in der Schule, und er hatte geglaubt, daß es kurz nach Mitternacht sei.

Fritz wollte gerade ins Bett zurück, als er den Mann bemerkte, der vor dem Wäscheschrank stand und in Renates Unterwäsche wühlte.

Der Mann trug Hose, Jacke, Schlips, Hemd und Schuhe aus dem Warenhaus, wie man es von einem deutschen Kriminalbeamten erwarten konnte, und hatte auch eine Hornbrille auf, wie Buchonia sie in seiner Schul- und Studienzeit getragen hatte. Sein Haar war ordentlich lang gewachsen, bis weit über den Kragen, wie es heute in staatstragenden Kreisen als Zeichen für aufgeklärte Toleranz gilt. Er trug auch den entsprechenden Schnauzbart, mit dessen Hilfe er genauso gut als Junglyriker und loyaler Staatsfeind wie als jungverheirateter Kriminalassistent durchgehen konnte, der seine Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat dadurch absolviert, daß er sich Überstunden gegenzeichnen läßt, die er nicht geleistet hat, und so wochenlang pflichtgemäß dem Dienst fernbleibt.

Was Buchonia verwunderte, war das Damenhöschen, das Kriminalassistent Kalbfuß über der Gabardinehose trug, denn es war tatsächlich Kalbfuß, den Fritz erblickte. Kalbfuß schickte sich gerade an, ein zweites Höschen über das erste zu ziehen, das er bereits trug, danach ein drittes und so fort, bis er etwa zehn Damenunterhosen übereinandergezogen hatte, wobei er auf einen seinem Seelenzustand entsprechenden farblichen Abstimmung der Höschen zu achten schien.

Fritz glaubte schon, aufgrund der farblichen Abfolge der Höschen schließen zu können, daß Kriminalassistent Kalbfuß immer weniger in Erregung geriet und die letzten Höschen nur noch überzog, weil er einmal damit angefangen hatte, und weil es praktisch zu seinem Beruf gehörte.

Jedenfalls griff er plötzlich in den Saum der zehn übereinandersitzenden Damenhöschen, rollte sie nach unten über seine Hüften und weiter die Beine herab, so daß er zum Schluß eine Art Damenschlupferwurst in der Hand hielt, die er mit derselben

Abneigung betrachtete wie eine Frau, die man morgens im Bett vorfindet, ohne sie näher zu kennen.

Rasch zog Fritz sich in sein Schlafzimmer zurück und stellte sich schlafend. Er wachte auf, weil seine Frau am Bett stand und schimpfte. Sie wies einen dicken Lappen vor und erklärte, jemand habe alle ihre Unterhosen ineinandergesteckt und in einer Ecke ihres Arbeitszimmers versteckt. Ob er, Buchonia, sich das erklären könne.

Fritz wollte soeben antworten, als ihre Stimme in ein Klingeln überging, das wie ein Wecker klang. Mühsam drehte er den Kopf auf die Seite, um zu schauen, wie spät es sei. Im Erwachen erkannte er, daß nicht sein Wecker klingelte, sondern die Kirchturmglöcke läutete.

Mathilde Lippert Geld wechseln

Ich bin in der Stadt,
der Bildungsabend ist beendet,
mit den Genossen habe ich
in der Brauerei noch ein Bier getrunken.

Ich habe Lust
auf eine akustische Schmuse.
Einen, der mir entgegenkommt, frage ich,
ob er mir ein Zweimarkstück zum Telefonieren
wechseln kann.

Während er im Geldbeutel
die zwei einzelnen Markstücke sucht,
kommt laut grölend eine Herde
junger, französischer Soldaten.
Einer von ihnen stellt sich vor mich
und sagt völlig zusammenhanglos
wie ein Automat, geistesabwesend, immer
wieder: Nutt! Nutt!

Ich bringe ihm freundlich
und ruhig bei, daß er nicht
Nutt sondern Nutte sagen muß.
Der Mensch, der mir das Geld wechselte,
sah seriös aus. Es war sehr spät und
ich bin sehr blond. Mehr
konnte ich nicht tun.

Heinar Kipphardt
Vier Gedichte

Traum im September

In eisiger Höhe die Flucht
streifend die Eisenbahnzüge
Zäune aus Panzerglas.
An Gletschern im Eishauch bersten
die Lokomotiven.
Mit kolossalen Kanonen schießen Soldaten
in Pulvertürme.
Zurücktreten
ruft ein Stationsvorsteher
und pfeift.
Auf dem Perron im Dunkeln stehe ich.

Tyger in Holy Town*

England
grau-grüner Vorhang
weidende Schafe im Regen
Männer in Mülldeponien.
Hinauf die Bahndämme wachsen
die Bierbüchsen.
In Autohalden nistet die Nachtigall.
Tyger, Tyger
du mußt jetzt die Scheiße fressen
von Warren Hastings und
der East-Indian-Company.
An den Flechtgittern der Garküchen
stehen die Bums und warten
daß ihre Jacken trocken werden.
Was sie verteidigen
sind die leeren Bierkisten
auf denen sie stehen
wenn die Müllabfuhr kommt
bis sie von ihr verschluckt werden
im frühen Mai
im frühen, im grau-grünen Mai.

* Tyger: Nach einem Gedicht von William Blake
* Holy Town: Bergarbeitersiedlung

März, Gedichte
Der Psychiater

Der Vorsteher der erkrankten Seele
ist der Psychiater
genannt auch
Graupenfänger, Klapsgreifer und Meisenwart.
Den neuen Geist des Patienten zu schmieden
ist er dem Gemeinwohl hauptverantwortlich.
Der Irrsinn ist die Hauptarbeit
der psychiatrischen Vaterschaft.
Pfleger, Pfleger und Ärzte üben sich
ein in babylonischen Pavillon I-XII
verstehen sich nicht in 10000 Sprachen.
Jetzt zieht der Arzt eine Nummer
daß der Patient im Geiste seiner Krankheit
sich vervollkommen kann.
Er schützt die Worte des Patienten und
läßt ihn Gedichte schreiben.

März, Aufsätze

école de Lohberg. In unserem Pav. XII werden die Künstler wie Semmeln gebacken.
Maler kriegen Buntstifte, Dichter Kugelschreiber und Weißpapier. Thema genannt,
jetzt schreibt los. DAS KAMEL HAT EINEN MUMSMUND. Sehr schön, sagt
Doktor K. und sammelt die Blätter ein.
Vorname
Zuname
Datum
Was macht Ihnen Spaß? Was freut Sie?
Rauchen zum Beispiel.
So kriegen wir Zigaretten und es blüht die Sprachkunst:
LEKMINOASCHUNDSPÜLDEMITERNUDEL sagt der Pfleger.

Michael Tonfeld Freitags im April

Freitagsatmosphäre
die U-Bahntreppen hinauf
jeder einen Schritt schneller
zügiger
nah dem Wochenende

noch herrscht Ruhe
vorm Wettbüro in der Kapuzinerstraße
Stehausschank an Stehaußschank
dazwischen ein Sexshop

Läden mit Fleischereibedarf, der Schlachthof in der Nähe,
gegenüber dem alten Verwaltungsgebäude aus rohem Backstein
Fleisch- und Wurstfabriken, eine an der andern

Faulig wehts herüber
vom Güterrangierbahnhof München-Süd
mitten in der Millionenstadt das Schild:
Vorsicht! Fahrbahnverschmutzung durch Viehbetrieb
Von weitem schon
das Gebrüll der Ochsen
Gequieke der Schweine
ich biege um die Ecke
sehe sie lachend und scherzend die Straße überqueren
mit staksigen Schritten
in hohen Stiefeln, von Kuhmist verdreckt
die Cowboys aus dem Allgäu
aus Niederbayern, dem Oberland und sonstwoher

Auf der rechten Straßenseite
die Gaststätte „Kochwirt“
Mittags, wenn wir essen
zu Fleischpflanzl mit Bratkartoffeln und Salat
ein kühles Helles
(macht sechszwanzig)
und gratis dazu
die drallen, zu stark geschminkten Metzgereiverkäuferinnen

aus der Berufsschule schräg gegenüber
wenn sie mit ihren kurzen dicken Fingern
über die prallen Brüste streichen
damit die Bluse straffer sitzt
wenn sie mehr als rüberschielen
oder unzweideutige Bemerkungen
einfach so fallen lassen
unter den Wirtshaustisch

In der kleinen Quetsche im Schlachthofviertel
drucken wir heute ein Filmplakat
„Das Beil von Barmbeck“
man könnte sagen, das paßt
aber einen Lyrikband druckten wir kürzlich
in so einer miesen Gegend
ein Stück Poesie
einfach so hingeworfen
wie ein Kotelett auf den Schlachtertisch
bevor es geklopft wird

wo bleiben da die Gemeinsamkeiten
oder wollen wir sie nicht sehen
wie den kleinen griechischen Lebensmittelladen nebenan

Es ist einfach
an ihm vorbeizugehen
wie an den Namensschildern der Häuser
und dann zu behaupten
man wisse nicht
wer hier wohne
Namen mit Endungen wie
-dopoulos, -tsidis, -kidis
oder -nandez, -unoz, -reira
sagten einem nichts
so wenig wie die Scharen der Gelegenheitsarbeiter
frühmorgens vorm Arbeitsamt
oder die Glücksritter im Lottogeschäft
besonders freitags
und die Alten
ein Zimmer, Kochnische, Toilette und Wasser auf dem Gang
auf dem Weg zum Hallenbad

wenn ich in Höhe vom Arbeitsamt
die Straße überquere
heute
an einem Tag
in der Woche
vorm 1. Mai
möchte ich ein Denkmal enthüllen
mitten auf dem Friedhof
gleich beim Arbeitsamt
nahe dem Schlachthofviertel

ein Mahnmal
an die Schlachthöfe
1886
Chikago

Werner Dürrson
Brentano 1810 an Görres

Der Phöbus Kleist, sanft,
ernst, zweiunddreißig.

Er war Offizier und
Kammerassessor, kann aber
das Dichten nicht
lassen und ist dabei arm.

Sein letztes Trauerspiel
darf nicht gedruckt werden
weil es zu sehr
unsre Zeit betrifft.

Kohlhaas, die schöne
Erzählung.

Recht erfreut, ihn
lebendig zu wissen.
Müller hat ihn
für tot gehalten.

Salem Saleh
Worte eines Palästinensers

Ich bin ein Palästinenser
Ich komme
Aus einem fernen vergessenen Dorf
Mein Ausweis ist ohne Nummer

Ich bin ein Palästinenser
Ich komme
Aus dem Rauch
Aus den Problemen.

Mein Dorf verkauft keine Orangen
Meine Mutter hat niemals zu einem Götzenbild gebetet
Mein Vater, der nie einen Bleistift in der Hand hatte,
Schneidet Steine aus den Bergen
Meine Schwestern, die schrien,
Die, im Schatten einer Wand, dem Land treu blieben
Meine Brüder, die Soldaten,
Kämpfer
Geworden sind
Die sich entschließen

Guntram Vesper
Göttingen

Bürger der Verfasser der
Lenore führte in den Dörfern der Gegend
ein erbärmliches Leben
nie war Geld im Haus
die Gerichtsbücher verkamen ihm
über den Liedern an Molly das
war die minderjährige Schwägerin
unter seinem Dach aus Stroh die
uneheliche Mutter
sein Dienstherr verfolgte ihn und
auch die Bauern hatten keinen Sinn
für Gedichte nur der verschlagene Hofrat
und die alternde Hofrätin in Gelliehausen
im Haus am Teich
seine Freunde erzählten sich von
den endlosen Gängen rastlosen Märschen
über die Felder
manchmal
von Zeit zu Zeit
traf in den Städten ein Brief ein:
holt mich heraus
solche Schreie sind schon immer
wie Messer in den Händen Verrückter gewesen
in den dunklen Fachwerkhäusern lassen sie
das Blut durch die Decken tropfen
und von Stufe zu Stufe rinnen
ungerührte Besucher gehen ein und aus
Blut an den Händen den Sohlen alles
ist voll davon
Ströme von Blut auch
im Rinnstein der Weender Straße
auch die Leine hinunter
Katastrophen wären das so maßlos
müßten sie sein wie wir uns elend fühlen
in Wohnungen unter Menschen die
wie verbraucht aussehen wie
endgültig am Ende
einer von uns hat aufgeschrien
leise solche Schreie
bewirken lange nichts aber mit einem Mal
bringen sie alles ins Wanken
so fangen Erdbeben an maßlose Feuersbrünste
von Horizont zu Horizont

tanzende Steine Paris
 1793 und 1871 ach
 diese Wahnsinnsträume von unserer Kraft
 in der fernen Hauptstadt sagt jemand: wir
 schaffen es noch
 noch einmal
 nur noch ein einziges Mal
 Herrgott gib das wir es schaffen
 und schon fährt ein klappriger Leichenwagen
 an einem Sommerabend von der schlechten Sorte
 über die zerstoßene Rampe
 auf den Bartholomäusfriedhof vor der Stadt
 und vier alte Männer in zerfetzten Mänteln
 heben den Sarg vom Gestell und schleppen ihn fort
 quer über die Wiesen die Beete während im ersten Stock
 des Hauses in der Nähe
 ein buckliger Greis am Fenster steht
 und mit dem Fernrohr in die Dämmerung späht
 lange ohne Bewegung und
 das Fernrohr dann abnimmt zusammenschiebt
 und zum Schreibtisch schlurft und sich hinsetzt
 und mit kleinen trüben Augen auf das Papier guckt
 und die Feder eintaucht
 und einem Freund schreibt: jetzt haben sie
 wieder Ruhe und er
 er ist endlich frei

Franz Noth Vertrauen

Das Fernsehen zeigt, Staatsmänner reisen, und,
 es war also Frühling, auch Blütenzweige.
 Auf Nachbars Antenne kauderwelscht, im
 grüngold changierenden Smoking,
 diplomatisch zungenfertig ein Star.
 Will nicht so sein. Ich glaube, dem trau ich.

Erwin Fischer Rosalie

Beim Öffnen der Glückwünsche, die aus Anlaß der Silberhochzeit meiner Eltern eingegangen waren – es war ein Montag im Januar 1939, und ich war wegen des Festtages in der Schule entschuldigt –, rief meine Mutter plötzlich mehr erschrocken als überrascht aus: „Ja was sagst du dazu? Die Rosalie hat uns geschrieben!“

Mein Vater gehörte zu jenen Männern, die durch nichts zu erschrecken und mit nichts zu überraschen sind. Einmal hatte er bei seiner nächtlichen Heimkehr aus einer zwischen den Doppelfenstern der Küche stehenden Kognakflasche, über deren Etikett ein weißer Zettel mit der Aufschrift „Himbeersaft“ geklebt war, die aber tatsächlich Gänseblut enthielt, einen großen Schluck genommen und am nächsten Morgen beim Frühstück lediglich erstaunt festgestellt: „Also was du neuerdings alles in meine Firnisflaschen füllst, ist schon sehr merkwürdig. Wie kann man nur.“

Auf die Nachricht, daß Rosalie geschrieben habe, reagierte er nicht weniger gelassen. „Schreiben soll sie wohl können“, sagte er. „Ihr Vater war schließlich Schulmeister.“ Irgendeine der anwesenden Tanten, welche es war, erinnere ich mich nicht mehr, vermutete offenbar Pikantes. „Sieh man an, Rosaalje“ – sie sprach den Namen wie meine Eltern in dem bei uns üblichen Dialekt aus –, flötete sie und ließ dabei ihre Augenlider flattern wie Espenlaub. „Wenn das keine Überraschung ist. Übrigens habe ich den Namen dieser Lehrerstochter in diesem Hause noch nie gehört. Aus gutem Grund, vermutlich.“

„Vermutlich“, sagte mein Vater und schickte sich an, das imposante Dekolleté der Tante als Ascher für seine Silberhochzeitszigarre zu benutzen, was nicht die Tante, wohl aber meine Mutter mit einem warnenden Blick in seine Richtung im letzten Augenblick zu verhindern wußte. „Rosaalje“, sagte sie dabei, „ist eine Nachbarin.“ „Ich verstehe“, seufzte die Tante, während sie mir mit ihrer etwas patschigen Linken über den Scheitel strich und aus rundgeformten Lippen den silbernen Myrtenstrauß anhauchte, den mein Vater am Revers trug. „Rosaalje ist also Vergangenheit und Gegenwart zugleich. Habt ihr Präteritum und Präsens schon in der Schule gehabt, Bübchen?“ wandte sie sich an mich.

Meine Mutter machte ein so unglückliches Gesicht, daß ich um den Fortgang des Festes fürchtete. Ich hatte mir aber vorgenommen, ihr wenigstens an diesem Ehrentag keinen Kummer zu bereiten, und deshalb blockte ich die Fortsetzung des Examins mit der Behauptung ab: „Unser Deutschlehrer ist seit vier Wochen im KZ, und sein Vertreter erzählt immer nur Witze über den Führer.“

Die Tante stieß auch prompt einen schrillen Schrei aus und fragte atemlos vor Entsetzen: „Was sagst du da? Er erzählt Witze über den Führer? Das ist doch nicht die Möglichkeit! Dann stammt die Weisheit über seinen Vorgänger womöglich auch von ihm, was? Na, Bübchen, ist es so?“ Dabei beugte sie sich so tief zu mir, daß das goldene Hakenkreuz, das sie an einer geflochtenen Kette um den Hals trug, gegen das Parteiabzeichen klirrte, welches sie anstelle einer Brosche an ihr Kleid gesteckt hatte. So dicht hatte ich das alles noch nie vor Augen gehabt, und ich rechne es meiner Verwirrung zu, daß mir, bevor ich mir eine Antwort ausdenken konnte, die große schwarze

Tafel einfiel, die in dem gekachelten Entree des vornehmen Mietshauses hing, in dem die Tante wohnte. Die Tafel war durch weiße Linien in drei oder vier Felder unterteilt, über einem aufgemalten Parteiabzeichen mit leuchtendem Hakenkreuz stand in verschnörkelter Fraktur: „Hier spricht die NSDAP“.

An irgendwelche Assoziationen als auslösendes Moment für diese Erinnerung mag ich rückschauend nicht glauben, Tatsache ist aber, daß ich plötzlich laut lachen mußte. Vielleicht war mir wirklich ein Witz über den Führer ins Bewußtsein geraten? Doch wenn, hatte ihn gewiß nicht der neue Deutschlehrer erzählt, der als Sturmführer der SS vorzugsweise in seiner schwarzen Uniform in der Schule erschien, sondern ich hatte ihn von meinem Vater aufgeschnappt, der zum Leidwesen der Mutter keine Gelegenheit ausließ, um sich in Gegenwart von Verwandten, Freunden oder Nachbarn über den Führer lustig zu machen, wobei ihm die zunächst begierig lauschenden Zuhörer oft genug prophezeiten, daß ihn das noch mal „den Kopf kosten“ würde. „Prost Heil!“ pflegte mein Vater solche Voraussagen zu kommentieren und das Kognakglas zu heben, von dessen Inhalt er sagte, er müsse, um genießbar zu sein, länger lagern als das Dritte Reich alt werde.

Eine Weile wogte und klirrte es noch dicht vor meinen Augen, dann richtete sich die Tante mit solcher Vehemenz auf, daß die Nähte und der Reißverschluß ihres bis zu den Knöcheln reichenden Blauseidenen knackten, und sagte einigermaßen empört: „Also das muß ich schon sagen! Nein, wie verdorben der Bengel doch ist.“ „Nanu!“ röhnte ein seit dem ersten Weltkrieg schwerkriegsbeschädigter Bruder meines Vaters, der nach eigenem Geständnis „immer als erster den Kanal voll“ hatte, „ist das nun hier ein Jubelfest oder ein Reichsparteitag auf Familienebene, he?“ Dabei drohte er der Tante mit einem seiner schweren Eichenstöcke, was diese, obgleich mindestens acht Meter von ihm entfernt, offensichtlich als Mordversuch wertete, denn sie schrie entsetzt auf: „Du rabiater und gewalttätiger Kerl du! Ist denn niemand da, der mich vor diesem Totschläger schützt?“ Zumindest alle männlichen Gäste brachen daraufhin in dröhnendes Gelächter aus, bis ihre Gesichter rot anliefen, und mein Vater drehte seine 130 Kilogramm Lebendgewicht mit tapsigen Tanzschritten um die eigene Längsachse, wobei er aus gespitzten Lippen, die Stimme der Tante nachahmend, lispelte: „Kein Held in Sicht und keine Rett-rettung, dem holden Opfer bleibt nur die Ver-zwei-zweif-lung.“ Es war ein unbeschreiblicher Spaß, und als die Männer dann auch noch nach der Melodie eines Kirchenliedes sangen: „Es bleibt nur die Ver-zweiheiheiflung“, steuerte auch ich meinen Beitrag mit einigen Rollen und total verunglückten Kopf- und Handständen bei.

Noch bevor wieder Ruhe eintrat, geriet ich nach dem mißglückten Versuch eines Vorwärtssaltos aus dem Stand bei einer Bauchlandung mit schmerzverzogenem Gesicht in die Reichweite meiner Mutter. Sie half mir auf die Beine und zog wortlos den neuen, extra für dieses Fest gekauften violetten Samtanzug mit dem weißen, eingeknüpften Kragen zurecht. Ich blickte in ihre kummervollen Augen, die sich so langsam wie stetig mit Tränen füllten. Graue Locken umspielten den silbernen Myrtlenkranz in ihrem Haar, der sie so zierte, wie es kaum das schönste Diadem auf dem Haupt einer Königin vermag. „Du wirst zu Rosaalje gehen und ihr einen Teller mit Kuchen bringen“, sagte sie. „Komm in die Küche. Ich werde auch von den Torten etwas mitgeben. Und nimm kein Geld, wenn sie dir etwas geben will, hörst du?! Sie braucht jeden krummgebogenen Pfennig selbst.“

Das war kein Auftrag nach meinem Geschmack. Noch nie hatte ich jemand aus der Nachbarschaft zur Tür von Rosalies Wohnung gehen sehen, und ich wußte ganz genau, daß auch noch nie einer meiner Freunde von seinen Eltern zu Rosalie geschickt worden war. Denn Rosalie war eine Frau, von der jeder wußte, daß sie billigen Schnaps trank. „Fusel“ nannten die Erwachsenen das Zeug, und die wenigen Male, an die ich mich erinnern konnte, daß meine Mutter dieses Wort überhaupt in meiner Gegenwart ausgesprochen hatte, hatte sie es mit so deutlichem Widerwillen getan, daß sich in mir der Brechreiz regte.

Es war nicht so, daß ich oder einer meiner Spielgefährten sich vor Rosalie – den Namen spreche ich aus, wie er geschrieben wird, weil ich des heimischen Dialektes seit über dreißig Jahren entwöhnt bin – gefürchtet hätte. Sie war sehr klein und von zerbrechlicher Statur, doch ihre dünnen Finger wirkten nicht, wie man so sagt, wie vogelartige Klauen, und ihr winziges Gesicht mit der zierlichen kleinen Nase hatte auch keine Ähnlichkeit mit den Hexen aus den Bilderbüchern. Und niemand hatte sie trotz ihres täglichen Alkoholkonsums je betrunken gesehen, und von irgendwelchem auffälligen Benehmen konnte gleichfalls nicht die Rede sein. Geriet uns beim Spiel der Ball in den verwilderten Vorgarten des kleinen Hauses, in dem sie wohnte, gab sie ihn uns freundlich zurück, oder wir holten ihn uns, ohne zu fragen und ohne sonderliche Scheu. Auch verhöhnten und verspotteten wir sie nicht, drehten hinter ihrem Rücken keine lange Nase oder streckten ihr die Zunge heraus, und kein einziges Mal habe ich erlebt, daß jemand versuchte, ihre Art zu sprechen oder sich zu verhalten nachzuäffen.

Etwas anders verhielt es sich allerdings mit ihrem Mann, einem schwarzbärtigen Riesen mit finsterem Gesicht und ungeordnetem Haar, dem man auswich, wenn man ihm begegnete. Aber wann begegnete man ihm schon? Besonders für uns Kinder gab es dazu kaum eine Gelegenheit. Er war Heizer von Beruf und arbeitete im Schichtdienst. Wenn er Frühschicht hatte, sahen wir ihn manchmal nachmittags nach Hause kommen, aber er nahm keine Notiz von uns und grüßte wohl auch die Erwachsenen nicht. Er war so groß, daß er sich bücken, und so breit, daß er die Schultern drehen mußte, wenn er durch die niedrige, schmale Tür seine Wohnung betrat.

In dieser Tür – es läßt sich nicht anders beschreiben, weil hinter der Tür direkt von der Straße aus zwei oder drei Stufen in die Küche führten – saß vom Frühjahr bis zum Herbst Rosalie auf der hölzernen, ebenerdigen Schwelle, die Füße auf der ersten Stufe. Sie saß dort wort- und regungslos und blickte wer weiß wohin, und kaum jemand der Vorübergehenden sah zu ihr hinab, und daß jemand sie grüßte, habe ich nur von meiner Mutter und der Bäckersfrau erlebt. Rosalie trug stets die gleichen Kleider. Einen langen, schwarzen Rock und eine dunkle, hoch am Hals und an den Handgelenken zugeknöpfte Bluse, und über dem Rock eine in Hüfthöhe auf dem Rücken mit Bändern verknottete dunkelblaue Schürze mit kleinen weißen Punkten. Wenn sie sich erhob, war zu sehen, daß sie an den Füßen schwarzwollene, selbstgestrickte Strümpfe und sogenannte Schlorren trug; das waren Holzsohlen, die mit einem halbkreisförmig ausgeschnittenen Stück Leder benagelt waren, das bis über den Spann reichte. Schuhe besaß Rosalie wohl nicht. Ihr gebräuntes, uraltes Kindergesicht lugte unter einem weißen Kopftuch hervor, dessen Zipfel unter dem Kinn zu einer großen Schleife gebunden waren und das selbst den Ansatz ihres Haares verdeckte. Damals, im Januar 1939, muß Rosalie etwa 60 Jahre alt gewesen sein. Genau wußte das vermutlich nie-

mand, aber es hieß, daß ihr Mann mindestens zehn Jahre jünger als sie sei. Ich kann mich an Rosalies Kinder nicht erinnern. Sie waren älter als meine damals schon erwachsenen Brüder und bereits aus dem Haus, wie man sagte. Aus dem Haus? So selten es vorkam, daß ich meine Eltern über Rosalie sprechen hörte – wenn von ihren Kindern die Rede war, befehligten sie sich mit Andeutungen und Weglassungen einer Art Geheimsprache und bedachten mich mit argwöhnisch-wachsamem Blick. Es kam auch vor, daß meine Mutter den ausgestreckten Zeigefinger vor ihre geschlossenen Lippen hielt und warnend „schschschsch“ machte, bevor der Vater – offensichtlich mit einer Neuigkeit – herausplatzen wollte oder die Gefahr bestand, daß Zorn und Grimm ihn überwältigen konnten. Besonders als ich älter wurde, das war dann schon während des Krieges, endeten diese in der Regel nach dem Abendessen stattfindenden Gespräche damit, daß meine Mutter es plötzlich eilig hatte, mich ins Bett zu schicken. Vater machte bei solchen Gelegenheiten stets ein etwas unglückliches, unbefriedigtes Gesicht, und einmal, er hatte, was mit zunehmender Dauer des Krieges immer öfter vorkam, auswärts getrunken, und die Eltern hatten ihre Unterhaltung flüsternd geführt, so daß ich außer dem Namen Rosalie kaum ein Wort verstanden hatte, einmal hieb er plötzlich seine schwere Faust auf den Tisch und brüllte: „Wenn mir dieser Neumann in die Finger gerät, schlage ich ihn windelweich, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Daß der mir nie ins Haus kommt, verstanden!“ Von der zu Tode erschrockenen Mutter augenblicklich zum Schlafen verbannt, fragte ich mich, was dieser Neumann mit Rosalie zu schaffen haben könnte. Er war Blockwart der NSDAP, ein kleiner, geradezu entsetzlich unscheinbarer, krummbeiniger Mann, der an den Wochenenden stets seine braune Uniform trug, mit einer Mütze auf dem Kopf, unter deren lackiertem Schirm er kaum hervorzusehen vermochte. Wenn er, die krummen Beine in steife, braune und auf Hochglanz polierte Langschäfte gesteckt und mit irgendwelchen Listen, Drucksachen oder einer Sammelbüchse ausgerüstet, seinen Wochenendauftritt hatte, steigerten wir Kinder dieses tragikomische Ereignis vollends ins Lächerliche, indem wir in langer Reihe im Paradeschritt vor ihm her oder hinter ihm drein marschierten oder ihm mit einem ebenso laut wie gleichmütig klingenden „Guten Tag!“ oder „Guten Abend!“ anstelle des Deutschen Grußes in wohlberechnetem Abstand in die Läden von Schuster, Bäcker, Metzger oder Kolonialwarenhändler folgten. Wenn wir Glück hatten, ab und zu, beteiligten sich die Erwachsenen an diesen Komödien, indem sie vor den Ladentheken ein den Nazi total verwirrendes „Fang-den-Lausebengel“-Spiel inszenierten, das manchmal mit einer regelrechten Neumannschen Demontage endete, weil seine Mütze und andere Gegenstände seiner Ausrüstung zwischen Heringsfässern, Mehlsäcken und Geschäftsmobiliar von ihm mühsam zusammengesucht werden mußten. Einmal, es war an einem wunderschönen Spätnachmittag im Herbst 1943, trieben wir unser Spiel mit ihm zwischen den von Soldaten der nahen Pionier-Kaserne vollbesetzten Tischen der Parkgaststätte „Friedrichsruh“. Die Sache, anfangs eine von grölendem Soldatenlachen begleitete Volksbelustigung, entwickelte sich fast zu einem Volksaufstand, als Neumann einige Soldaten – „Ich gebe Ihnen hiermit den dienstlichen Befehl!“ – aufforderte, ihm bei unserer Festnahme behilflich zu sein. Soldaten aller Dienstgrade salutierten vor dem aufgeblasenen Gnom. Durch die unsinnigsten, laut gebrüllten Befehle – „Auf ihn mit Gebrüll!“, „Panzer marrsch!“, „Feuer frei!“, „Sprung auf marsch marrsch!“, „Scharfschützen vor!“, „Legt an! Gebt Feuer!“ oder „Volle Dek-

kung!“ sowie artikuliertem Kriegslärm „Ssssst bummm!“, „Wiuuuu krach!“, „Rattattat, rattattat!“ und „Paff paff!“ – steigerten sie sich in einen Rausch, in dessen Verlauf sie sich auf alles stürzten, was sich ihnen in brauner, jedenfalls nicht militärischer Uniform entgegenstellte oder in die Quere kam. Als ein gellender Pfiff das Nahen von Polizei und Wehrmachtsstreife signalisierte, war der Spuk wie weggeblasen. Die Soldaten nahmen ihre Mädchen in den Arm, sangen lustige Lieder und ließen die Gläser klirren. Ein doppelamputierter Unteroffizier schüttete dem neben seinem Tisch kauernenden Neumann noch schnell ein Glas Apfelschorle ins Genick, und ein das Ritterkreuz tragender Stabsfeldwebel brüllte den Einsatzführer der Polizei so markerschütternd an, daß die danach unvermittelt einsetzende Friedhofsstille bedrohlich wie die Ruhe vor einem Artillerietrommelfeuer wirkte. Wir machten uns aus dem Staub, bevor Polizei und Wehrmachtsstreife abrückten, schlichen davon wie Diebe in der Nacht, jeder für sich, mit vor Aufregung glühendem Gesicht, auf Umwegen das eigene Zuhause suchend.

Rosalie. Es gelang mir an jenem Silberhochzeitstag meiner Eltern, die Ausführung des von der Mutter erhaltenen Auftrages bis nach Eintritt der Dunkelheit hinauszuzögern und, unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßnahmen, die direkt in die Küche führende Tür des winzigen Hauses ungesehen zu erreichen. Ich klopfte zaghaft, in der Hoffnung, von niemandem gehört zu werden, und wollte mich nach kurzem Verweilen schon aufatmend davonmachen, als die Tür doch noch geöffnet wurde und Rosalie ausrief: „Wen haben wir denn da? Komm rein, Bengel! Du erfrierst ja bei dem Frost.“ Sie nahm mir mit der Rechten den Kuchenteller aus den Händen und zog mich eilig mit der Linken die Stufen hinab in die schmale, enge Küche. Mit dem Fuß stieß sie die Tür zum Wohnzimmer auf, in dem ihr Mann, der schwarzbärtige Riese mit dem unordentlichen Haar, an einem leeren, viereckigen Tisch saß. „Sieh dir an, was der Bengel uns da alles bringt“, sagte sie. „Sogar vier Stück Torte. Du liebe Zeit, wer soll das bloß alles essen?“ Sie stellte den Teller mitten auf den Tisch, nahm mir die gehäkelte Pudelmütze vom Kopf, strich das Haar glatt, musterte mich aufmerksam von oben bis unten, befühlte mit streichender Bewegung den Saum des neuen Anzuges und sagte: „Schön haben sie dich für das Fest herausstaffiert. Und groß bist du schon. Wenn ich mich nicht täusche, ist er doch in dem kalten Winter 28/29 geboren, oder?“ Der schwarzbärtige Riese antwortete nicht. „Was ist“, rief Rosalie ungeduldig, „schläfst du, Mann?“

Es dauerte noch eine Weile, bis Rosalies Mann schwerfällig mit dem Kopf nickte, ohne mich anzublicken. „Also habe ich recht“, freute sie sich. „Zehn Jahre bist du also schon. Na ja, für den nächsten Krieg wird es nicht reichen.“ „Meine Mutter schickt mich“, sagte ich endlich. „Sie läßt schön grüßen, und Sie sollen es sich schmecken lassen.“

Der Mann saß an einer Schlammseite des Tisches, und nachdem ich meinen Spruch aufgesagt hatte, setzte sich Rosalie auf den Stuhl, der ihm gegenüber stand, faltete die Hände und legte sie in den Schoß. Ich wußte nichts mehr zu sagen und wagte auch nicht zu gehen. So stand ich mitten in dem Zimmer auf dunkelrot gestrichenen und gebohrten Dielen und schaute mich verstohlen um. Weitere Stühle waren nicht vorhanden. Auf einem halbhohen Schrank stand eine Petroleumlampe mit weißem Glasschirm. In einer Ecke neben der Tür gab es einen braunen Kachelofen, die Wände waren nicht tapeziert, sondern nur lichtgrün gestrichen. Rosalies Mann saß vor einem

grüngrauen Vorhang, der fast in Zimmerhöhe an einer Messingstange hing, aber nicht ausreichte, um den Durchgang zu einem angrenzenden Raum zu verdecken. Das Bild eines vollbärtigen Mannes mit hoher Stirn und langem Haar hing an der Wand neben dem Ofen, und ich konnte mich nicht genug darüber wundern, daß der buschige Bart dieses Mannes unter der Nase pechschwarz, ansonsten aber weiß war. Übrigens auch sein Haar. Das Bild zeigte eigentlich nur den Kopf des Mannes, denn von seinem Hals war wegen des wallenden Bartes nichts zu sehen, und die Brust wurde schon wieder von dem breiten Passepartout verdeckt. Um jemanden aus der Bibel konnte es sich nicht handeln, denn der Mann trug ein weißes Hemd und ein dunkles Jackett. Links konnte man das Revers erkennen. Rosalie und ihr Mann saßen sich am Wohnzimmerstisch stumm gegenüber. Der Riese hoch aufgerichtet, aber es schien, als sei ihm der Kopf zu schwer, denn sein Nacken war gebeugt. Er hatte die Unterarme auf den Tisch und die gewaltigen Hände übereinander gelegt. Sie waren sehr sauber, auch die Fingernägel. Überhaupt herrschte in dem kärglich möblierten Raum peinliche Sauberkeit und Ordnung, so daß man den Eindruck gewinnen konnte, seine Bewohner würden Besuch erwarten. Rosalie erschien im Sitzen noch kleiner und zerbrechlicher, als sie ohnehin war. Sie war wohl sehr müde, und obgleich ich mich unbehaglich fühlte, stand ich regungslos und wagte kaum zu atmen, denn ich fürchtete merkwürdigerweise, den großen Mann durch eine Bewegung oder ein Geräusch erschrecken zu können. Womöglich auch Rosalie, die offenen Auges nichts zu sehen schien.

Ganz langsam kam sparsame Bewegung in den schwarzbärtigen Riesen. Er verlagerte sein Körpergewicht etwas nach links und zog mit der rechten Hand eine abgewetzte, lederne Geldbörse aus der Hosentasche, entnahm ihr ein Fünfzigpfennigstück und legte es neben den Kuchenteller. Rosalie stand auf und holte aus dem halbhohen Schrank einen weißen, flachen Teller. Sie schichtete Torte und Kuchen um, nahm aus der Röhre des Ofens einen eisernen Topf mit heißem Wasser und verschwand mit ihm und unserem Kuchenteller in der Küche. Man hörte Wasser in eine Blechschüssel plätschern, und als sie wieder in das Zimmer zurückkehrte, polierte sie unseren Kuchenteller mit einem blaukarierten Küchentuch. Erst nahm sie den Fünfziger vom Tisch und schob ihn in den schmalen Schlitz meiner Jackentasche, dann gab sie mir den Teller und sagte: „Nimm ihn in beide Hände und paß gut auf. Es ist glatt draußen.“ Ich sagte: „Meine Mutter hat mir verboten, von Ihnen Geld zu nehmen.“ Rosalie antwortete: „Sag deiner Mutter, mein Mann hat dir das Geld für die Sparbüchse gegeben. Wir lassen schön danken und grüßen und wünschen noch einen fröhlichen Abend.“

Es fiel mir nicht leicht, aber ich trat doch zögernd zu dem Riesen und reichte ihm die Hand. Erstmals wendete er den Kopf und sah mich überrascht an. Ich spürte die rissige, harte Haut seiner gewaltigen Pranke, die meine Hand auch noch festhielt, als ich längst stumm einen tiefen Diener gemacht hatte. „Grüß deinen Vater“, brummte Rosalies Mann mit einer Stimme, die an den Wänden des kleinen Zimmers zu rütteln schien. Dann schob Rosalie mich hinaus, führte mich durch die dunkle Küche, die drei Stufen hinauf bis auf die Straße. „Halt den Teller schön fest“, rief sie mir noch nach.

Im Juni des gleichen Jahres kehrte Rosalies Mann an einem Sonabend von seiner Arbeitsstelle nicht in das kleine Haus zurück. Mein Vater erzählte, ein Kesselrohr sei geplatzt, Dampf und siedendes Wasser hätten den Heizer verbrüht. Wahrscheinlich

wäre es zu einer Katastrophe gekommen, wenn der Mann sich in Sicherheit gebracht hätte, anstatt bis zur letzten Minute seines Lebens alle wichtigen Hauptventile zu schließen. „Gerechter Gott!“ rief meine Mutter erschüttert aus. „Rosalie bleibt aber auch nichts erspart. Erst das mit den Kindern, und jetzt auch noch der Mann.“ Dann packte sie alle möglichen Dinge in einen Korb und sagte, sie werde zu Rosalie gehen. Wir Kinder versammelten uns in respektvoller Entfernung vor dem Gartenzaun und starrten ratlos zu den geschlossenen Fenstern des kleinen Hauses. Erwarteten wir, daß der schwarzbärtige Riese mit dem unordentlichen Haar doch wieder auftauchen könnte? Oder Rosalie die Tür öffnen und sich auf die Schwelle in der Tür setzen würde? Als die Bäckersfrau mit einem Korb am Arm zu Rosalies Haus ging, tauchte plötzlich hinter dem großen Holunderstrauch, der in der Gartenecke stand, der uniformierte Neumann auf, verstellte ihr den Weg und begann, heftig gestikulierend, auf sie einzureden. Die Bäckersfrau wollte an ihm vorbei, aber er hielt sie am Korb fest, es begann eine regelrechte Rangelei, und die Bäckersfrau schrie noch lauter als der Uniformierte. In allen Häusern wurden die Fenster aufgerissen, die Leute steckten die Köpfe heraus und verfolgten stumm die Auseinandersetzung. Eine Frau rief: „Kinder, lauft schnell weg bevor die Schupos kommen!“ Wir liefen aber nur über die Straße und drängten uns im Eingang eines Mehrfamilienhauses zusammen.

Jemand rief mir zu: „Lauf und hol deinen Vater! Vor dem hat der Neumann Schiß.“ Ich rannte in unser Haus und erzählte meinem Vater aufgeregt, was sich auf der Straße ereignete. Mein Vater legte die Zeitung aus der Hand und setzte eine neue Zigarre in Brand. Dann endlich nahm er mich an die Hand und kam mit, aber draußen war vom Neumann und der Bäckersfrau nichts mehr zu sehen. Nur ein paar Kuchenkrümel und eine zertretene Semmel lagen verstreut auf dem Bürgersteig. Jetzt verließen die Leute ihre Fensterplätze, kamen auf die Straße und erzählten meinem Vater, wild durcheinanderredend, was vorgefallen war. Plötzlich bog um die Straßenecke an der Kirche ein Wagen des Überfallkommandos und raste auf die Menschenansammlung zu. Das offene Auto hielt vor unserem Haus, sechs Schupos und ein Einsatzleiter, der neben dem Fahrer gesessen hatte, sprangen auf die Straße. Den Einsatzleiter kannte ich. Er gehörte zusammen mit meinem Vater dem Vorstand des Imkervereins an. „Na Karl“, fragte er, „was ist denn hier los?“

„Was soll los sein“, antwortete mein Vater. „Der Mann von einer Nachbarin ist heute an seiner Arbeitsstelle tödlich verunglückt. Du wirst davon gehört haben. Er ist im Kesselhaus der KWS verbrüht worden.“

Da drängte sich ein Mann, der einige Häuser weiter beim Schuhmacher wohnte, vor und schrie: „Gut, daß er verreckt ist, das Kommunistenschwein.“

Mein Vater sagte zu seinem Imkerfreund: „Er ist in der Systemzeit bei den Sozialdemokraten gewesen.“

Da befahl der Einsatzleiter den Schupos: „Packt den Kerl ein! Wir werden ihm über das Wochenende beibringen, wie man sich zu benehmen hat.“

„Ich bin Parteigenosse!“ schrie der Mann gellend, als zwei Schupos ihm die Arme auf den Rücken drehten.

„Zieh ihm was über die Fresse, damit er still ist!“ sagte der Einsatzleiter ungerührt. „So'n Kropfzeug hat uns heute gerade noch gefehlt.“ Dann verabschiedete er sich von meinem Vater, gab auch mir die Hand und kommandierte: „Aufsitzen! Ab, Otto!“

„Hoffentlich reißt ihr ihm den Arsch bis zum Stehkragen auf“, rief ein Mann den Schupos nach, und ein anderer sagte wütend: „Gut, daß wir jetzt wissen, daß der Schweinepriester in der Partei ist. Wenn er zurückkommt, werden wir ihm eine Abreibung verpassen, die sich gewaschen hat.“

„Von mir aus“, sagte mein Vater schulterzuckend und befahl mir, die zertretene Semmel aufzuheben und den Hühnern zu geben.

Allen erschien Rosalie nach dem Tod ihres Mannes noch kleiner und zerbrechlicher. Sie trug nun ein schwarzes Kopftuch anstelle des weißen und saß, auch wenn das Wetter es erlaubt hätte, nicht mehr jeden Tag auf der Türschwelle. Es kam nun auch vor, daß sie jemanden von uns Kindern zu sich rief und fragte, wie es den Eltern, Geschwistern oder wie es in der Schule gehe. Die Antworten aber schienen sie nicht sonderlich zu interessieren, und wir gingen ungern zu ihr, weil ihr Atem so unangenehm roch. Manchmal war sie tage- und wochenlang nicht zu sehen, und eines Abends sagte meine Mutter erbittert: „Woher sie nur immer den Fusel bekommt! Der Hübner hat mir doch in die Hand versprochen, ihr keinen Tropfen mehr zu verkaufen.“ – „Sie holt ihn vom alten Schwill“, antwortete mein Vater. „Er hat einen Vorrat im Keller, den die beiden ihr Lebtage nicht kleinkriegen können.“

Mein Vater war der Vormund des alten Schwill, den man vor ein paar Jahren entmündigt hatte, weil es in seiner kleinen Kneipe drunter und drüber gegangen war. „Dann wirst du dafür sorgen, daß sein Keller ausgeräumt wird!“ forderte meine Mutter aufgebracht. „Ich denke nicht daran“, gab mein Vater entschieden zurück. „Wenn du ihnen den Fusel nimmst, werden sie ihre letzten Pfennige durch die Hintertür zum Hübner tragen, der nur darauf wartet.“

Kurz vor Weihnachten 1942 tuschelten sich die Frauen in den Geschäften zu, Rosalie habe die Nachricht bekommen, daß ihre Tochter an Lungenentzündung gestorben ist. „War sie im Krankenhaus?“ fragte ich. Meine Mutter wollte mich mit einem „Davon verstehst du nichts“ abfertigen, aber mein Vater hieb wieder die Faust auf den Tisch und brüllte: „Jetzt haben die Hunde ihr nach den vier Jungs auch noch die Tochter umgebracht! Wenn ich den Neumann zwischen die Finger kriege, reiß ich ihm den Kopf ab.“

„Sei endlich still!“ jammerte meine Mutter mit tränenerstickter Stimme. „Du wirst uns mit deiner Schreierei noch alle ins Unglück bringen.“

„In meinem Haus kann ich brüllen, wann, was und wieviel ich will!“ tobte mein Vater weiter und schlug dabei mit solcher Wucht auf den Tisch, daß die Teekanne auf den Boden fiel und zerbrach. Dann stand er unvermittelt auf und wollte mit drohend erhobenen Fäusten das Haus verlassen, aber meine Mutter versperrte ihm den Weg und sagte weinend: „Aber der Neumann hat doch nichts damit zu tun, Mann. Denk doch wenigstens an deine Söhne.“

„Die Hunde heißen alle Neumann!“ schrie mein Vater. „Neumann! Neumann! Neumann! Prost Heil!“

Er schlief danach bald in seinem großen Ledersessel ein, und da erst packte meine Mutter einige Sachen in einen Korb und ging zu Rosalie.

Im Januar 1943 hieß es, Rosalies letzter noch lebender Sohn sei aus einer Strafkompagnie geflüchtet und zu den Russen übergelaufen. Wenige Tage später sah ich auf dem Weg zur Schule, daß die Tür zu Rosalies Wohnung zertrümmert und mit ein paar Brettern notdürftig vernagelt worden war. Rosalie sei früh um sechs abgeholt wor-

den, erzählten die Leute nachmittags im Milchgeschäft. Am darauffolgenden Tag, es war ein Sonntag, packte mein Vater Handwerkszeug in eine Ledertasche und ging, die Tür zu reparieren. Der alte Schwill und der kränkliche Schuhmacher kamen hinzu und halfen ihm. Die Bäckersfrau sagte, Neumann habe die Arbeitenden vom Dachboden seines Hauses aus mit einem Fernglas beobachtet.

Zwei Männer in schwarzen Ledermänteln wollten am Dienstagabend meinen Vater sprechen. Als ich sie ins Wohnzimmer führte – meine Mutter hatte sich schreckensbleich und haltlos schluchzend im Flur auf eine Truhe gesetzt – brüllten sie wie auf Kommando „Heil Hitler!“ Mein Vater legte die Abrechnung für den Imkerzucker zur Seite, schob die Brille auf die Stirn und begann umständlich in der Kiste eine neue Zigarre zu suchen. Dabei sagte er sehr leise: „Damit Sie wissen, woran Sie hier sind: In diesem Haus brüllt außer mir niemand!“ Er hielt ein Zündholz unter die Zigarre. „Verstanden!“ schrie er plötzlich.

„Na, na“, sagte einer der Männer, und der andere zeigte auf die Soldatenbilder meiner vier Brüder und fragte: „Ihre Söhne?“ Mein Vater stand auf. Er stellte sich mit gespreizten Beinen schräg vor die beiden Männer, steckte die Hände in die Hosentaschen und begann sich in den Fußgelenken zu wiegen, daß das Parkett knarrte. „Meine Söhne!“ sagte er nach einer Weile. Er ging mit dem Blick von einem Bild zum anderen und fuhr fort: „Der ist in Stalingrad. Der stand am Ladogasee, aber wir haben seit vier Monaten keine Nachricht von ihm. Der war zuletzt im jugoslawischen Partisanengebiet, und der liegt im Lazarett. Ich werde ihm schreiben, daß Sie hier waren.“ Die Männer tauschten Blicke aus, dann gingen sie. Einer rief von der Tür: „Na ja, es war die letzte Warnung.“

Rosalie wurde nach neun Tagen in einem Krankenwagen zu ihrer Wohnung zurückgebracht. Die Bäckersfrau, zwei andere Nachbarinnen und meine Mutter wechselten sich bis in die erste Februarwoche Tag und Nacht an ihrem Lager ab. Ein Jahr später schlug eine Fliegerbombe in das leerstehende Haus ein. Es fiel in sich zusammen, obgleich die Bombe gar nicht explodierte.

Peter Paul Zahl die lauscher, hochgestellt

für den minister
diesen fuchs
hing kein traube
zu hoch

Erasmus Schöfer Die Bürger von Weiler

Eine optimistische Tragödie

Personen

Kaspar Engist, Fischer und Landwirt
Elsbeth Engist, seine Frau
Klara Engist, deren Tochter
Jakob Biechele, Winzer
Hedwig Biechele, seine Frau
Kati Biechele, deren Tochter, Schülerin
Bert Wollschuh, Sohn des Bürgermeisters, Schüler
Jean Meyer, Landarbeiter
Frau Kruft, Lehrerin
Karl Meckel, Schüler
Renate Dörr, Schülerin
Bauer
Bäuerin
Der Sänger
Felbich, Ministerpräsident
Zwingli, Minister
von Strahl, Direktor
Krause, Chauffeur
Drei Maskierte
Bürger vom Königskopf, Polizisten, Stimmen

Zeit: Siebziger Jahre

Ort: Ein Weinbaugebiet in der Bundesrepublik
Deutschland in der Nähe des Rheins

1. Szene

Sommer, Morgen.

Wald. Am Ufer des Altrheinwassers. Engist löst die gefangenen Fische aus dem Netz. Der Hund Max. Der Hecht. Dann Wollschuh und Kati Biechele.

Engist: Da schaut Max – das ist ein Tier! Vorbei die Freiheit. Halb tot ist er und zeigt die Zähne. Verrecken muß du doch. Und wirst gebraten. Jeder hat seine Stunde. Wir sind halt die Stärkeren am Ende, das hast du jetzt gemerkt. *(wirft den Hecht in die Plastikschüssel)*

Was Max, wir sind die Stärkeren. Krank sind wir ein bißchen und jung auch nimmer – aber schlau! Im Wald ist keiner daheim wie wir, da solln sie kommen. Hier sind wir Könige. Sind alles Verbündete – die Bäume! *(er pinkelt, zum Baum)* Das ist eine Spende. Seich düngt.

(Kati kommt von der Seite, findet eine Pflanze, setzt sich auf einen Baumstamm, betrachtet sie, sieht Engist nicht, der weiter am Netz arbeitet. Gleich darauf Bert Wollschuh. Er sieht Kati, setzt sich neben sie, Engist beobachtet die beiden, amüsiert.)

Kati: Wollgras. *(Bert legt den Arm um sie, sie wehrt ab)* Gleich kommen die andern.

Erasmus Schöfer: Die Bürger von Weiler

Bert: Vergiß, daß du Biechele heißt und ich Wollschuh. Spürst du nicht meine Hand?

Kati: Ja. *(nimmt seine Hand weg)* Im Dorf redst du doch wie dein Vater.

Bert: Ich sag, was ich richtig find.

Kati: *(nimmt seinen Kopf, küßt ihn schnell, läuft weg, entdeckt Engist, erschrocken)*

Der Kaspar!

Engist: *(lacht)* Schon auf der Jagd, so früh? Hast denn den Waffenschein, Bert?

Bert: Frag ich dich, ob du hier fischen darfst?

Engist: *(lacht)* Dreihundert Jahr hat's uns keiner verboten! Aber ob's der Bürgermeister gern sieht, wenn sein Sohn die Winzertochter ins Gras legt –

Bert: Wir sind auf einer naturkundlichen Wanderung mit der Frau Kruft!

Engist: Und da hast du die Natur von der Kati entdeckt, wie?

Kati: Kaspar, bitte sag's nicht. Wenn du was weißt, weiß es das halbe Dorf! Der Vater haut mich zusammen –

Bert: Das soll er sich wagen!

Kati: Da fragt er grad dich.

Engist: Jetzt gehst du her, gibst dem Kesp auch einen Kuß, daß er vergißt, was er gesehen hat.

Kati: *(lacht, küßt ihn)* Puh – Schuppen! *(pflückt sie ihm aus dem Bart)*

Engist: Ein Fisch bin ich nicht. Da schau, mit dem hab ich gekämpft! Der hat nicht aus dem Wasser wollen.

Kati: Stark! Gibt's solche Hechte noch im Altwasser?

Engist: Nicht mehr lang, da sorgen die Herrschaften für.

Bert: Die Sprüche vom Kaspar kennt man, seit zehn Jahren.

Engist: Wirst auch noch dran glauben, Bert. Sag deinem Vater, Gruß vom Fischermeister Engist, wenn er den Ofen durchgesetzt hat, kriegt er von mir den letzten Hecht blau auf den Tisch, fertig im Rheinwasser gekocht. Im Neckar haben sie jetzt schon solche Krebsflecken am Leib, die Fische, die unterm Atomkraftwerk gefangen sind.

Bert: Horrorgeschichten!

Kati: Gibt viele, die's glauben.

Engist: Weil sie's geschn haben, mit eignen Augen, den Horror. Seit dein Vater den Bauplatz verkauft hat, hat er mehr Feinde, als Rindvieh im Dorf ist.

Bert: Mein Vater! Der Gemeinderat hat's abgestimmt!

Engist: War gut geschmiert vom Rheinwerk, mit Versprechungen. Und keiner weiß, was noch. Aber denken kann man sich's.

Bert: *(wütend)* Das setzt ihr in die Welt! Macht Stimmung mit Lügen!

Kati: Einer hat dagegen gestimmt, Kesp.

Engist: Das rech'n ich deinem Vater hoch an, Kati.

Bert: Weil er seinen Haß auf die Wollschuhs hat! Er stimmt gegen alles, was vom Bürgermeister kommt!

Kati: Mach dich nicht blind, Bert. Das zwischen meinem Vater und deinem ist eine Sache. Gegen den Bauplatz fürs Atomkraftwerk ist er, weil er Angst um die Trauben hat.

Bert: Gegen seine eigne christliche Regierung hat er gestimmt, die das Werk bauen will – das hat er noch nie getan! Und warum? Weil ein Wollschuh sagt, es ist gut fürs Dorf.

Kati: Jetzt bist du verrannt Bert.

Engist: Ihr seid mir ein Liebespaar. Jetzt gibst ihr einen Kuß, ich schau weg – nicht daß ich euch zerstritten hab.

Kati: Glaubst du mir?

Bert: Ich weiß was ich weiß. Und ich sag's.

Engist: Wie die Alten. Trag mir die Schüssel zum Wagen. (sie wollen nicht) Los, los, angefaßt, der Hecht beißt nicht mehr! (Engist schultert das Netz, sie nehmen widerwillig die Schüssel) Die Frau Kruft muß ich sprechen. Sie macht die Biologie bei euch?

Bert: Natur-Kunde! Umweltschutz! Das ökologische Gleichgewicht im jahrhundert-alten Auwald! Ich bete an die Macht der Sonne!

Kati: Gemein bist du! (läuft fort, Engist faßt die Schüssel mit an)

Kati: Kati!

Engist: Die hast du vergrämt, Bert.

Bert: Soll ich lügen? Würdest du lügen, Kesp?

Engist: Mußt du noch lernen, wie man die Weiber anfaßt. Man sagt nicht alles, was man denkt.

Bert: (setzt die Schüssel abrupt ab, der Hecht fällt heraus) Das lern ich nicht! Auch nicht, wenn du's sagst!

Engist: Hitzkopf! Jetzt liegt er im Dreck.

Bert: Und du mit! Keiner sagt hier mehr die Wahrheit! Das ganze Dorf ist ein Dreck! (nimmt den Hecht) Der ist jetzt dreckig, aber das ist die Haut. (reißt dem Hecht das Maul auf, zeigt die Zähne) Der lügt nicht – der beißt! (wirft den Hecht in die Schüssel, geht)

Engist: (ruft ihm nach) Wirst noch sehn, daß ich beiß, wenn's die Zeit ist! (trägt die Schüssel allein, mühsam) Komm Max. Als käm die Wahrheit an den Tag dadurch, daß man sie sagt. Eine Wahrheit, die keine Kraft hat – erschlagen wird sie. Eine gute Wahrheit braucht Geduld. Obwohl – (bleibt stehen) der Bert müßt bei uns sein, was Max? (er lacht, geht weiter)

2. Szene

Abend, Sommer. Tisch im Nebenzimmer der Rheinstube. Die Rheinstube ist mit einigen Trophäen und Werkzeugen der Fischerei ausgestattet. Engist, Jean, Frau Kruft, Kati, später Frau Engist, Biechele. Klara serviert.

Kruft: Gegens KKW sind wir alle. Aber wie, das ist die Frage. Hinstellen auf den Königskopf und schrein, das bringt nichts.

Jean: Je lauter, je besser. Daß wir Öffentlichkeit kriegen.

Kruft: Nicht nur Krawall. Sympathie brauchen wir. Die Leut solln uns zuhörn.

Kati: Ist doch egal wie, Frau Kruft. Hauptsach, es erregt Aufsehn!

Kruft: Rabatz machen, zum Spaß. Das hast du bei mir nicht gelernt. In einer Sache, wo's um die Gesundheit geht und womöglich ums Leben. Da ist Umsicht nötig, wie die Aufklärung geplant wird.

Engist: Geplant muß werden, und mit einer Strategie, die Frau Kruft hat recht. Das wird keine Hasenjagd.

Jean: Hast du Angst vor deinem alten Freund Wollschuh!

Engist: Scheißdreck redst du, Jean. Der Bürgermeister hat's eingebrockt, aber die Köche mit den Rezepten sitzen in Sturgarten. Da mußt du schon den Kopf schaffen lassen, wenn du dem Felbich ans Zeug willst und dem Zwingli.

Jean: Ja Kopf, Kesp! Ich hab im Steinbruch gelernt, wie du die Wände runterholst, auf den Meter, und nicht mit dem Arsch! So ein Kühlturm ist auch bloß Stein. Rumms, Staubwolke, da liegt er.

(Frau Kruft springt auf, rennt raus. Klara lacht schallend)

Was lachst du!

Engist: Kati lauf, halt deine Lehrerin fest – sag es war Spaß. (Kati ab) Und du hältst das Maul, Jean. Für Anarchisten ist kein Platz in Weiler.

Klara: Ich stell mir vor, weißt, wie du aufs Gelände schleichst, an den Sheriffs vorbei, mit einem Kilo Dynamit im Sack und eine Adlerfeder im Schopf!

Jean: Für Gänse red ich nicht!

Klara: Dem Jean fehlt die Freundin, Vater. Und Arbeit!

Engist: Arbeit wird's geben, wenn die Bürgerinitiative läuft, nicht zu knapp.

Klara: Wo nichts für gezahlt wird. Den Idealismus kann er nicht essen.

Engist: Willst du aushelfen auf dem Hof? Wir haben Heu jetzt, und Frühkartoffeln.

Jean: Was zahlst du?

Engist: Hast du Unterstützung?

Jean: Arbeitslosenhilfe. Hundert Mark die Woche.

Engist: Essen, Schlafen, Zigaretten.

Jean: Wenn's die Klara serviert –

Klara: Ans Bett, was? Spinner. Schaffen sollst du.

Engist: Die hundert Mark hast du Taschengeld. Der Hof wirft's nicht ab, Jean.

Kati: (kommt) Die Frau Kruft ist in der Küche, bei deiner Frau, Kesp. Die verstehn sich. Die Els schimpft, daß die Wände wackeln.

Engist: Recht so. Das läßt die Luft ab. Also überleg's Jean. Und gegens Atomkraftwerk, da sag ich: Wir dürfen der Regierung keine Handhabe geben, uns zu verbieten. Ich hab keine Angst vor Gewalt, Jean, wenn sie vom Volk ausgeht und gegen die Herrschaft gerichtet ist. Die Herrschaft provoziert das Volk, nicht wir.

Fr. Engist: (reißt die Tür auf, zornig) Im Wald könnt ihr das machen, die Verschwörung, ab mit euch, raus, Bombenleger will ich nicht haben im Haus!

Klara: (lacht) Heilandsak – die Mama!

Engist: Mutti, halt die Luft an!

Fr. Engist: Ich halt die Luft an, wenn ihr draußen seid! Dreckspatze elendige! Bomben legen! Daß uns die Polizei ins Haus kommt! Hab genug Polizei im Haus gehabt mit dem Kerl da! (auf Engist)

Engist: Ist doch nicht wahr, Elsbeth –

Fr. Engist: Ist es gesagt worden oder nicht? Frau Kruft!

Kruft: (ist hinter Frau Engist gekommen) Der Jean Meyer hat's gesagt, und da spiel ich nicht mit, daß Sie klar sehn!

Engist: Im Spaß hat er's gesagt.

Kruft: Spaß oder nicht, wenn's einer erfährt im Dorf, kann ich packen!

Klara: Scheiß hast geredet, Jean, gib's zu.

Jean: Wie die Küh, wann's donnert.

Jean: Widerstand kommt nicht von selbst. Das muß organisiert sein.

Engist: Erzähl du mir was! Mein Vater hat die Flugblätter rübergeholt, nachts, übern Rhein, von der Résistance, beim Fischen. Und die Schnauze gehalten. Aber wie dann die Nazi und haben Pferdemonsterung gemacht, 44, wollten den Bauern die Gäule

wegholen fürs letzte Aufgebot, und oben über der Nebeldecke die Bomber, Welle auf Welle, nach München hinein, daß du den Dünnschiff gekriegt hast, da hättest du ihn hören sollen, Jean, wie er hingestanden ist, hat gesprochen über die Naziverbrechen, und keiner hat ihn verpöffen. Weil sie's gespürt haben am Lebendigen, daß sie nicht Angst vorm Franzosen haben mußten, sondern vor den Hitlerschen. So ist das Dorf gerettet worden vor der Zerstörung, weil die Bauern im Volkssturm, die haben die Pioniere gefangen gesetzt, die die Brücke sprengen wollten, samt dem Kreisleiter, und haben die weiße Fahne aufgezogen am Kirchturm. Da kannst du lernen.

Kati: Als sie das erzählt haben in der Heimatkunde, hab ich gefehlt.

Klara: Die ganze Klasse hat gefehlt. Und dein Vater hat auch alles vergessen. Es gibt noch welche im Dorf, die wissen warum.

Engist: Laß das ruhn, Klara. Der Biechele ist kein Befürworter. Das zählt jetzt. Den holen wir noch dazu. Und ihr setzt euch her, daß wir beraten.

Fr. Engist: Ich setz mich wann ich will!

Engist: Dann geh halt an die Töpf! (sie bleibt stehn) Setzen Sie sich, Frau Kruft. (sie setzt sich) Hol noch einen Wein, Klara, aufs Haus.

Ich schlag vor, daß wir eine Demonstration organisieren, mit Traktoren, durch alle Dörfer am Königskopf. Was sagt da die Schule, Frau Kruft?

Kruft: Wenn's angemeldet ist, bei der Gendarmerie. Und friedlich hergeht.

Kati: Warum nicht auf Sturgarten? Da wo's gesehn wird. Vor den Weintrauben brauchen wir nicht predigen. Der Felbich soll's hören.

Jean: Über die Autobahn, jawohl! Das gäb einen Stau!

Kruft: Die Straßen sperrt ihr allein!

Kati: Wenn's die Bauern in Frankreich können.

Fr. Engist: Langsam fahrn würd auch genügen für unsre Leut. Um den Königskopf herum.

Klara: (kommt, schenkt ein, hinter ihr Biechele) Hast recht gehabt, Vater – Verstärkung kommt schon. Ohne Einladung.

Engist: Jakob! Hast du den Weg in die Rheinstube gefunden!

Biechele: Hab ich's geahnt. Hierher, Kati!

Kati: Was soll ich?

Biechele: Sofort! Hierher!

Kati: Ich sitz gut. (er geht um den Tisch, packt sie am Arm, zieht sie mit) Au! Vatter! Bist du verrückt!

Biechele: Das wolln wir mal gesehn haben, ob die eigne Brut ins fremde Nest liegt!

Fr. Engist: (stellt sich in den Weg) Spinnst du, Biechele! Laß das Maidli aus! Die hat nichts verbochen.

Biechele: Geh aus dem Weg, Elsbeth, eh was passiert!

Fr. Engist: Das Hausrecht hast du nicht in der Rheinstube, daß du's weißt!

Biechele: Meine Tochter ist es, und minderjährig, die verführt mir kein Kaspar und niemand zum Aufruhr!

Kruft: Zum Aufruhr! Bin ich eine Rote? Wir wollen demonstrieren und aufklären, gegens Atomkraftwerk. Wollen Sie radioaktiven Wein verkaufen?

Biechele: Keinen radioaktiven Wein und kein Aufruhr! Ich hab meine Eingabe gemacht. Das hier ist Verschwörung gegen die Regierung, was in dem Haus gekocht wird. Und eine Lehrerin macht sich damit gemein! Und du kannst gewiß sein, Kaspar,

daß ich die Gendarmerie hol, wenn du nicht die Finger läßt von dem Kind! (ab)

Fr. Engist: (weint)

Kruft: Jetzt nehmen Sie's nicht so tragisch, Frau Engist.

Fr. Engist: Grad war ein paar Jahr Ruh, ging aufwärts mit dem Geschäft, gearbeitet haben wir wie die Tier, daß das Haus steht und der kalte Krieg zu End ist im Dorf.

Klara: Gott, Mutter, hör auf! Warum hast du nichts gesagt, Vater!

Engist: Wenn er besoffen war.

Jean: Der Biechele ist eine Sau! Dem gehörts Haus angezündet!

Engist: (schreit) Dir gehört die Luft aus dem Kopf gelassen! Gottverdammte Großgösch!

Kruft: Das wär jetzt ein Fest für die Leute von der Regierung.

3. Szene

Fenster in der Staatskanzlei. Felbich, später Zwingli, beide mit leichter Maske und Kothurnen, aber keine Karikatur. Felbich betrachtet das Land mit einem Fernglas.

Felbich: Seltsam scheint mir zuweilen, wenn ich's betrachte, das Gewimmel der Menschen in diesem Land: wie sich's bewegt, schafft, jubelt, Hände ausstreckt, daß ich sie fasse, Lächeln schenke, Wege angebe – Ähnlich sieht wohl der oben herab auf uns Erdengewürm, erwartend Gebet, unsern Dank und Gehorsam. Schönes Land, dem mir der Wähler vorzustehn gab mit solch christlicher Mehrheit, daß ich Vater genannt werd, den abzurufen einzig dem Höchsten noch zukommt. Wohltuend ist dieses Polster. Ach ich lieb's – die Wälder, Hügel, grünenden Matten – Landesvater. Strenge und Güte. Die Feinde hilflos. Das strampelt und rudert, es wär zum Erbarmen, gäb's mir nicht Anlaß zu Donner und Blitz gegen alles, was lachhaft, von Sozialismus, demokratisch oder wie immer, träumt. Zehn Jahr schon sammelt mein Amt zum Schutz der Verfassung, speichert die Feinde der Freiheit in seiner Datei für den Tag X. Das genügt, ihn zu hindern, da jeder weiß, daß er erfaßt sein kann, nur nicht: ob. Dagegen die Vorteile unserer Güte! Ein Füllhorn. Die Ämter und Würden, Orden und Sitze, und alle reichlich dotiert! Reinen Herzens kann ich verteilen, was dies emsige Land, der Fleiß rechtschaffener Arbeitgeber erzeugt. Jedem das Seine drum, mit Gefühl und Gefälle, von oben nach unten, wie es die Schrift schon als göttliche Ordnung beschreibt. Eigentum garantiert. Nehmen ist Sünde. Wer aber geben will, darf. Was seh ich! Ein Unruheherd! Nein wirklich. Wieder die Kommunisten! Aufwiegler, neidzerfressen, berufliche Störer unsres geordneten Friedens! Herrgott, das ist eine Prüfung, ich weiß. Nun verleihe mir, wie immer, Kraft und Geschick. Innenminister! Herr Zwingli!

Zwingli: Herr Präsident?

(Leises Summen vieler Stimmen: „In Mueders Stübeli“)

Felbich: Schaun Sie durchs Rohr – wie der Erzfeind, niedergeschlagen, verboten dazu, das Haupt wieder hebt!

Zwingli: Am Königskopf! Mitten in Deutschlands fruchtbarstem Weinberg!

Felbich: Und unserm allerchristlichsten Wahlkreis, den wir eben mit einer strahlenden Sonne beschenken! Da wird mir Unruh gemacht! Sehn Sie Ordnungskräfte?

Zwingli: Ich sehe Traktoren, Fußgänger, Pferdefuhrwerke –

Felbich: Studenten!

Zwingli: Kopftücher, Filzhüte, Gitarren und Schilder.
Felbich: Parolen!

Zwingli: „Schützt unsre Heimat“, „Kein KKW“.

Felbich: Verfassungsschützer?

Zwingli: Inkognito. Sonst alles friedlich. Umleitung für den normalen Verkehr.

Felbich: Verdächtig!

(Das Summen wird stärker.)

Womöglich, Zwingli, ist diese Aufmüpfigkeit behördlich gemeldet, in Mißbrauch gesetzlicher Rechte, zum Schutz des gewählten Staates erlassen und nicht zu rebellischer Nutzung durch Störer. Wenn das Schule macht, Zwingli, seh ich für uns in wenigen Jahren die Lichter ausgehn! Da wird entschloßnere Vorsorge nötig!

Zwingli: Idee! Es sollte in unsrer Werbung nur heißen, daß die Lichter verlöschen, ohne: für uns, wenn nicht unverzüglich Atomkraft gebaut wird. Die Presse muß, bedient von bezahlten Experten, im Sinne der Volkswirtschaft dartun, was wir –

Felbich: Wer summt da?

(Sänger mit Gitarre tritt auf.)

Sänger: In Mueders Stübele do goht der hm hm hm
In Mueders Stübele do goht der Wind

D'r Wind sait d'Wohret, nit äso wie Zittig sait

D'r Wind sait d'Wohret, ich los 'em Wind

D'r Wind sait: D'Büre, de hän jetzt hm hm hm

D'r Wind sait: D'Büre, de hän jetzt Kriag

Felbich: Weg! Gespenst!

Sänger: De Kriag, de dundret nit, kunnt nit vu üswärts

De Kriag, de kunnt üs dinem aigne Land

Sin' nit d'Franzose, s'ischs große hm hm hm

Sin' nit d'Franzose, s'ischs große Gald

Felbich: Personalien!

Sänger: Wel d'r Atomschtrum, der git viel hm hm hm

Wel d'r Atomschtrum git viel Profit

Z'erscht kunnts Atomkraftwerk, dann kunnt d'Großchemie

Un bis dü Au gsait hesch, ischs Ländli hi

Felbich: Wasserwerfer! (Der Sänger verschwindet.)

Bohumil Hrabal Adagio Lamentoso

Ich schaue auf deine niedliche Figur, und es braucht keine Phantasie, um zu den Anfängen zurückzukommen, deine Morgentoilette ist aus feinem Stoff von Austernfarbe, und du bist mein Anspruch auf ein Moorbad, deine blauen Augen lauern mir auf mit milchigem Starfleck, mit unbeholfenem Zeigefinger streichst du die goldenen Zweige der Trauerweide beiseite und weißt wohl, daß du von mir das Allerschlimmste erwarten kannst.

Emotionale Blitze und eine goldene Hundertacht eröffnen im Finish einen Abflußweg, für das traurige Weekend, das ich jetzt zu leben beginne, die Kleider, von denen ich träume, sind aus dem Lachen sibirischer Zellulose gewebt, die grünen Hände von achthundert Mädchen sind Grund für ein süßes Geständnis, die Auffaltungen des Lachens lassen deine höfliche Maske erstarren, und die winzigen Knorpel deiner Porzellanöhrchen sind ganz versteckt im lauschenden Dickicht deiner vom Superoxyd ausgelaugten Haare.

Die Zeiger der zeitmessenden Dinge und Ereignisse drehen sich, entgegen dem Uhrzeigersinn, gegen die Stunde Null, dennoch ist ein einziger Tag, mit dem geliebten Mädchen auf einem norwegischen Gletscher verbracht, die Liebesbörse aller braven Leute. Die Freundschaft zwischen Mann und Frau ist eine Qual für beide, wenn sie gestern ausgezogen sind und einer Militärblaskapelle Beifall spendeten.

Ich würde so gern meine Kräfte zusammennehmen und dir mit einem Ruck das Gesicht runterreißen, ich würde gern mit einem Schlag alle deine Gedanken aufdecken, mit einem brutalen Ruck, wie man den Büstenhalter wegrißt, wie man die Unterwäsche runterreißt.

Über die Riemen der Wege komme ich zurück zum Anfang des Gehens, die offenbare Herrlichkeit der animalischen Erfahrungen wünscht den dürstenden Städten Schwimmbecken voller Kinder. Deine Vergißmeinnichtaugen, durchbrochen von einem bläulichen Majolikastreifen, fangen meinen kalten Blick auf, genau beobachtest du, wie das Messer meiner Imagination nach rückwärts vordringt zu den Quellen der Dinge.

Der letzte Bach wird als letzter Tropfen in den Fluß eingesogen, der letzte Fluß wird ins Meer eingesogen, und der Ozean verdampft als letzte Wolke in den blauen Himmel.

Ich sehe, wie du mit mir diesen aufsteigenden Fall verfolgst, ich sehe, daß nicht eine Phase dieses Striptease dir entgeht. Scheinbar folge ich der Erinnerung an dein weißes Seidenkleid mit goldenem Besatz, der Ärmel war am Handgelenk durch Schlitz geöffnet für meine Sehnsucht, zwei konkave Buchten aus sahnig gelbem Kaschmir, ich aber verfolge um so schneller, wie ein reiner Brunnen und ein göttliches Ago dem Frühling entgegengehen, und du lachst über mich, wenn du siehst, wie ich eine Handvoll fruchtbaren Lehm aufhebe und, an der Erde riechend, auch an dir rieche.

So angefüttert durch eine Schüssel krauser Schnipsel, schlürfe ich die Hoffnung der Sanduhr, und für ein ordentliches Auskommen ist mir am liebsten die Trauer, ein Stück Draht, bei der Benzinpumpe gefunden, verbindet mich mit der Ewigkeit, die Brut der Forellen im Käfig ist mein zerstörter Honigmond. Jetzt sitze ich am Boden

der Kneipe von Kerko, die Butzenscheiben des Waldes als Wände eines großen Aquariums, du schwimmst dicht an der Decke wie eine Biene, die in die Waben meines Gehirns gefallen ist, wehende Vorhänge sind der unaufhörliche Prozeß der Hoffnung, und im Kühlschrank ist der Tribut an mein Schicksal niedergelegt. Die letzte Flamme des Abends saugt das letzte Balkenwerk in sich, ich aber lese währenddessen um so lieber in der Zeitung, wie die Löwen zwanzig Minuten lang ein Piano gebissen und die kleinen Löwenkätzchen einen Sportreporter bezaubert haben, die Leute mit Flugkörpern aus Sargdeckeln, mit unbeweglichen Flügeln aus Lehm sind gleichsam eingesaugt in die Erde, aber die schönste Glorie einer menschlichen Atmosphäre ist ein wirkungsvolles Bild, und die Zukunft der Menschheit ist der Buchhandel.

Dabei höre ich nur in meinem Hirn das Geräusch deiner süßen Glieder, eine Haut hast du, geschmückt mit zarten Rissen, du bist übertragen in ein Koordinatensystem aus Zigarettenrauch, steigst nach oben wie die Blasen im Siphon, Bäume und Blumen beschreiben einen Kreis, der Apfel fällt vom Apfelbaum, schon mit einem Apfel im Kern, die letzten Trümmer des Abends gleiten still in den weichen Staub, mich aber erfreuen unterdessen die Extreme und Übergeschnaptheiten von Gesängen der Zeitungspoesie. Und da ist auch noch deine jugendliche Büste, und da ist dein Rock, zusammengezogen vom Gürtel bis zu den zart gebauchten Falten, und da ist dein Seidenkleid von Elfenbeinfarbe, im Empireschnitt, da ist im Gedächtnis aufbewahrt ein Firmungskleid, und da ist deine Rückseite, mit Bierflecken, und da sind deine losen Haare, und aus dem Kopf quellen Notenlinien. Ich sehe dich jetzt nackt unter dunkelbraunen Balken schwimmen, ich sehe deine rhythmischen Arme, angeleuchtet durch einen raschen Spritzer aus dem gelben Lüster, ich sehe, wie von deinen stoßenden Füßchen sprudelnde Quellen springen, sehe die Perlen, die aus allen Poren deines Körpers aufsteigen, du bist eingetaucht in ein phosphoreszierendes Bad, und von deinen schimmernden Gelenken zischen Ströme von Sodawasser, rauschende Flossen, Schwingen aus Mineral, Flügelchen fliegender Fische, die Fittiche, die der schöne, junge griechische Gott Merkur an die Knöchel montiert hat.

Vollmond durchglitzert die ersten Fußstapfen von Armstrongs Sohle, mich aber hat die Nachricht von Večerní Praha mehr ergriffen, wonach das achtundsechzigjährige Kräuterweiblein auf einer blühenden Wiese einschlief, in eine Mähmaschine eingesaugt wurde und ihr Leichnam, nicht zum Wiedererkennen, mit Heilkräutern und Heu aus der Maschine herausfiel.

Der Sternen-Mikrobus steht immer noch an der gleichen Stelle, aber da sind deine Kleiderchen zum Radfahren, und dieses Kostüm aus dunklem Cheviot hat eine Samtrose in der Mitte, ich aber beneide derweil die Luft, weil du hindurchgleitest wie Toilettenseife über die Handfläche, ich neide dir, daß dein Gesicht mit frischen Tränen von Gelee Royal eingeschmiert ist, ich beneide das Glaspapier, mit dem du überzogen bist, und daß die Männerblicke sich an dir reiben, wohl wie leicht entzündbare Streichhölzer, ich beneide die Schwadron Sperma und die Engelswurzeln, die deine ständige Anwesenheit neben mir hervorruft, ich beneide mich selbst, daß ich dich beneide, weil die menschliche Sehnsucht alles vermag, eine Sehnsucht, explosiv wie Kinderunglück. Du beugst dich jetzt vor, und aus dem Mund rauscht dir eine zerrissene Kette von Mundpastillen, du leuchtest durch das Lokal wie ein großer Splint Lindenholz.

Aber Leben ist Beiseiteräumen von Unsauberkeit, Gnade und Zufall und Notwendigkeit sind pausbäckige Drillinge des Wunders, freilich, wenn ein Mädchen einem einen Korb gibt, klingt das noch wie Geflüster im Mai, wir hätten es bloß gern eine Nummer kleiner als ein Weltraumschiff.

Die Scherben zersplitterter Puppen haben meine Seele verletzt, die Raupe, die gerade vor meinem Auge dahinkriecht, ist größer als der in der Ferne fahrende Schnellzug. Irgendein Landmann aus den mährischen Bergen hat, als er vor Jahren keine Arbeit bekam, mit dem Riemen das Standbild von Jesus Christus verhauen.

Ich sehe, wie mein Leben eingesaugt wird in das Leben meiner Mutter, ich sehe, wie ich an der Nabelschnur zurückgewickelt werde bis in den Bauch der Urmutter Eva,

ich sehe, daß die versauten Unterhosen ein Abdruck des Unendlichen sind, und als edles Erschauern die vermischten Därme zu höchster geistiger Schau führen, ich sehe meinen Samen, wie er gegen den Strom zurückgezogen wird, bis zur ersten Pollution, ein Fisch im Bergbach,

ich sehe, wie ich durch die Geschlechtsorgane aller meiner Vorfahren zurückgezogen werde in den Samengang des Urvaters Adam.

Handgreiflich erlebe ich die Resektion der Rippe, die mir bis heute fehlt. Alle meine Poren spüren einen Zustand höherer Bereitschaft, und in feiner Wäsche ist die sichtbare Welt niedergelegt, hinter dem Tischtuch jenes Landes dehnt sich die lebensspendende Leere, und niemals werde ich an die Spitze der gekreuzten Schwerter der Widersprüche gelangen, niemals werde ich die Zipfel der vier Weltenden auseinanderknoten können.

Es ist schön, Glasplättchen klirren zu hören, und zu sehen, wie du dich auf die andere Seite der Dinge wirfst.

Nun fliegst du ganz tief über die Wiese wie eine Schwalbe vor dem Gewitter, die blühenden sibirischen Schwertlilien kritzeln dir violette Blitze an die Brust, jetzt hast du angehalten und bist in der Luft erblüht, wie die Seejungfer, die in alten Drogerien über dem Pult hing, jetzt bist du in den Duft blühender Oliven geschwommen, weil du weißt, wie gern wir blühende Olivenzweige abreißen, und im Wäscheschrank bedecken wir damit Hemden und Leibchen, alle Düfte aus dem Auenwald sind Ansichtskarten von dir, die Sanddüne hinter dem lichten Kiefernwald hat die Farbe deiner körnigen Schenkel und Hüften,

eine Wiese blühender Margeriten gibt den unhörbaren Ton deiner bewegungslosen Wimpern wieder.

So sind wir damals Hand in Hand schweigend durch die schilfgrüne Abenddämmerung gestreift, in den Militärkasernen blies man angstvoll einen beklemmenden Zapfenstreich, der Abend war mit violetter Waschseide gefüttert, in den Militärkasernen blies man angstvoll einen beklemmenden Zapfenstreich, die Schatten legten sich in tiefgrüne Buchten.

Die Straßenverkäufer von Večerní Praha riefen: Minister aus dem Flugzeug gefallen! Wachsame Grenzerauge rettete Heiligenbilder im Wert von mehreren Millionen

Kronen! Leichnam eines unbekannten Mannes im Wäldchen von Kersko gefunden!
 Ich sehe, wie in der Unterführung am Wenzelplatz jene grotesk beängstigende Schönheit weitergeht, eine freudige Leere die Ereignisse mit einem Igelitumhang einhüllt, ich stehe vor dem Trümmerfeld eines Sonnentages und sehe, die Wiederholung bringt eine fröhliche Verderbtheit und die Inschriften und Aufschreie geben mir Frische.
 Das Moldauufer glänzte damals wie ein schwarzes Samtband, in den Militärkasernen blies man angstvoll einen beklemmenden Zapfenstreich, dein Geschlecht war verschlossen durch Heftstiche, Spangen aus goldenen Bändern und Samtknöpfchen, ein Geschlecht, hochgeschlossen wie eine Taftbluse.
 Einmal haben wir bei einem ungestümen Regenschauer auf einem großen Stein zwei Schnecken sich lieben sehen, sie waren mit ihrem ganzen feuchten Körper zusammengepatscht wie zwei Butterbrote.
 Ich gehe jetzt durch eine tiefe Nacht ohne Lichter, mich leitet bloß ein abgeschnittenes Stück Himmel ohne Sterne, ich gehe unermüdlich in den Keil der aufeinander zu laufenden Fichtenkronen, und je tiefer ich in die Tiefe des Waldes eintauche, um so genauer weiß ich, ich gehe deinen geöffneten Beinen entgegen, und mein Traum erfüllt sich bald, daß ich in deinen Schoß einfahre wie ein Erntewagen in ein barockes Tor. Aber eine Biegung hat den Waldweg begradigt und bis zu einer respektablen Entfernung die Wurzeln und die Quelle fortgeschoben, aus der deine Beine entspringen. So angebunden an das Wasserrad einer Mühle, platsche ich in Situationen hinein, die ich bisher nicht kannte, die Kathedrale zerbröckelt nach Standbildern in die Schriftzüge von Plakaten, jedoch aus dem Apfel, der aus Buchstaben geklebt ist, läßt sich von neuem die Bibel zusammensetzen, das Empire-Portal des letzten Bahnhofs im verfallenen Galizien läßt sich in ein griechisches Tympanon zurückverwandeln.
 In den Militärkasernen blies man angstvoll einen beklemmenden Zapfenstreich, das grüne Leuchten des Wassers, das Fenster zum Fluß ist offen, ein loses blusiges Oberteil ohne Körper hüpfte im Rahmen.
 Ich laufe über feuchten Sand und denke an dein Fleisch, ich denke an deinen Hintern, ich denke an die hohe und zarte Form deines Nackens, ich denke an deine bäurischen Hüften, zusammengezurrte von einem Korsett, und geschmückt von zwei Druckstreifen, vorne ein Gebinde, geflochten aus aufstrebenden Haarbüscheln, ich denke an eine Scherbe Sèvres-Porzellan.
 Ich bin zu einem Waldbach hinabgestiegen und spritze mir wieder und wieder aus dem Graben Wasser ins Gesicht und schmecke still die destillierten Säfte der Dorfschönen, die lange schon auf den umliegenden Friedhöfen begraben sind, die gefiltert durch Heidekraut, Sand und Farn, durch Gewässerrinnen, ich tauche das Gesicht in dieses geweihte Wasser und segne mich mit dem Kreuzzeichen, mit der Vertikale deines Geschlechts und der Horizontale deiner Lippen.

Der Straßenhändler von Večerní Praha hat gerufen: „Fehlt wem ein Familienangehöriger?“
 Der Partisan Czesko schrieb mir, ich sei ein Brunnen, in dem ein Kind ertrank.
 In den Militärkasernen blies man angstvoll einen beklemmenden Zapfenstreich, und wenn ich nüchtern bin, zeige ich Anzeichen von Betrunkenheit.
 Das Wasser hat sich verjüngt, und meine Augen wurden verschönt zu Leitersprossen.
 Wenn der Herr stirbt, weint auch das Gesinde.
 Schon wieder nur ein brennendes, brennendes, brennendes Lachen.
 Ich bin sterbensmüde, aber glücklich.
 Und Amen.

(Deutsch von Elvira Högemann-Ledwohn)

Von Mácha, Hašek, Babel und Hrabal

Bohumil Hrabal, Jahrgang 1914 und einer der bekanntesten tschechischen Schriftsteller seiner Generation, lebt in einem kleinen ländlichen Ort in der Nähe von Prag. Hier hatte ich im Sommer 1977 Gelegenheit, ihn ein wenig auszufragen über seine Arbeit, seine Ansichten zur Literatur, seine literarischen Vorbilder – kurz, über den Schriftsteller Hrabal. Er gab so lebhaft und freigiebig Auskunft, daß mir beim Zusammenschreiben meine Fragen entbehrlich schienen – soll auch dieser Text nach Hrabal als das erscheinen, was er im Wesen ist: der Vorgang einer Erzählung.

Elvira Högemann-Ledwohn

Das Schreiben macht mir Freude, ich muß einfach über alles schreiben. Und doch – ich fürchte mich fast vor meiner Schreiberei, weil ich immer auf das komme, was mich aufregt, provoziert, was anderen dann so ein bißchen anrühlich erscheint. Der Wunsch, einen nicht ausgetretenen Weg zu gehen... In der heutigen tschechischen Literatur gibt es, wie schon in unserer älteren Literatur, starke pädagogische Tendenzen, die geradewegs ein leicht faßliches, aufklärerisches Ziel für das Geschriebene ansteuern: Alles endete immer damit, daß aus den Leuten etwas Ordentliches wurde. So eine Tradition wiegt natürlich schwer. Im vergangenen Jahrhundert gibt es ein paar seltene, aber um so kostbarere Ausnahmen, ich denke an Mácha, der sich auch auf das Abseitige einließ, um für dieses Volk zu schreiben. Von Mácha geht eine andere Linie aus, die schließlich in unserem Jahrhundert bei Hašek ankommt, den sie als Literaten nicht so richtig für voll nahmen, weil er die Sprache verdarb und alles so herunterzog, sogar den Präsidenten, und Čapek, dieser Proletarier, dieser grobe, der schreibt, wie

1 Hrabal schreibt dazu: „Ich wurde inspiriert vom aviatischen Stil der Malerei Chagalls, ich habe die Poetik dieses Protokollanten und Zuschneiders phänomenaler äußerer Ereignisse angefüllt mit einem Modell innerer Sehnsucht, das mir erlaubt, mich in eine junge Frau zu verwandeln und mit der Taschenlampe der Phantasie in die Vergangenheit zu leuchten...“

die Leute in der Kneipe reden. Er gehört in die für mich wichtige expressive Linie – so will ich es mal nennen – wie Franz Kafka oder Ladislav Klima, deren Texte schwierig zu interpretieren sind: Da wird nicht über alles geredet, es ist mehr wie bei Tschow, manche Geschichten sind wie Szenarien; Grausames, Lächerliches und Schönes passiert unvermittelt nebeneinander. Ein ganz Großer in diesem Jahrhundert ist für mich Babel mit seiner Reiterarmee, der hat das auch: Brillantringe, Pferdedreck. Ganz schön schlau erzählt er seine Geschichten von dem, was ihm bei der Reiterarmee begegnet. Dabei hatte er es auch nicht einfach, der Marschall Budjonny fand die Erzählungen gar nicht so gut und schrieb sogar dann selbst eine grundsätzliche Kritik dagegen. Aber Babel konnte nur so schreiben, wie er es gesehen hatte – das ist auch mein Fall, deswegen fürchte ich mich manchmal vor meiner Schriftstellerei. Gerade ist ein neues Buch von mir erschienen, *Postřiziny* (dt. Titel: Die Schnur); ich habe aufgeschrieben, wie es in der „guten alten Zeit“ in einer Kleinstadt, in einer bukolischen Landschaft, meiner schönen Mutter ergangen ist – genauer: das, woran ich mich erinnere aus der Zeit, wo ich ein neun- bis elfjähriger Junge war. Das hat eine neue Poetik erfordert, ich habe mich anregen lassen von Chagalls Bildern,¹ sonst erzähle ich ja von heute und den heutigen Dingen. Der Band erschien in einer Auflage von 25 000, war schnell verkauft, ich habe mit 500 von meinen Büchern eine Vernissage veranstaltet. Herumfahren und Vorlesen liegt mir nicht. Ich möchte die Leute anderswo treffen. Bevor ich schreibe, gehe ich in die Kneipe, rede da herum, was ich mir ausgedacht habe, lasse die und die Story los – und immer kommt etwas zurück, die Sache wächst gewissermaßen, bekommt ein Gesicht, eine Ordnung, ich drehsle, runde ab, gebe noch etwas hinzu... Ich bin da eher ein Gefäß für Geschichten, Notizen mache ich mir natürlich nicht, ich hoffe, es bleibt alles in meinem Gedächtnis. Ich will nicht sagen, daß ich dann alles so schreibe, wie es sich da ergeben hat – dieser Mechanismus läuft viel komplizierter, der Text fließt nicht nur aus dem Gesehenen und Gehörten, sondern aus dem komponierten Vorfall. Ein Buch hat meiner Meinung nach seine Bedeutung nicht dadurch, daß sich der Leser von Seite zu Seite schleppt, sondern indem es ihn aus der Reserve lockt, ihn aufregt oder blockiert, sich in ihn einschleicht auch gegen seinen Willen, daß einer sagt: Wieso ist das Kunst, das gibt's ja überhaupt nicht, das hat es nie gegeben! So wie bei Babel.

Die Leser schreiben mir. Das lese ich so wie eine Legende über mich. Ich habe die Schachfiguren aufgestellt, und das Spiel geht los. Einer dieser Briefe war besonders schön, der Mann war in seiner Ruhe aufgestört, er schrieb: Du Schwein, du Miststück, tausend Kronen Strafe müßtest du zahlen, wie konnte der Lektor so etwas durchgehen lassen, er war echt empört. Recht hat er. Ich schreibe nicht nur über angenehme Dinge. Ich habe über das Leben meiner Mutter geschrieben, ein Leben voller Widersprüche, ziemlich wenig verklärt, ich bin ja kein Heiliger. Die meisten Leute begreifen das und sagen, so ist es. Mich lesen die verschiedensten Leute, ganz normale, dann schreibt mal ein Professor, mal ein Pfarrer, Studenten, eine Tippmamsell. Aber ich habe nur höchst selten geantwortet. Eigentlich bin ich im richtigen Sinne gar kein Schriftsteller, ich könnte auch Gemüse züchten, hier in Kersko...

Was ich schreibe, ist schwer zugänglich? Das sagen doch bloß die Ausländer, weil ich kein schriftsprachliches Tschechisch schreibe. Nur ist das ja wohl keine solche Ausnahme, wenn man an Joyce, an Morgenstern, an Celine denkt. Man braucht eben einen breiten Wortschatz, den Slang, um bestimmte Typen herauszubringen. Bei mir ist

das so: ich mag diese Sprache, die man in der Kneipe spricht... In der Kneipe, beim Bier, sind lebendige Leute, die ohne den Slang nicht auskommen, da entstehen solche Wörter, sie wachsen aus den Gesprächen, die Termini verschieben ihre Bedeutung. Wir haben solche Wörter aus dem Österreichischen, aus den dreißiger Jahren, aus dem „Protektorat“: die jungen Männer gebrauchen sie zuerst, die den Ton angeben auch mit Wörtern. So haben wir einen ganzen Vorrat abgesunkener, vergrößerter Wörter, auch Halbstarkenwörter.

Für jede Sache haben wir solche Bezeichnungen, die die Leute zehn Jahre dafür am liebsten verwendet haben. Neben den schriftsprachlichen Ausdrücken sind das – allgemeinverständliche, nur nicht so schmeichelhafte, die eben eine bestimmte Beziehung zu dieser Sache mit drinhaben. Das ist ein ganz normaler Vorgang, auch die deutsche Bibelübersetzung ist in einem Slang geschrieben, und Literatur gibt's zum Beispiel im mecklenburgischen Dialekt. Bei uns findet man schwer ein Buch, das ganz im Dialekt geschrieben ist. Nach dem Krieg hat es so etwas gegeben. Ostrava hat zum Beispiel einen prachtvollen Dialekt, aber dann kam das Fernsehen, und heute spricht man da – tschechisch. Schade, im Fernsehen wird der Dialekt zum Jux gebraucht, damit die Leute lachen, dabei ist die Sprache Ausdruck dieser Landschaft, ihrer Farben, der Lebensweise ihrer Leute. Einige Autoren bei uns gebrauchen heute schon auch diese großstädtische, folkloristische Prager Redeweise, die erst nach Dialekt zu klingen beginnt. Ich bin aus Mähren, da bin ich zur Schule gegangen, ich spüre, das ist meine heimatliche Landschaft. Manchmal hab ich das Bewußtsein, ich kann und will manche Dinge nur in dieser Redeweise ausdrücken, die ich als Junge gehört und gesprochen habe.

Die Ansichten über Literatur sind wahrscheinlich immer von zweierlei Art: einmal diese freien, spontanen, sich selbst keine Rechenschaft gebenden psychoanalytischen Texte – und die andere Art, wo der Mensch sich beherrschen muß, wo er ein bestimmtes Maß finden muß, damit der Stoff überhaupt etwas ist und damit die Leser besser erzogen werden. Ich möchte über die Menschen schreiben, so wie sie sind, über das Trauma der Liebe, der Geburt, des Todes, über alle Kategorien, die der Mensch durchschreitet. Man muß den Menschen in Bewegung sehen, als etwas Lebendiges sehen, das fortschreitet, individuell immer ein bißchen anders als statistisch-gesellschaftlich. Nehmen wir einen braven Familienvater, der ordentlich arbeitet, abends nach Hause kommt, sein Bier trinkt, sich vor den Fernseher setzt und dann schlafen geht – das ist nett, aber auch wenn er ein guter Arbeiter ist, ist es nichts für die Literatur. Und auch für das Leben ist es nichts. In der Literatur und im Leben sind die Leute interessant, die in einer Konfliktsituation sind, die irgend etwas wollen. Wo man sich selber fragt, was wird denn jetzt? Diese guten Leute da, die leben zwanzig Jahre ohne Veränderung, aber andere, bei denen geht das im Sprung – warum schreien sie, warum fürchten sie sich, und wie soll das mit ihnen weitergehen? Gewiß sind die Braven, die abends am Fernseher sitzen, nicht für die Literatur verloren. Ich glaube, daß jeder früher oder später in so eine Situation kommt, wo er etwas entscheiden muß, wo er sich einsetzen muß. Existentielle Situationen sind für jeden vorbereitet. Es genügt, daß ein Kind sterbenskrank wird oder daß einer, ein ganz konventioneller Mensch, sich auf einmal in irgendein hübsches Mädchen verliebt, und schon ist er ein Gegenstand für die Literatur. So fängt das an. Und ich meine, diese Erzählung, diese Beichte über die Liebe ist um so schöner, je ungehemmter sie ist. Er muß seine Ehre beiseite

lassen, seine Kinder, seine Frau, alles. Wenn ein Mensch so handelt, ist er einfach ein Held. Aber wenn wir gleich anfangen zu messen, nach Erziehungsmaßstäben zu urteilen, dann verliert die Literatur das Wertvollste. Denn ein solcher Mensch muß spontan handeln, er hat nicht den Schutz des Intellekts bei dem, was ihm passiert, er muß es durchstehen, durchleben, so wie man eine gute Musik durchlebt oder wie die Helden bei Shakespeare ihr Schicksal durchleben. Wenn wir heute über den Menschen nicht das Schicksal sehen wie bei den alten Griechen, sondern alles aus dem Charakter hervorgeht und daraus, wie die Menschen leben, so muß dieser Charakter, wenn er für den Schriftsteller interessant sein soll, immer etwas diskordant sein. Ein wenig... nun, nicht angeknackst, aber doch beinahe und in dieser Richtung. Es muß jemand sein, der sich in bestimmten Situationen ungewöhnlich, unvorhersehbar verhält, der schon etwas außer der Reihe ist. Oder auch einer, der etwas hat, wofür er sich einsetzt – den Sozialismus, daß sich in der Gesellschaft etwas ändert: schon wieder nichts als Konfliktsituationen.

Ich lebe hier in Kersko, nicht als Gast, ich bin sogar Abgeordneter im Národní výbor (etwa: Kreisrat), der hier im Ort sozusagen eine Verlängerung, einen kleinen Ausschuß hat. Da arbeiten so einige zehn Leute, wir kümmern uns um die Alleen, richten die Wege, passen auf die Fischteiche auf, organisieren Freizeit am Samstag, damit die Leute zusammenkommen, und auch Flohmärkte. Wir veranstalten demnächst einen Sommerkarneval, mit Umzug und Musik, mit Spaß, Wein und Bier, alles wird mit einem großen Lagerfeuer abschließen. Wir treffen uns einmal im Monat, informieren uns und beraten. Seit neuestem bin ich Mitglied der Finanzkommission im Kreis. So nehme ich mein Bürgerrecht wahr, ich sehe das ein wenig als Pflicht, allerdings auch als Freude, daß der Mensch Anteil nimmt.

Wenn 1978 mein nächstes Buch erscheint, wird man sehen, es sind Erzählungen aus diesem Ort, Geschichten von heute und über die Menschen hier. Dieses Kersko ist für mich so etwas wie ein Theater: jeder Mensch hat da seine Geschichte, seine Gewohnheiten, jeder trägt sein Kreuz, es kommt ganz schön was zusammen. Ich habe dem Ganzen eine Art Tagebuchform gegeben, keine schwerfällige Schreibweise, keine so langen und schweren Sätze, und alles, wie man so sagt, noch im ersten Wasser, nach der ersten Zeichnung. Auch der Ort zeigt sich im Urzustand, als ein Ort von Heiden. Ich glaube, das ist sehr unterhaltend, und darauf lege ich größten Wert. Dabei meine ich Unterhaltung in einem leicht transzendenten, metaphysischen Sinn. Shakespeare ist für mich ein unterhaltender Schriftsteller, auch Dostojewski. Babel ist unterhaltend und kurz. Jeder Leser soll sich an meinen Büchern erfreuen, sich nicht mehr losreißen können, deshalb kommen solche trivialen, angeberischen und erotischen Momente mit hinein. Das Buch soll in sein Gedächtnis eingebrannt sein. Ein schlechtes Buch gibt einem kaum etwas zum Erinnern. Aber die Menschen bei Dostojewski kann man aus seinem Gedächtnis nicht mehr herausreißen. Manchen Kritikern scheint, daß Unterhaltung nicht zur Literatur gehört, zu trivial. Dabei kann ein Buch unterhaltend sein, auch wenn es traurig ist. Aber es muß fesseln. Zufällig schnappt man etwas auf und beißt sich daran fest, etwa ein Wohnungsinserat. Ich hab dann ein Buch geschrieben, „Inserat über ein Haus, in dem ich nicht wohnen möchte“, die Novelle umfaßt fünf Geschichten, einschließlich der kompletten Mannschaftsaufstellung von „Slavia“, es handelt davon, wie sich die Leute abplagen und gar nicht weiter darüber nachdenken, und ich hoffe, man sieht, daß ich diese Menschen gern habe.

Michael Hatry Kaninchen und Schlange?

Über Gebrauchs-, Trivial- und andere Literatur

„Die Ware ist zunächst ein äußerer Gegenstand, ein Ding, das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigt. Die Natur dieser Bedürfnisse, ob sie z. B. dem Magen oder der Phantasie entspringen, ändert nichts an der Sache.“ (Karl Marx, *Das Kapital*, MEW, Bd. 23, S. 49)

„Es scheint fast so, als ob die Wissenschaft eines der interessantesten Gebiete, nämlich das der Beziehung zwischen Literatur und Gesellschaft, bestimmten Interessengruppen überläßt... Wo hört die Kunstdliteratur auf, und wo beginnt die Unterhaltungsliteratur?“ (Fischer Lexikon, Literatur 2/2, Frankfurt/Main 1965)

Das Lexikon als Seufzerbrücke. Wo hört der Wissenschaftler auf, und wo beginnt der Esel? Was unterscheidet einen Satz wie: „Die Trivialisierung ist ein schwer durchschaubarer Mutationsvorgang“¹ von Sätzen wie: „Fassungslos starrte sie den Mann an. Sie wollte sprechen. Aber kein Laut kam über ihre zitternden Lippen, die versuchten, das Wort ‚Warum...?‘ zu formulieren“² Was geht im Kopf des Lesers von Trivalliteratur vor und was im Kopf dessen, der über diesen Leser schreibt: „Wir müssen vielmehr die seelischen Impulse aufsuchen, die zu der ganzen stürmischen Entwicklung führten... Das triviale Erzeugnis wendet sich an ein bestimmtes Publikum... Solche Menschen sind temporär oder dauernd unbeweglich, geistig uninteressiert, denkbequem, denkfaul.“³

Was soll ein Begriff wie „Gebrauchsliteratur“: außer als Eselsbrücke durch den Morast der herrschenden Literaturkritik? Wer sagt denn, daß Trivalliteratur nicht gebraucht wird? Sogar bitter.

Ja, aber

Eine innere Stimme flüstert mir zu: „Literatur – ich meine natürlich wirkliche Literatur, also Literatur im Sinne von Kunst, man könnte auch sagen: künstlerisch ambitionierte Literatur – erhebt die Seele und bildet den Geist. Gute Bücher sind Lehrmeister des Herzens, Schatztruhe des Wissens und Labsal des Geistes.“ Dieselbe Stimme, nur wenig verstellt, fährt fort: „Je höher die Interpretationsschwelle, desto größer die Literatur!“ Aber bedarf die Geschichte, sagen wir, des armen, gleichwohl schönen Waisenmädchens (mit der samtene Haut und den zarten Händen), das in den Armen und Besitztümern des reichen Jünglings schließlich sein Glück findet (worauf sich herausstellt, daß es in Wirklichkeit vertauscht ist), etwa keiner Interpretation?

Das Wort „Gebrauchsliteratur“ hat durchaus etwas Anheimelndes: Literatur, die gebraucht (im Sinne von benutzt) wird. Also jedenfalls nichts Überflüssiges. („Ein gutes Buch ist wie ein guter Freund“, raunen die Leseringe. „Welche fünf Bücher würden zum Beispiel Sie, ja, gerade Sie, mit auf eine einsame Insel nehmen?“) Damit das klar ist: „Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert. Aber diese Nützlichkeit schwebt nicht in der Luft. Durch die Eigenschaften des Warenkörpers bedingt, existiert sie nicht ohne dieselbe... Der Gebrauchswert verwirklicht sich nur im Gebrauch oder der Konsumtion.“⁴

Vorne anfangen. Als Kind, kaum der Fibel entwachsen, las ich sehr viel. Eine Leserate, ein Nager. Meine frühen Leseerfahrungen waren selbstverständlich die mit „Gebrauchsliteratur“. Jedermanns frühe Erfahrungen sind das. Wer das negiert, lügt oder hat nie gelesen. Vorne anfangen. Als die Welt – in den Büchern und der Seele widergespiegelt – noch jung war:

„Lesendes Kind. – Aus der Schülerbibliothek bekommt man ein Buch. In den unteren Klassen wird ausgeteilt. Nur hin und wieder wagt man einen Wunsch. Oft sieht man neidisch ersehnte Bücher in andere Hände gelangen. Endlich bekam man das seine. Für eine Woche war man gänzlich dem Treiben des Textes anheimgegeben, das mild und heimlich, dicht und unablässig, wie Schneeflocken einen umfing. Dahinein trat man mit grenzenlosem Vertrauen. Stille des Buches, die weiter und weiter lockte! Dessen Inhalt war gar nicht so wichtig. Denn die Lektüre fiel noch in die Zeit, da man selber Geschichten im Bett sich ausdachte. Ihren halbverwehten Wegen spürt das Kind nach. Beim Lesen hält es sich die Ohren zu; sein Buch liegt auf dem viel zu hohen Tisch, und eine Hand liegt immer auf dem Blatt. Ihm sind die Abenteuer des Helden noch im Wirbel der Lettern zu lesen wie Figur und Botschaft im Treiben der Flocken. Sein Atem steht in der Luft der Geschehnisse, und alle Figuren hauchen es an. Es ist viel näher unter die Gestalten gemischt als der Erwachsene. Es ist unsäglich betroffen von dem Geschehen und den gewechselten Worten, und wenn es aufsteht, ist es über und über beschneit vom Gelesenen.“⁵

Neben den vielen Kinder- und Jugendbüchern, deren Titel ich fast alle vergessen habe, waren mir die „Klassiker“ des Genres wichtig: „Sigismund Rüstig“, „Robinson Crusoe“, „Die Schatzinsel“, „Onkel Toms Hütte“, „Der kleine Lord“, „Tom Sawyer und Huckleberry Finn“... Aber auch „Wolfsblut“, „Oliver Twist“... Und viele andere, die ich nicht bloß einmal, sondern immer und immer wieder las, mit ins Bett nahm und mit mir herumschleppte. Lieblingsbücher sind originäre „Gebrauchsliteratur“. Weshalb der „Gebrauch“ – gemessen an seinem Gegenstand: nämlich der Literatur – eben kein inhaltliches Kriterium ist. Es gibt nur zwei wirklich inhaltliche Kriterien: wissenschaftlich und unterhaltend. Das sei formal? Gewiß. Und so simpel wie die Tatsache, daß es unbestritten gute und schlechte Literatur gibt. (Wer stellt die Kriterien auf?) „Gebrauchsliteratur“ wäre demnach der Teil der Literatur, der wirklich gelesen, mit Genuß und Gewinn gelesen, immer wieder gelesen wird, der nicht in den Regalen verschimmelt, der – unbeschadet der Höhe seiner Auflage – überlebt (hat)? Klassiker beispielsweise? Aber nein: „Gebrauchsliteratur“ ist selbstverständlich jener Teil der Literatur, der – schnell und modebezogen auf den Markt gebracht –

geschwind konsumiert und im Gebrauch „verbraucht“ wird. Oder beides? Im übrigen ist das alles doch auch ein Kennzeichen der Trivalliteratur! Von Kotzebue bis Karl May, von der Marlitt bis zu Edgar Wallace, von Vicki Baum bis zu Simmel, von der „Gartenlaube“ bis hin zu den Comics, den Heftchen, all den Ärzte-, Frauen-, Liebes-, Heimat-, Landser- und Schicksalsromanen, die in Millionenaufgaben in den Kiosken und Leihbüchereien aufliegen. Alles „Bestseller“. Ob nun lang- oder kurzlebig. Und nun? Und weiter? Die Taschenbuchindustrie hat die Konsequenz aus dem Kuddelmuddel gezogen. Sie macht sich (nach den einzigen Kriterien: ökonomisch und technisch) alles gleich. In ihr wird alle Literatur, die sorglose Handhabung inbegriffen, automatisch zur „Gebrauchsliteratur“. Was zeigt, daß der Hund woanders begraben liegt.^{5a}

Aber wo?

Den mutigsten Vorschlag zur Flurbereinigung machte Horst Holzer. Ausgehend von der Tatsache, daß Naturbeherrschung dem Menschen nur durch ein System immer weiter vervollkommener gesellschaftlicher Kommunikation über bestimmte Informationsträger möglich wurde und ist, daß gesellschaftliche Kommunikation und ihre Formen also „Mittel der materiellen und symbolischen Aneignung von Welt“ sind und Literatur als „besondere Erscheinungsform gesellschaftlicher Kommunikation“, d. h. als „spezifische Form symbolischer Weltaneignung“ aufgefaßt werden muß,⁶ forderte er – unter den Bedingungen kapitalistischer Literaturproduktion – die bedingungslose Anbindung (realistischer) Literatur an ihren „politischen“ Gebrauchswert im Hinblick auf die „literarischen“ Bedürfnisse der Arbeiterklasse durch „bestimmte (aber eigensinnig verheimlichte, M. H.) Darstellungsmittel“. ⁷ Zugleich gilt sein unerschrockener Kampf dem „Warencharakter von Literatur sowie – darin begründet – deren massenhafte(r) Trivialisierung einerseits, deren bildungsbürgerliche(r) Monopolisierung andererseits“. ⁸ Schade, daß er – im Theoretischen von äußerster Gründlichkeit – in seinen praktischen Folgerungen so puritanisch eng und vage abstrakt bleibt: „Was realistische Literatur ist oder sein kann, ist also wesentlich aus den aktuell angegebenen *Notwendigkeiten* zu begründen, denen die *Werkstätigen* entsprechen müssen, wenn sie sich gerade *gegen* die Herrschaft des Kapitals zu *Subjekten* ihrer eigenen Geschichte machen wollen...“ ⁹ Wichtigstes inhaltliches Erfordernis ist deshalb für realistische Literatur, daß sie die Arbeits- und Lebenssituation und die darin produzierten Bewußtseinsformen und -inhalte der Werkstätigen zu ihren *zentralen Sujets* (! M. H.) macht... ¹⁰ Realistische Literatur muß sich solcher *sprachlicher* und sonstiger *formaler Mittel*... bedienen, die ein hohes Maß an *sinnlicher Durchschlagskraft*, aber keine Holzhammerqualität aufweisen und die einerseits die Bereitschaft zu *Expressivität*, zum *Ausagieren* ansprechen und fördern, andererseits dem Geschilderten zu *konkreter und engagierter Lebendigkeit* verhelfen.“ ¹¹ Da hält einer mit drohender Gebärde seinen eigenen Holzhammer als Dreschflegel bereit. Folg ich ihm, fällt mir in eins meine gesamte Lieblingsliteratur – die schon geschriebene und noch zu schreibende – unter den Tisch. („Halt dich grade!“ – „Hast du dir auch die Hände gewaschen?“ – „Iß nicht mit offenem Mund!“)

Milch

Im gleichen „kontext 1“ wie Horst Holzer veröffentlichte Klaus Konjetzky seinen Aufsatz „Lord Chandos und der Milchpreis“: gegen falsche Innerlichkeit und für richtige Parteinahme. „Wann hat sich je ein Lord Chandos um die Milchpreise gekümmert?“ fragte er barsch.¹² Und entschied sich, die Frage des Milchpreises mit ins Kalkül zu nehmen; so wie Brecht einst die „Fragen eines lesenden Arbeiters“¹³ nach dem Bau des siebentorigen Theben, nach Babylon und Rom, nach Cäsar und Friedrich dem Großen stellte: „Alle zehn Jahre ein großer Mann. / Wer bezahlte die Speisen?“ Wie trivial!

Nehmen wir also in aller Gelassenheit an, jemand beschreibt – durchaus parteilich, weil Parteilichkeit ihn sensibel stimmt – einen ihm überschaubaren oder erreichbaren Teil der Wirklichkeit, sei es die Folgen einer Kündigung, einer unehelichen Schwangerschaft, sei es ein Streik. . . . „Wie trivial!“ stöhnt dieser und jener Kritiker, dem anderes wichtiger, um nicht zu sagen: wesentlicher erscheint.¹⁴ Aber die *Wirklichkeit* ist niemals trivial. Er möge sich an die eigene Nase fassen; da greift er das Triviale mit Händen.

Dennoch hat Konjetzky dem Lord Chandos Unrecht getan. In jenem berühmten „Brief des Lord Chandos“¹⁵ wird auf vertrackte Weise nämlich gerade die Frage nach Sinn und Zweck von Literatur als Mittel der Kommunikation aufgeworfen. Lord Chandos hat, was nicht unehrenhaft ist, eine Identitätskrise. (Die übrigens durchaus produktiv verwertbar sein könnte.) Er, dem jetzt alles zerfällt, schreibt rückblickend: „Mir erschien damals in einer Art von andauernder Trunkenheit das ganze Dasein als eine große Einheit. . . in aller Natur fühlte ich mich selber; wenn ich auf meiner Jagdhütte die schäumende laue Milch in mich hineintrank, die ein struppiges Mensch einer schönen, sanftäugigen Kuh aus dem Euter in einen Holzeimer niedermolk, so war mir das nichts anderes, als wenn ich, in der dem Fenster eingebauten Bank meines studio sitzend, aus einem Folianten süße und schäumende Nahrung des Geistes in mich sog. . . Mein Fall ist, in Kürze, dieser: Es ist mir völlig die Fähigkeit abhanden gekommen, über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen.“¹⁶ Tut nichts, daß er seinen Fall so beredt ausbreitet. Das Paradox kennzeichnet sein Dilemma: das der Weltaneignung durch Literatur; nämlich, wie beschaffen Literatur zu sein habe, um der *Wirklichkeit* inne zu werden. „Der Brief des Lord Chandos“ (mitsamt seiner feinsinnig-feudalen Attitüde, die nicht von ungefähr eine „schöne, sanftäugige Kuh“ einem „struppigen Mensch“ gegenüberstellt) ist, wie jedes Traktat, ein schönes Stück – ja, eben! –, „Gebrauchsliteratur“. Nicht grad so unmittelbar wie eine Bastelanleitung oder ein Kochbuch – aber immerhin.

Suppe

Es muß ja nicht immer Milch sein. Suppe tut's auch. Brechts Stück „Die Mutter“ („Ein Lehrstück – wie trivial!“) beginnt so: „Fast schäme ich mich, meinem Sohn diese Suppe hinstellen. Aber ich kann kein Fett mehr hineintun, nicht einen halben Löffel voll. Denn erst vorige Woche ist ihm von seinem Lohn eine Kopeke pro Stunde abgezogen worden, und das kann ich durch keine Mühe mehr hereinbringen. Ich weiß, daß er bei seiner langen, schweren Arbeit kräftigeres Essen braucht. . . er ist

jung und beinahe noch im Wachsen. . . Er liest dauernd Bücher, und das Essen war ihm nie gut genug. Jetzt ist die Suppe noch schlechter geworden. So wird er immer unzufriedener.“¹⁷

Der Hungerige will sich satt essen. Der Unzufriedene sinnt auf Abhilfe. Des Menschen Bedürfnisse drängen auf Befriedigung. Hier, am Schnittpunkt von privater Existenz, die als mangelhaft begriffen wird, und dem Wunsch nach Erfüllung, Erlösung gar, ist die Quelle aller Trivalliteratur. Seinen Teil vom Kuchen kriegen heißt: ihn ganz kriegen wollen. Aber selbst der Schlager weiß manchmal, wie schwer das in *Wirklichkeit* ist: „Die süßesten Früchte essen bloß die großen Tiere / Doch weil wir beide klein sind / Doch weil wir beide klein sind / Nur weil die Bäume hoch sind und diese Tiere groß sind / Die süßesten Früchte schmecken dir und mir genauso / Doch weil wir beide klein sind, doch weil wir beide klein sind, erreichen wir sie nie.“ Der Mangel, der Schmerz wird also mitunter – Erkenntnis; hilft kämpfen, lügen oder stützt die Neigung, sich belügen zu lassen: sich abspesen zu lassen mit dem Geruch statt des Gerichts. Nicht jeder greift gleich zu Marx. Aber was Marx allgemein über den Gegenstand „Ware“ gesagt hat, gilt für die Trivalliteratur erst recht: „. . . auf den ersten Blick ein selbstverständliches triviales Ding. Ihre Analyse ergibt, daß sie ein sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeiten und theologischer Mucken.“¹⁸

Honig

„Dann kamst du / Dann kamst du / Und die Liebe kam dazu / Und wir zwei / Und wir zwei / Sind ein Leben lang uns treu!“ Ein krummer Hund, den das nicht rührt. Oder wenigstens spitzfingrig anfaßt. Gänsehaut? Nur für den, der „über den Dingen steht“; sich nicht vorstellen kann (aus Angst, versteht sich), unter Umständen von so etwas wenigstens berührt zu werden. Beispielsweise im Zustand akuten Liebeskummer. „Ob es so oder so oder anders kommt / So wie es kommt, so ist es recht / Es kommt sowieso nie so / Wie man es gerne möchte.“ Trifft dieser Schmus auf die ihm verwandte, aktuelle Stimmung: Augenblick der Wahrheit. (Es gibt auch andere.) Genau dafür ist das geschrieben. Nicht die Aussage ist trivial; der Hörer oder Leser selbst ist es. Kaninchen und Schlange.

Der Schlager – gerade in seiner Kurzatmigkeit und lächerlichen Kürze – ist ein hochprozentiges Konzentrat. Ein Assoziationssprungbrett. Doch mit festgelegter Richtung; Einbahnstraße: Wolkenkuckucksheim. Oder: ein Topf, einmal voll mit Honig, jetzt leer; steck den Kopf hinein, um ihn ganz auszuschlecken, und du kriegst ihn nicht mehr heraus. Bist mit Blindheit geschlagen. Und geknebelt dazu: „Wie freilich die Beherrschten die Moral, die ihnen von den Herrschenden kam, stets ernster nahmen als diese selbst, verfallen heute die betrogenen Massen mehr noch als die Erfolgreichen dem Mythos des Erfolgs. Sie haben ihre Wünsche. Unbeirrbar bestehen sie auf der Ideologie, durch die man sie verklavt. Die böse Liebe des Volks zu dem, was man ihm antut, eilt der Klugheit der Instanzen noch voraus.“¹⁹

Das trifft in seinem Defätismus präzise den Pudel, nicht den Kern: Das Stichwort heißt „unbeirrbar“. Horkheimers und Adornos kapitalistische Gesellschaft ist gewiß kein Pappkamerad; aber auch nicht das „Schicksal“, zu dem der aufklärerische Impuls sie besserwisserisch erhebt. Die Analyse macht die Rechnung ohne den Wirt, weil sie ihn irrtümlich für den Gast hält.

Tief verborgen steckt sogar im Märchen Zündstoff. Noch die Trivialität der „Sterntaler“, von einem kleinen und armen Mädchen erzählend, das – „gut und fromm“ – aus Mitleid und Nächstenliebe den Rest seiner Habe verschenkt bis zu dem Punkt, wo es die Überlegung anstellt: „Es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, du kannst wohl dein Hemd weggeben...“; dafür vom Himmel mit blanken Talern belohnt wird und „reich für sein Lebtage“ ist,²⁰ kündigt, insofern realitätsbezogen, von einer Welt, die auf den Gegensatz „reich“ und „arm“ gebaut ist. Allerdings unverrückbar und nach dem Motto: Durch Nacht zum Licht. Weshalb im Märchen der reiche Mann auch immer ein guter Mann sein muß: ganz so, als habe eine rigorose Zensur durch einen immergleichen Eingriff die Wirklichkeit auf ihre Fassade festnageln wollen (heutige Trivialliteratur ist demagogisch klüger und gestattet als Blitzableiter auch reiche Schufte).

Tatsächlich läßt sich die Neugier auf das, was sich hinter der Fassade befindet, nicht ganz unterdrücken; auch wenn sie sie nicht einreißen kann. „Durch Schaden wird man klug“, weiß der Volksmund und kann sich selbst doch nicht ganz das Maul verbieten. Der Anspruch auf Glück ist der falschen Klugheit konträr, aber die Zunge bleibt stumm, weil sie sich nicht verbrennen will. Daß etwas anders werden muß, zeigt allein der Umstand, daß jeder für sich es anders haben will. Das Märchen „Der Froschkönig“ beginnt mit den Worten: „In alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat...“²¹ Was nicht bloß heißt, daß Wünschen notwendig war und ist, sondern auch die Vorstellung in sich birgt, der (biedermeierliche) Blick zurück könne den Blick gradaus oder weiter nach vorn verhindern.²² Verklärung der Restauration, der es noch immer nicht vollends gelungen ist, sich *nicht* zu verraten: Denn was hilft heutzutage? Aber das sozialpsychologische Gesetz, wonach jeder allzuleicht nur sieht, was er zu sehen gelernt hat – Grundgesetz aller Ideologie –, hat den Blick erfolgreich umgeleitet: Kaminfeuer statt roter Hahn. Der Widerspruch freilich bleibt: der zwischen legitimer, zuweilen drängender Sehnsucht der Beherrschten (die den ökonomischen und politischen Klassenkämpfen als unbewußter Motor noch immer eingebaut ist) und realer Aneignung ebendieser Sehnsucht durch die Herrschenden. Nur so ist zu erklären, daß in Grimms Märchen der „Herr Korbes“ stehenblieb als Zeugnis für die anarchische, utopische Lust an der Veränderung:

„(...) Wie sie aber zu des Herrn Korbes Haus kamen, so war der Herr Korbes nicht da. Die Mäuschen fuhren den Wagen in die Scheune, das Hühnchen flog mit dem Hähnchen auf eine Stange, die Katze setzte sich ins Kamin, die Ente in die Bornstau-
de, das Ei wickelte sich ins Handtuch, die Stecknadel steckte sich ins Stuhlkissen, die Näh-
nadel sprang aufs Bett mitten ins Kopfkissen, und der Mühlstein legte sich über
die Türe. Da kam der Herr Korbes nach Haus, ging ans Kamin und wollte Feuer an-
machen, da warf ihm die Katze das Gesicht voll Asche. Er lief geschwind in die Küche
und wollte sich abwaschen, da spritzte ihm die Ente Wasser ins Gesicht. Er wollte sich
an dem Handtuch abtrocknen, aber das Ei rollte ihm entgegen, zerbrach und klebte
ihm die Augen zu. Er wollte sich ruhen und setzte sich auf den Stuhl, da stach ihn die
Stecknadel. Er geriet in Zorn und warf sich aufs Bett; wie er aber den Kopf aufs Kissen
niederlegte, stach ihn die Näh-
nadel, so daß er aufschrie und ganz wütend in die Welt

laufen wollte. Wie er aber an die Haustür kam, sprang der Mühlstein herunter und schlug ihn tot. Der Herr Korbes muß ein recht böser Mann gewesen sein.“²³

Wunder

Das Wunder des Märchens, wie auch sein Wunderbares, wie auch die wunderbaren Fähigkeiten einiger seiner Helden sind Ausdruck der Ohnmacht der so Träumenden. Im Wunder verschafft sich das Märchen sein ursprüngliches Korrektiv. In ihm auch ist es der schlechten Wirklichkeit gegenüber noch am gehorsamsten. In ihm kann (oder soll) das objektiv Unmögliche, weil es so sehr gewünscht (auch gebraucht) wird, *Wirklichkeit* werden – bis hin zu Ibsens Nora, die sich am Scheideweg ihrer Existenz der vergangenen Wirklichkeit als einer auch künftig ideellen nur mehr durch Selbstmord versichern zu können glaubt, in dem die Hoffnung auf das längst als unmöglich erkannte Wunder verzweifelt aufrechterhalten werden soll. Das triviale Problemstück hätte spätestens hier die Kehrtwendung ins billige Happy-End vollzogen. Womit nichts gegen Glück, alles gegen ein Ende gesagt ist, das über die bürgerliche Fassade noch Zuckerguß träufelt. Selbstmord und Wunder sind zwei Seiten ein und derselben Medaille. Deren Last vorzüglich die Frau trägt: „Das Weib liegt unten, es wird seit langem dazu abgerichtet. Ist immer greifbar, immer gebrauchsfähig, ist die Schwächere und ans Haus gefesselt. Dienen und der Zwang zu gefallen sind im weiblichen Leben verwandt, denn das Gefallen macht gleichfalls dienstbar.“²⁴

Was Ernst Bloch zornig rekapituliert, was im Märchen angelegt und der Wirklichkeit oktroyiert ist, perpetuiert die Trivialliteratur als quasi industriell gefertigtes Serienprodukt und Massenware: das Idealbild des (blonden?) Heimchens am Herd; die Frau als Ware mit praktischem Gebrauchswert. Sie propagiert, so Dieter Wellershoff in der Analyse eines – freilich beliebig ausgesuchten – Heftchenromans,²⁵ „eine Moral weitgehenden Triebverzichts vor allem für die Frau. Ihr sozialer Ehrgeiz wird auf die Ehe als höchstes Ziel gerichtet, die Tugenden der Verinnerlichung, der Bescheidenheit und arbeitsamer Pflichterfüllung werden von der Gefühlsaura der Liebe überglänzt.“

Abenteuer

Dem Mann dagegen – und das nicht nur im Trivialroman – steht die Welt grundsätzlich offen. Er ist Pionier, Eroberer, Krieger, Abenteurer, romantischer Liebhaber (und darf derart außer der Frau auch dem Biedermann – Familienvater und Ernährer – selbst als Traumvorbild dienen, Führer in unerreichbare ferne und nahe Welten). Selbstverständlich verfiel auch er der Trivialisierung: aber mit Goldrand. Als Nothelfer, Retter, Sozialrebell gar (von Spartacus über Robin Hood bis zu Mathias Kneißl und anderen Wilderern, Piraten, Freibeutern und Banditen) degenerierte er zum Abziehbild: Zorro, der (schwarze) Rächer der Enterbten. Fern aller *wirklichen Wirklichkeit* ersetzt in den Trivialmythen – soweit sie der andern Trivialität von „Sex and Crime“ und/oder „Law and Order“ noch nicht erlegen sind – der ideale Held den materiellen Hintersinn. Lonely Cowboy hilft dem Recht in den Sattel und reitet in den Sonnenuntergang. Dabei ist gerade Westernliteratur als eine Literatur über eine genau bestimmbare historische Epoche – mit den Etappen Naturbeherrschung, Kolonialisierung, Agrarisierung und Industrialisierung – vom Stoff, aus dem die Epen sind; de facto aber in der ständigen Reproduktion und Repetition als Ware bloße Trivialliteratur. So wie die „Sagen des klassischen Altertums“ die Trivialform des Mythos sind oder dessen antiker Umdichtungen.²⁶

Gold

Durch die Geschichte aber zieht sich von Anfang an die Sehnsucht nach dem „Goldenen Zeitalter“, das einmal war und sein wird, Entwurf und Wiederkehr des Paradieses. Ideale Ausprägung des mehr materiellen El Dorado.

Gold, als das „in der Tat... erste Metall, das der Mensch entdeckt“,²⁷ ist nicht nur vernunftthaler aufgrund seiner stofflichen Beschaffenheit das sinnliche Wertmaß der Warenwelt geworden; ihm schleppt ein übersinnliches, quasi metaphysisches Moment wieder von Anfang an mit hinterher: „Gold ist ein wunderbares Ding! Wer dasselbe besitzt, ist Herr von allem, was er wünscht. Durch Gold kann man Seelen in das Paradies gelangen lassen.“²⁸ Als tiefwurzelnde Allegorie, begabt mit realer Zauberkraft, steht Gold magnetisch für Reichtum, Macht und Glück: „Die Natur produziert kein Geld, so wenig wie Bankiers oder einen Wechselkurs. Da die bürgerliche Produktion aber den Reichtum als Fetisch in der Form eines einzelnen Dings kristallisieren muß, sind Gold und Silber seine entsprechende Inkarnation. Gold und Silber sind von Natur nicht Geld, aber Geld ist von Natur Gold und Silber.“²⁹ Weshalb die Sehnsucht nach Gold unter den Bedingungen des Konkurrenzzwangs nicht selten auch über Leichen geht.

Die Jagd nach dem Gold, Goldfieber, Goldrausch sind Trivialisierungen der Utopie (als einem Traum nach vorn) in der Wirklichkeit: der Purzelbaum aus dem „Schicksal“ in die Fortune. Und die Geschichten von Goldsuchern meist ihre trivialliterarische Entsprechung, soweit sie nicht – wie beim einzigen Jack London („Lockruf des Goldes“) oder neuerdings Oleg Kuwajew („Die Goldsucher“, München 1976) – die Beschreibung der gesellschaftlichen und ökonomischen Wirklichkeit als objektiver Wahrheit über die das bessere Leben nach Medizinmännerart starrsinnig beschwörende Lüge stellen. Der Gegensatz zu Trivilliteratur ist in der Tat realistische Literatur: als eine formal ungebundene, die Wirklichkeit in ihren objektiven Widersprüchen, Rationales und Irrationales gleichermaßen umgreifende, von ihrer Veränderbarkeit ausgehende Literatur.

Veränderbarkeit und Veränderungsbedürftigkeit gehen Hand in Hand. Es wird Trivilliteratur geben, solange das Bedürfnis nach (grundsätzlicher) Änderung vorhanden ist, das sie auffangen und kanalisieren soll. Eben deshalb bleibt ihr die Utopie als unzerstörbar immanent; selbst da, wo sie als deren genaues Gegenteil, vom Fuß auf den Kopf gestellt, erscheint. Das Verhältnis des Realismus zur Utopie dagegen ist ein schöpferisches: „Einen Vorgriff auf jene gesellschaftlich noch ferne Utopie leistet Kunst aber schon heute. Die produktive Einbildungskraft des Schriftstellers vermag ‚Schicksale‘, also individuelle Geschichte, innerhalb einer literarischen Welt zu entwerfen und darzustellen... Diese literarische Welt ist als Artefakt eine Gegenwelt zur bestehenden Welt. Der Leser vermag mit seiner Einbildungskraft den Text als Rezeptionsvorgabe wieder zu reaktualisieren...; er vermag sich zu der vorgegebenen Handlung Alternativen auszudenken und diese dann selbst weiterzuspinnen. Er kann in seiner Phantasie solche Gegenwelten aufbauen, nicht als Traumwelten, wie sie die Trivilliteratur vorzeichnet, sondern – insofern sie mit dem Wunsch und seiner Wirklichkeitserfahrung zu tun haben – als Wunschwelten, als utopische Welten, die in sich die Möglichkeit und den Anspruch auf Verwirklichung tragen...“³⁰

Trivilliteratur ist Katzensgold. Talmi.

Als Fetisch des Fetischs, Allegorie der Allegorie ist sie Teil der herrschaftsgebundenen Ideologie. Der Irrationalität des Wunders im Märchen entspricht jetzt ihre kalkulierte Pseudorealität (die in den Hervorbringungen der anderen Massenmedien, insbesondere des Fernsehens, ihre Entsprechung, Fortsetzung und Ergänzung finden). Das Wunder ist zum Zufall säkularisiert. „Der religiöse Widerschein der wirklichen Welt kann überhaupt nur verschwinden, sobald die Verhältnisse des praktischen Werktagslebens den Menschen tagtäglich durchsichtig vernünftige Beziehungen zueinander und zur Natur darstellen.“³¹

Trivilliteratur ist ein Ordnungsfaktor. Ein ideologischer Gendarm, atemlos damit beschäftigt, Konflikte einzuebren, besser noch: als nicht vorhanden, böswillig erfunden hinzustellen, rosarote Harmonien ins menschliche „Schicksal“ zu sticken, das so verewigt werden soll bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag:

„Und an diesem Tag werd ich Flieger sein

Und ein General bist du.

Und du Mann mit zuviel Zeit kriegst endlich Arbeit

und du armes Weib kriegst Ruh.

Am Sankt-Nimmerleins-Tag

Kriegst armes Weib du Ruh.“³²

1 Hermann Bausinger, „Wege zur Erforschung der trivialen Literatur“, zitiert nach „Texte zur Trivilliteratur – Über Wert und Wirkung von Massenware“, Stuttgart 1971, S. 15.

2 Hans Thesen, „Die Romanfabrik – Ein Groschenheftschriftsteller packt aus“, „konkret“, 7/69, a. a. O., S. 50.

3 Heinz Rieder, „Die triviale Literatur“, „Die Pforte“, Heft 92, 1957/58, a. a. O., S. 31.

4 Karl Marx, Das Kapital, MEW, Bd. 23, S. 59.

5 Walter Benjamin, „Einbahnstraße“, Frankfurt/Main 1969, S. 59.

5^a Nicht nur in diesem Zusammenhang ein Hinweis aufs Literaturverständnis in der DDR: „In diesem Lande ist Literatur ein Gebrauchsgegenstand, eine Ware des täglichen Bedarfs. Die Nachfrage nach ihr ist stets größer als das stets größer werdende Angebot. Sie ist ein Massengut, ein Massenprodukt und dennoch oft Mangelware... Ihrerwegen bilden geduldige Menschen Käufererschlangen...“ (Hermann Kant in seinem Referat auf dem 8. Schriftstellerkongress der DDR, „Neues Deutschland“, 30. 5. 1978).

6 Horst Holzer, „Die realistische Literatur und ihre gesellschaftliche Subjekt“, „konkret 1“, München 1976, S. 137 und 139.

7 A. a. O., S. 152.

8 A. a. O., S. 154.

9 A. a. O., S. 140, kursiv nach Original.

10 A. a. O., S. 152.

11 A. a. O., S. 153.

12 Siehe Anmerkung 6 a. a. O., S. 120.

13 Bertolt Brecht, Gesammelte Werke, Bd. 9, Gedichte 2, Frankfurt/Main 1967, S. 656.

14 Vielleicht Ernst Jünger? „In Stahlgewittern“!

15 Hugo von Hofmannsthal, „Der Brief des Lord Chandos“, Prosa II, Frankfurt/Main 1951; hier zitiert nach: „Zeichen der Zeit – Ein deutsches Lesebuch“, Bd. 4, Frankfurt/Main 1958, S. 133.

16 A. a. O., S. 135/36.

17 Bertolt Brecht, Gesammelte Werke, Bd. 2, Stücke 2, S. 825.

18 Karl Marx, Das Kapital, MEW, Bd. 23, S. 85.

19 Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, „Dialektik der Aufklärung“, Amsterdam 1944, S. 159 („Kulturindustrie“).

20 „Kinder- und Hausmärchen – Gesammelt durch die Brüder Grimm“, Zürich o. J., Bd. 2, S. 341/42.

21 A. a. O., Bd. 1, S. 21.

22 Man betrachte in diesem Zusammenhang nur einmal die immer wieder nachgedruckten Illustrierten von Ludwig Richter und Moritz von Schwind zu den Märchen der Brüder Grimm.

23 A. a. O., Bd. 1, S. 294/95.

24 Ernst Bloch, „Das Prinzip Hoffnung“, Frankfurt/Main 1967, Bd. 2, S. 687.

25 Dieter Wellershoff, „Von der Moral erwischt. Analyse eines Trivialromans“, in: „Literatur und Veränderung“, Köln 1969, zit. nach: „Texte zur Trivilliteratur“, Stuttgart 1971, S. 76.

26 Als Kinder kommentierten wir das so: „Der Schuß, der krachte / Tom Mix erwachte. / Er ging zum Fenster / Und sah Gespenster. / Er nahm sein Gewehr. / Der Lauf war leer. / Er zog das Messer. / Ging auch nicht besser. / Er zog den Colt. / Fortsetzung folgt.“ Womit noch nichts gegen Fortsetzungsromane gesagt sein muß. (Upton Sinclairs „Der Dschungel“ z. B. erschien zuerst als Fortsetzungsroman.)

27 Karl Marx, „Zur Kritik der Politischen Ökonomie“, MEW, Bd. 13, S. 131.

28 Von Marx in einer Handnotiz zitierter Brief von Columbus aus Jamaica, 1503, a. a. O., S. 133.

29 A. a. O., S. 130/131.

30 Uwe Timm, „Realismus und Utopie“, „kürbiskern“, 1/75, S. 100.

31 Karl Marx, Das Kapital, MEW, Bd. 23, S. 94.

32 Bertolt Brecht, „Der gute Mensch von Sezuan“, Gesammelte Werke, Bd. 4, Frankfurt/Main 1967, Stücke 4, S. 1562/63.

Michael Molsner Die Obszönität der Fakten

Möglichkeiten des deutschen Kriminalromans

Es war eine der stilleren Straßen der Münchner Innenstadt, schwer gezeichnet vom Krieg. Auf der einen Seite sah ich Ruinengrundstücke; die in der Gründerzeit errichteten komfortablen Mietshäuser waren fünfzehn Jahre zuvor von Bomben weggeblasen worden. Heute stehn an dieser Stelle wieder große Häuser, popfarbene Neubauten – aber damals, Anfang der sechziger Jahre, hatte sich trotz der zentralen Lage noch kein Bauherr gefunden; in provisorischen Wellblech- und Holzbaracken nisteten ein Altkleiderhändler (An- und Verkauf) und eine alte Frau, die Bratwürste auf einem schwarzem Rost umdrehte.

Auf der anderen Straßenseite waren noch einige der für den soliden Mittelstand bestimmten Gründerzeit-Kästen erhalten – freilich in reduzierter Form. Heute sind diese Altbauten mit den wieder so begehrten, geräumig hohen Wohnungen vielfach saniert und neu Fassadiert, nach über dreißig Friedensjahren sehen sie endlich wieder aus wie um 1900 – doch damals stank es aus düsteren Fluren nach Feuchtigkeit und Unrat wie in einem Slum, und an den Vorderfronten konnte man noch die Einschüsse der alliierten Tiefflieger zählen, die ihr Leben im Kampf gegen eine heute beinahe nicht mehr vorstellbare Barbarei gewagt und gewonnen hatten.

In so zentraler großstädtischer Lage finden sich heute vorwiegend Boutiquen mit exklusivem Angebot, oder Pubs, Bistros, Tavernen, oder auch Porno-Clubs, deren schwere, mit Gucklöchern versehene Metalltüren den Touristen interessante Erlebnisse versprechen. Damals aber hielt das parterregelegene Ladenlokal, das sich unmittelbar neben dem stinkenden Eingang zu dem alten Haus befand, ein unstet blickender alter Mann besetzt, der mit gebrauchten Büchern, Taschenbüchern, Groschenheften und Comics handelte (An- und Verkauf).

Also ein Ramschladen für Literatur aller Art. Westernromane obskurer Verlage vermittelten eine Ahnung von der Weite amerikanischer Prärien, die jemals sehen zu können damals unvorstellbar erschien. Aber auch deutsche Enge, liebevoll dargestellt von Löns, von Ganghofer, behauptete sich – mitsamt ihrer dunklen, blutigen Seite, kennenzulernen durch Hans Grimms *Volk ohne Raum* oder durch diverse, wohlhaltene Lyrikanthologien des NS-Dichters Will Vesper.

Das waren die Angebote, die diese Straße links und rechts bereit hielt.

Als Gerichtsreporter mit einer Monatspauschale von 500 Mark ausgestattet, gab es für mich kein Sowohl-als-auch, ich mußte mich entscheiden. Eine Bratwurst noch vor dem Abendessen wäre Völlerei gewesen. Meinen Feierabend mit einem der grellbunten Taschenbücher zu beleben, schien jedoch vernünftig. Stockig und nach schlechtem Leim riechend standen die oft umgetauschten Bändchen in einer Kiste vor dem Schaufenster, pro Stück eine Mark. Die vielen Rex Stouts und Erle Stanley Gardners, die Max Brands und Zane Greys versprochen, was ich schon kannte. Das war der eine Grund, weshalb ich einen Titel aus der Reihe der Mitternachtsbücher von Desch suchte, *Betrogen und gesühnt*. Der andere Grund: Ein Illustriertenschreiber, den ich damals kannte, hatte den Namen des Verfassers Raymond Chandler mit sonderbarer Verehrung genannt.

Von meinen Bekannten oder Kollegen konnte kaum jemand wissen, daß ich recht oft am Abend noch vor dieser Holzkiste mit den Taschenbüchern stand. Wenn wir Gerichtsreporter in den Verhandlungspausen im Max-Zwei am Lenbachplatz saßen und Kaffee tranken, kam es durchaus auch mal vor, daß wir über Literatur sprachen. Doch es war immer nur die anerkannte, seriöse Literatur, über die wir diskutierten. Ich erinnere mich, daß ich einmal leidenschaftlich *Die Blechtrommel* gegen einen Kollegen verteidigte, der Grass der Bauernfängerei mittels Pornographie bezichtigte.

Andererseits war die seriöse Literatur doch etwas so Besonderes wie ein Sonntagsanflug. Zwar arbeitete meine Frau in einer der feinsten Buchhandlungen der Stadt, doch sie bekam für ihre schwere Arbeit nur etwa 350 Mark im Monat, und es wäre ihr genauso wenig wie mir eingefallen, einen neuen *Walser* oder *Enzensberger* oder gar einen *Benn* oder *Brecht* oder *Kafka* einfach so aus Interesse zu kaufen. Bücher dieser Art und Preisklasse bekam man zu Weihnachten oder zum Geburtstag geschenkt; unmittelbar nötig hatten wir damals neue Mäntel, denn die Münchner Winter sind kalt. So legte ich immer wieder die Mark, die ich in die Gestaltung des Feierabends investieren wollte, in einem der Taschenbuch-Titel an, und diesmal war es eben die deutsche Übersetzung von Chandlers Roman *Farewell, My Lovely*.

Es war ein Lese-Erlebnis, das mein Verhältnis zur Unterhaltungsliteratur und auch zu meinen eigenen ersten Schreibversuchen veränderte. Gerade in diesem Buch führt Chandler eine Möglichkeit zu schreiben vor, die mir bis dahin unbekannt gewesen war und die meiner Meinung nach als subversiv bezeichnet werden kann. Subversiv, weil diese Art Text ganz außerhalb des bürgerlichen Literaturbetriebs bleibt, ja ihn sogar unterläuft.

Klein und entsprechend einflußreich ist die Zahl der Literaturkritiker, die in den Feuilletons bekanntgeben, welche Bücher als literarisch interessant anzusehen und daher zu kaufen seien. Groß ist die Zahl der Leser, denen es nicht einfällt, andere Autoren als die empfohlenen zu lesen. Ist dieses System einem Trichter vergleichbar, der viele Bücher einsaugt, aber nur wenige durchläßt, so kann man von einem Autor wie Chandler wohl sagen, daß er sich unter Umgehung dieses Trichters direkt an ein Massenpublikum wendet. Er appelliert an die (eingestandene oder prüd verhohlene) Sinnlichkeit großer Leserscharen, an ihre Lust, sich zu einem erschwinglichen Preis mit einer spannenden Geschichte zu vergnügen.

Wenn Kinder im konventionellen Religionsunterricht von allen Erscheinungsformen der Liebe nur die „Caritas“ ausführlich vorgestellt bekamen, so finden sie Vergnügen daran, Obszönitäten an die Wände zu malen und zu schreiben. Wenn der Mensch, der sich selber täglich auf dem Arbeitsmarkt verkaufen muß, genug hat von erhabener klingender Staatsphilosophie, wenn er sich zu offensichtlich verraten und verkauft fühlt, um noch Geduld übrig zu haben für gut angezogene Rhetoriker, deren Begriffe von Freiheit und Demokratie seine eigenen Erfahrungen nicht mehr zu decken scheinen – wenn also der Widerspruch zwischen politischer Freiheit und ökonomischer Abhängigkeit zum bedrohlichen Rätsel zu werden droht, dann findet man Vergnügen an Chandler, der eben diesen, den westlichen Demokratien inhärenten Widerspruch zur Schau stellt, der auf seine Art das Rätsel löst. Wie ein älterer Kamerad, der dem Schulkind klarmacht, wo die kleinen Kinder wirklich herkommen, zeigt Chandler dem Leser, was jenseits der Phrasen der Leitartikler Sache ist.

In Chandlers südkalifornischer Welt ist die Gesellschaft klar auszumachen als Klassen-Gesellschaft. Die wenigen Leute mit sehr viel Geld bestimmen, was die sehr vielen Leute mit sehr wenig Geld zu tun und zu lassen haben. Und wehe dem, der ein Dissident ist wie Privatdetektiv Philip Marlowe, wehe dem, der sein Leben nicht willfährig der ökonomischen Übermacht zur Verfügung stellt: Er ist in Gefahr, und die entsetzlich vielen physischen und psychischen Schläge, die Phil Marlowe einstecken muß, mögen ihm vor Augen führen, was er riskiert. Daß Marlowe all diese Schläge immer wieder überlebt, macht ihn zur mythischen Figur, doch werden die Romane dadurch nicht unrealistisch. Indem Chandler vorführt, daß ein Mann, der auf seiner Würde als einem unveräußerlichen Recht besteht, im wahrsten Sinne des Wortes nicht umzubringen ist, verfälscht er nicht die Realität, sondern deutet sie. Die Realität ist kein Moloch, der bloß verschlingt, obgleich sie manchem so erscheinen kann. Die ökonomisch Übermächtigen sind nicht unangreifbar, allerdings gefährlich. Der ehrliche Mann ist nicht allein, auch wenn er es in seinen Angstträumen befürchtet. Das ist die Welt, die Raymond Chandler beschreibt; während ich ihn las, erkannte ich meine eigene darin wieder. Ich fand Chandlers Schilderungen wahr, wahr für mich. In der überwiegend liberalen Atmosphäre eines Münchner Gymnasiums zum Selbstbewußtsein eines politisch prinzipiell freien Menschen erzogen, erlebte ich beim Eintritt ins Berufsleben meine Abhängigkeit von der Willkür der Arbeitgeber als Schock, als eine Entwürdigung, auf die nichts und niemand mich vorbereitet hatte. Schon als Volontär bei einer Provinzzeitung hatte ich zu lernen, daß nicht die Bedeutung einer Geschichte über ihren Platz im Blatt entscheidet, sondern der Wunsch der annonciierenden Wirtschaft. Als ich dann nach München zurückkam und meine Arbeitskraft den verschiedenen Redaktionen anbot, erlebte ich mein „Geworfensein“ auf dem Arbeitsmarkt mit der gleichen Angst, die heute die vielen zerreißt, die keinen Job finden: Was mache ich, wenn die mich nicht wollen, nicht brauchen?

Die Redaktion, die mich dann einstellte, war nach einem offen ausgesprochenen Leistungsprinzip organisiert. „Wir zahlen absichtlich niedrige Monatspauschalen“, hörte ich. „Ihr Brüder sollt euch nicht auf sicheren Gehältern ausruhen, sondern was arbeiten. Je mehr ihr schreibt, desto mehr habt ihr am Monatsende verdient.“ Ich lächelte zustimmend und versicherte, ich fände das logisch. Daß ich es auch beängstigend fand, sagte ich nicht. Wer will auch schon gleich von vornherein als „weich“ eingestuft werden in einem Milieu, in dem du verflucht hart sein mußt.

Auch das reine Bild der politischen Freiheit bekam allmählich Schmutzflecken. Wir Gerichtsreporter erlebten damals, die Verhandlungssäle nach trächtigen Stories abklappernd, häufig genug Prozesse gegen Menschen, die der illegalen Betätigung für die verbotene Kommunistische Partei – KPD – bezichtigt wurden. Die Tatbestände waren oft derart läppisch – da hatte einer Flugblätter verteilt, dort eine Plakate geklebt –, daß kritische Kommentierung nahelag. Doch über dieses Thema konnten wir entweder gar nicht oder nur mit staatsfrommer Zustimmung schreiben. Unsere Meinungsfreiheit reduzierte sich darauf, daß wir privat schimpften und öffentlich ein sanftes Einerseits-Andererseits zirpten, wenn überhaupt.

Keine Recherche war verboten. Doch wir mußten uns darüber klar sein, welche Resultate unsere Recherchen zu erbringen hatten.

Sprachregelungen sind danach durchgesetzt worden, die sich bis heute erhalten haben. So wurden Prozesse gegen Nazi-Mörder nicht als Mordprozesse bezeichnet, sondern – subtiler Unterschied – als „Judenmordprozesse“, oder noch schlichter als „NS-Prozesse“.

Die Vorgesetzten, die solche Regeln aufstellten, begründeten sie allenfalls lapidar. Daß einer die Urteile gegen die Kommunisten immerhin bedenkenwert mit den Worten Saint-Justs rechtfertigte – „Keine Freiheit für die Feinde der Freiheit!“ –, geschah überhaupt nur einmal. Schon eher bekam ich zu hören: „Lieber Freund, wenn dir die Zeitung gehören würde, dann würdest du auch nicht wollen, daß darin Leute verteidigt werden, die dir dein Eigentum wegnehmen wollen.“ Eine Logik, der ein Denkender sich schwer entziehen kann und die mich gleichwohl mißtrauisch stimmte.

Geradezu bedroht aber fühlte ich mich dadurch, daß viele Menschen mittleren und vorgerückten Alters, die ich in der Arbeitswelt antraf, mit der NS-Zeit eher angenehme als unangenehme Erinnerungen zu verbinden schienen. Erschreckend viele zunächst freundlich wirkende Machthaber meines Alltags erinnerten sich mit Vergnügen begangener Gewalttaten: „Wir also raus aus unserem Graben und Handgranaten klagemacht, und was meinst du, was da los war? Die Iwans sind gerannt wie die Hasen...“

Da ich in der Schonzeit bis zum Abitur mein politisches Verständnis eher an Tucholsky, Brecht und Thomas Mann geschult hatte als an den Anekdoten der Veteranen, fand ich solche Erfahrungen verstörend. Die Berufswelt, in der ich mich zu bewähren wünschte, erlebte ich in den ersten Jahren als eine Betriebsamkeit einerseits vor dem Hintergrund blutiger Gewalt, andererseits bestimmt von nicht begrifflich, sondern allenfalls pragmatisch begründeter Herrschaft der Habenden über die Nicht-Habenden. Zu den letzteren hatte ich mich zu zählen.

Diese Eindrücke, die – ob man sie einseitig findet oder nicht – nun einmal meine Eindrücke waren, konnte ich in der Literatur, die damals von der Gruppe 47 propagiert wurde, nicht wiederfinden. Daß die Gruppe prinzipiell antifaschistisch und prodemokratisch war, ist vielfach belegt. Gleichwohl hatte ich gerade damals, zu Anfang der sechziger Jahre, als ich meine Möglichkeiten als Journalist mehr und mehr schwinden sah, nicht den Eindruck, daß der aktuelle Literaturbetrieb eine Alternative biete. An zwei Titeln möchte ich deutlich machen, weshalb damals ein nicht ganz durchdachtes, aber stark empfundenes Mißtrauen gegen die Praktiken der Gruppe 47 in mir aufkam.

Es erschien damals ein Roman, den ich auch heute noch zu den bedeutendsten Nachkriegsromanen in deutscher Sprache zähle. *Alles andere als ein Held*, bei Ullstein erschienen, von dem Berliner Rudolf Lorenzen geschrieben, schildert den Alltag eines kaufmännischen Lehrlings im Dritten Reich, seine Zeit als Soldat in Rußland, sein Entkommen aus dem Kessel von Stalingrad, seinen Aufstieg zum Kleinunternehmer in der Zeit der Restauration. Ein Roman, den ich realistisch nenne, weil privates Schicksal als vermittelt mit Umweltverhältnissen und gesamtgesellschaftlicher Verfassung dargestellt wird. Dazu glänzend geschrieben. Doch es erschienen nur wenige Rezensionen, nicht überwiegend positiv, der Roman fiel durch, er ist heute nicht mehr auf dem Markt und selbst vielen Literaturprofis unbekannt.

Etwas zur gleichen Zeit wurde groß herausgestellt Uwe Johnsons Roman *Mutmaßun-*

gen über Jakob. Es ist ein Buch, das ich stellenweise sehr mochte, das ich in seiner formalen Verschachtelung aber auch willkürlich artifiziell und elitär fand... Daß Johnson über Nacht in allen Feuilletons gefeiert, Lorenzen aber ignoriert wurde, war mir unverständlich. Lorenzen thematisierte, was mir brennend wichtig erschien: Weshalb die Nazis soviel Unterstützung im Angestelltenproletariat fanden, wie normale Menschen zu einer Militärmaschine aggregiert wurden, wie das Dritte Reich ausstrahlte auf das Nachkriegsdeutschland. Johnson dagegen schildert, wo er gut ist, eigentlich nur den Arbeitsalltag eines Dispatchers der Reichsbahn, sehr interessant und formal sogar brillant, aber doch weit weg von allem, was mich bewegte.

Im Literaturbetrieb, so fortschrittlich er insgesamt wirkte, herrschten doch offenbar Maßstäbe, die zu verstehen mir nicht gegeben war. In aggressiveren Momenten neigte ich dazu, die Gruppe 47 für eine Institution gebildeter Mittelständler zu halten, die die literarische Versorgung anderer gebildeter Mittelständler sicherzustellen hatte.

Offenbar waren das interessante Leute, die aber ganz andere Sorgen hatten als ich, und auch andere Erfahrungen. Während sie den Gesetzen subtiler Ästhetik nachlauschten, mußte ich mich wohl einen Schreibsöldner nennen, den das Gesetz von Angebot und Nachfrage aus München fort und in andere Redaktionen trieb, nach Dortmund, Hamburg und Hannover. Bewegungsgesetze des Kapitals waren es, die das Wandern dieser Jahre bestimmten – die es letztlich und im Verborgenen bestimmten.

Übrigens durchschaute ich diese Gesetze damals nicht. Niemand, den ich kannte, durchschaute sie. Keiner meiner Schullehrer hatte sie mit uns durchgenommen, und auch in den Büchern, die wir lasen, wurden sie nicht ausdrücklich thematisiert.

So bekam ich zwar die Auswirkungen dieser Gesetze zu spüren, erfuhr sie aber wie eine dunkle Schicksalsmacht. Und ganz gewiß hätte ich nicht schlüssig begründen können, weshalb ich meine zwar gewiß ganz trivialen, aber eben doch bedrängenden und daher wichtigen Alltagserfahrungen eher bei Autoren wie Chandler, Dashiell Hammett, Eric Ambler wiederfand als bei den anerkannten Dichtern.

3

Es mag ja durchaus sein, daß viele Mittelständler den Kampf um die alltägliche Existenz für ein Randproblem halten, weil es ein Problem ist, das sie für sich gelöst zu haben glauben. Ärzte, höhere Beamte, hochqualifizierte und gefragte Spezialisten mögen sich ökonomisch derart sicher fühlen, daß sie sich von Romanen, deren Klima vom Kampf ums wöchentliche oder monatliche Geld bestimmt wird, gelangweilt fühlen und ihre Aufmerksamkeit lieber auf höhere Probleme lenken.

Das wäre verständlich. Es liegt jedoch die Gefahr darin, daß Fakten, die letztlich doch für ganze Gesellschaftsformationen wesentlich sind, hinter dem Horizont der Aufmerksamkeit versinken.

Für möglich halte ich auch, daß so mancher Mittelständler, vom Produktionsalltag gleich weit entfernt wie von den Schaltzentralen, in denen die großen Kapitalströme gesteuert werden, seine unruhige und im Grunde recht ohnmächtige Zwischenstellung lieber ignoriert als genau ins Auge faßt. Das würde erklären, weshalb aus dem Sinn fürs Höhere so leicht höherer Unsinn wird, ideologischer Weihrauch, mit dem

Kleinbürger die Produktionsverhältnisse einnebeln. Wer sich erhaben fühlt über die Gesetzmäßigkeiten des Kapitals, der kann sich immerhin vormachen, ihnen nicht unterworfen, also frei zu sein. Wer hinge dieser Illusion nicht gerne nach?

Je deutlicher in den westlichen Industriegesellschaften der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit in Erscheinung trat, je fühlbarer damit der Widerspruch zwischen politischer Freiheit und ökonomischer Bedingtheit wurde, desto nachdrücklicher sind eben diese facts of our life aus der offiziell anerkannten Kultur vertrieben und in Subkulturen abgedrängt worden. Anfang der sechziger Jahre, als ich zu schreiben begann, schien die Kluft zwischen hoher (höherer) und unterhaltender (trivialer) Literatur unüberbrückbar geworden zu sein. Und es fiel damals keinem Kritiker ein, daß die übliche Bewertung – höhere Literatur gleich gut, triviale Literatur gleich schlecht – einer kritischen Überprüfung bedürfe.

Inzwischen haben Lernprozesse eingesetzt. Die Analysen kommen vorsichtiger daher. Die Überlegung, ästhetische Differenzen könnten eine soziale Basis haben, scheint nicht mehr so ganz abwegig. Die Frage, ob der Unterschied zwischen „hoher“ und „unterhaltender“ Literatur wirklich mit Wertungen wie gut/schlecht begriffen werden kann, darf immerhin mal gestellt werden.

Thomas Mann beschreibt im *Zauberberg* die kulturellen Traditionen, die es vielen Angehörigen des deutschen Bürgertums ermöglichten, mit Begeisterung den Ersten Weltkrieg zu begrüßen, statt vor ihm zurückzubeugen. Unter philosophisch vorgebildeten Lesern der mittleren und höheren Stände ist das Buch weithin bekannt und hoch geachtet – mit Recht, denn das Verderben der bürgerlichen Philosophie, von Lukacs als *Zerstörung der Vernunft* bezeichnet, ist in der Tat ein bedeutendes Thema.

Im lesenden Proletariat aber ist der *Zauberberg* fast unbekannt geblieben, dort ist in Millionenaufgabe verbreitet der Roman *Alle Herrlichkeit auf Erden* von Taylor Caldwell. In diesem Buch, das original *Dynastie of Death* heißt, *Einst wird kommen der Tag*, untersucht die amerikanische Autorin, ebenso wie Thomas Mann, Ursachen des Ersten Weltkriegs. Sie konzentriert sich jedoch nicht auf die ideologisch-kulturellen, sondern auf die handgreiflich wirtschaftlichen Treibsätze des Weltbrands. In der Form eines Familienromans gibt sie eine Röntgenaufnahme der Rüstungsindustrie und kann deutlich machen, daß der Erste Weltkrieg um kolonialer Beute und um der Profite der Waffenhersteller willen geführt wurde. Wer den Roman gelesen hat, kann nachvollziehen, wie in den westlichen Industriestaaten das entstanden ist, was Eisenhower als militärisch-industriellen Komplex bezeichnet hat. Ein bedeutendes, ja lebenswichtiges Thema, überdies formal brillant durchgeführt, aber kein Literaturkritiker hat das Buch je angepriesen, es scheint seinen gigantischen Erfolg bloßer Mundpropaganda zu verdanken. In den Bücherwänden der Gebildeten wird man es nicht finden, dafür mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auf den weit karger bestückten Regalen der Telefonistin, des Facharbeiters, eben der typischen Leserkunden. Die von Taylor Caldwell genannten, belegbaren Fakten, vom Kulturbetrieb tabuiert, kursieren wie Obszönitäten unter denen, die Realität nicht scheuen, sondern suchen.

Marcel Proust beschrieb Differenzierungen des Gefühls bei Angehörigen einer zahlenmäßig kleinen Elite der französischen Gesellschaft zur Zeit der Jahrhundertwende. Ist es verwunderlich, daß der Angestellte, der Lehrling eher zu Richard Lewellynns Roman *So Grün war mein Tal* greift? Hier wird detailliert geschildert, wie die Beleg-

schaft eines walisischen Bergwerks sich streikfähig gewerkschaftlich zu organisieren versucht. Wenn die Kumpels diskutieren, wird Marx zitiert, einmal sogar Hegel. James Joyce beschrieb im *Ulysses* zwar Alltagsprobleme einfacher Menschen – doch seine Beschreibung ist formal derart raffiniert, daß das Buch ohne spezielle Vorbildung nicht durchzuhalten ist. Was hätte es auch für einen Sinn, den Ulysses begreifen zu wollen, wenn man Homers Odyssee nicht griffbereit daneben liegen oder, noch besser, bereits im Kopf hat?

Da die Mehrheit der arbeitenden Menschen sich solche Vorbildung nie aneignen konnte, kann man den Ulysses auf dem Bücherbord eines Arbeiters nicht finden, mit einiger Sicherheit aber wird man dort Cronins Roman *Die Sterne blicken herab* entdecken. Dieses Buch, dem Gebildeten vage bekannt als Sozialschnulze, schildert die Bemühungen engagierter Arbeitervertreter, aus der Labour Party eine kampffähige proletarische Partei zu machen.

Die Liste derartiger Bücher ließe sich fast beliebig verlängern. Sie sind unglaublich erfolgreich, unter arbeitenden, sogenannten einfachen Menschen werden sie von Generation zu Generation weitergereicht. Sie aus der anerkannten Literatur auszuschließen und einer Subkultur des Trivialen zuzuschlagen – was ist das: ideologischer Klassenkampf von oben oder bloß bornierter Standesdünkel?

Schwer zu entscheiden, weil schwer zu recherchieren. Immerhin scheint naheliegend folgende Annahme: Wer Literatur als trivial abwertet, die vielen Lesern gute Dienste leistet, der scheint auch diese Leser mit abzuwerten. Wer vorwiegend Triviales liest, muß wohl auch selber trivial sein, muß wohl zum Pack, zum Pöbel zählen... Wer so urteilt, hat wohl eher ein feudalistisches als ein republikanisches Gesellschaftsverständnis.

Dagegen vertrete ich die Auffassung, daß selbst im nun wirklich minderwertigen Unterhaltungsroman, in der nun wirklich schlechtesten Form von Unterhaltungsliteratur, im Lore-Roman, noch mehr gesellschaftliche Realität auftaucht als im literarisch gemeinten Buch eines Mittelständlers, der bloß seine eigenen Neurosen ausbreitet, ohne sie mit der Außenwelt vermitteln zu können. „Die Gräfin raffte ihre Silberrobe und fiel die Schloßstreppe hinunter“ – so parodierte Tucholsky den Kitschroman. Aber selbst in dem Kitschroman taucht in Gestalt der Gräfin die herrschende Klasse, die – man lese Bernt Engelmann – immer noch mitherrschende Klasse auf. Daß sie in solchen Romanen nicht kritisiert, sondern verklärt wird, ist arg – aber sie ist doch wenigstens da, ihr Dasein wird nicht einfach ignoriert! Besser als nichts, würde ich sagen. Auch daß die Herrschenden anders wohnen als der lesende Normalmensch, ist in dem Satz enthalten. Daß sie sich anders anziehen, wird deutlich, wenn von einer Silberrobe die Rede ist – *Herrschaftsverhältnisse* werden deutlich, die doch nun wirklich unleugbar bestehen, nach wie vor.

Man könnte schlußfolgern, daß abhängig arbeitende Menschen die Herrschaftsverhältnisse, die sie täglich erfahren, auch in ihrer Lektüre wiederfinden wollen. Sie lassen sich diese Herrschaftsverhältnisse entweder erklärend vorführen oder kritisch – aber davon absehen wollen sie anscheinend nicht, jedenfalls nicht so bereitwillig wie der Mittelständler.

Ich habe Unterhaltungsliteratur zu schreiben versucht, weil gesellschaftliche Realität, Abhängigkeit und Herrschaft mich interessierten. Und ich habe die Krimiform gewählt, weil im Krimi besonders schonungslos nach den Ursachen der Gewalt als einer Ausdrucksform von Herrschaft gefragt wird.

Das war damals keine bewußte Entscheidung. Ich hatte nur eben, als ich zu schreiben anfang, den – weiter gar nicht durchdachten – Eindruck, als sei Gewalt der beängstigende Normalfall unseres alltäglichen Lebens.

Wenige Jahre, nachdem ich geboren wurde, 1939, gingen die Öfen der Vernichtungslager an zu rauchen. An meinem sechsten Geburtstag, nach chaotischer Flucht aus Ostpreußen, rollten Panzer in die württembergische Kleinstadt, in die wir uns gerettet hatten: Dahinter (wie mir geschildert wurde) geduckte amerikanische Soldaten mit schußbereiten Gewehren. Und wirklich, man hörte Schüsse und das Mahlen der Panzerketten bis in unseren Unterstand hinein.

Während der Flucht war die Familie mehrfach auseinandergerissen worden, nach tagelanger Trennung wagten wir auf ein Wiedersehen mit dem Großvater nicht mehr zu hoffen. Für ihn war es der zweite Krieg, den er erlebte. Im ersten hatte ein Franzose, den er dann töten konnte, ihm einen Finger der rechten Hand abgeschossen.

Nach dem Krieg lernte ich, vier Jahre lang, Besatzungssoldaten kennen. Wurde dann selbst wehrpflichtig. Politisierte mich im Protest gegen die Flächenbombardements in Vietnam. Und heute? Wenn ich die Zeitung aufschlage – jede x-beliebige Zeitung – fühle ich, daß in mir eine Kreuzzugsstimmung gegen die sozialistischen Staaten erzeugt werden soll. Die ganz alltägliche Berichterstattung aus dem Osten erinnert mich an die Propaganda, wie sie vor dem Ersten Weltkrieg gegen Frankreich und England, gegen die Froschschenkelfresser und Burenmörder entfesselt wurde. Freilich, die Franzosen aßen wirklich Froschschenkel, und die Engländer hatten wirklich Buren ermordet. Doch war dies das einzige, das über diese Völker zu berichten der Mühe wert war?

Daß man meine Stimmung zuzurichten wünscht, als ob es morgen wieder losginge, verstimmt mich sehr. Meine Erinnerungen an den Krieg sind nämlich unerfreulich, in einen neuen möchte ich entschieden nicht verwickelt werden. Ich bin für die Sicherheit des Eigentums, denn ich hänge an dem, was ich mir erwerben konnte, und will es in keinem Bombenhagel verlieren. Ferner bin ich sehr für innere Sicherheit, vor allem für Sicherheit vor denen, die in unserer Gesellschaft übermächtig sind. Diese Sicherheit halte ich für bedroht, Zwänge in jeder Form werden weiterhin meine Freiheit, mich selbst zu bestimmen, einengen. Und selbst mit Gewalt, wie gesagt, scheint jedermann jederzeit zu rechnen.

Ist es ein Wunder, daß in einer solchen, die gesamte Gesellschaft durchdringenden Atmosphäre von Gewalttätigkeit und Gewaltbereitschaft, einzelne, labile Menschen bis zur Mordtat hingetrieben werden?

Der bekannte Gerichtsreporter Gerhard Mauz polemisiert im *Spiegel* schon seit Jahren dagegen, daß oberflächlich denkende Richter immer wieder kleine Mörder als entmenscht, als ganz unnachvollziehbar inhuman, als bestialisch darstellen – bizarre Anomalien. Mauz wehrt sich mit Recht, finde ich. Die Mörder, die ich als Gerichtsreporter erlebte, waren alle erschreckend normal.

Gewalt als Normalfall? Der Mord selbst ist so, wie viele derzeit noch miteinander umgehen, ein latenter Normalfall. Man erlebe die schäumende Wut, mit der „normalerweise“ auf die Freiheit reagiert wird, die der Andersdenkende sich nimmt, eine Wut, die aufgestaut wird – durch was? Durch wen? Das sind Fragen, die in der Kriminalgeschichte analysiert und beantwortet werden. Jeweils in kleinem, überschaubarem Rahmen, nicht immer repräsentativ – aber jeder, der nach den Bedingungen fragt, unter denen Gewaltherrschaft entsteht, und weiterfragt nach den Umständen, die Gewaltbereitschaft umschlagen lassen in Gewalttat, geht einen Schritt in der richtigen Richtung. Man darf allerdings keine Angst haben vor der Obszönität von Fakten, die, obgleich weithin bekannt, verschwiegen werden; sie aufzudecken ist das Vergnügen.

Manfred Bosch Rede in Überlingen

Bei der Entgegennahme des Bodensee-Literaturpreises 1978

(...)

Nach einem bekannten Wort blamieren sich Ideen immer dann, wenn sie mit unseren Interessen nichts zu schaffen haben. Interessen sind immer so konkret wie die Bedürfnisse, die ihnen zugrundeliegen. Soll dagegen eine Idee konkret sein, so bleibt ihr nur, sich unsere Bedürfnisse zueigen zu machen. Unsere Sehnsucht nach Liebe und Gerechtigkeit, nach Solidarität und sinnvoller Arbeit gegen alle widerstreitenden Tendenzen zu verfechten. Macht sich eine Idee solche Bedürfnisse nicht zueigen, ist sie nur eine schlechte Abstraktion.

Wenn sich zu viele herbeilassen, über ihre Interessen hinwegzusehen, dann können solche schlechten Abstraktionen zu großer Wirksamkeit kommen. Eine Idee kann es dann dahin bringen, daß jeder sie im Mund führt und kaum einer mehr weiß, wozu sie eigentlich gut ist.

Lange ist es mir mit dem Begriff Heimat so gegangen. Der wurde besonders grell und auffallend ausgestaffiert, und doch erhellt er wenig; allenthalben gepriesen und empfohlen, hat er doch nicht eigentlich gewärmt. In einer langen Geschichte hat „Heimat“ Erlebnismuster ausgebildet, die von Mal zu Mal weniger auf den Anlaß bezogen wa-

ren. Die Heimat zählt ja auch bis heute nicht nach Köpfen, sondern nach Seelen. Eine schöne Übung, aber der Begriff Seele hat auch etwas Trotziges. Es ist, als ob der Heimat die Seele um so wichtiger wird, je mehr unsere Gesellschaft ihr den Garaus macht. Entseelung und Vermassung sind nicht von ungefähr die Lieblingsvokabeln konservativer Kulturkritik. Manchmal hat man den Eindruck, als sollten mit ihrer Hilfe unsere Probleme mit dem vielbeschworenen Individuum gegen die Menschen gelöst werden, von denen es ohnehin viel zu viele gibt. An allem, schrieb Hans Magnus Enzensberger einmal ironisch, sind die Leute schuld – wie leicht wäre es ohne sie! Es gibt also Begriffe und Ideen, die nicht nur die Bedürfnisse vergessen haben, die sie ausdrücken sollen, sondern sich auch noch gegen die Leute wenden, die diese Bedürfnisse haben. Das ist dann die größte Blamage, die einer Idee zustoßen kann.

Dabei könnten ja gerade diese Menschen, deren Bedürfnisse vergessen wurden, eine Antwort darauf geben, was so eine Idee wert ist. Ihre Lebensverhältnisse gäben die untrügliche Einschätzung dafür ab, wie weit es mit Heimat her ist. Die Lieder, die die Mehrheit einer Gegend davon singen könnte, muteten wahrscheinlich ganz und gar unheimlich an. Wären vermutlich nicht einmal Lieder – Klagelieder vielleicht. Sehen wir uns einmal nach solchen Liedern um, die uns etwas über die Bedingungen unserer Heimat in den letzten 200 Jahren erzählen.

Eine der letzten Gelegenheiten, Heimat im herkömmlichen Sinn zu empfinden, mit der ganzen Persönlichkeit darauf anzusprechen, muß in unserer Gegend im ausgehenden 18. Jahrhundert bestanden haben. Damals verfaßte Ulrich Bräker seine Autobiographie „Armer Mann in Trochenburg“. Darin berichtet Bräker, wie er als 19-jähriger durch das Versprechen, in einen Herrendienst zu kommen, nach Schaffhausen gelockt und dort wie ein Stück Vieh an einen preußischen Werber verschertelt wird. Nach der Schlacht bei Lobositz gelingt es Bräker, auf freien Fuß zu kommen; er macht sich auf den Heimweg, und „in dem Städtgen Rheineck küßt ich zum erstenmal wieder die schweizer Erde und schätzte mich für den glücklichsten Mann, ob ich schon nichts als ein paar Brandenburgische Dreyer, und einen armseligen Soldatenrock auf dem Leib in meine Heimath brachte“. Arm, aber glücklich, weil daheim: Das ist die kurze Formel, auf die man Bräkers Empfindungen bringen kann und die bald zu einer Stereotype wird, mit der sich trefflich abwiegeln läßt.

War noch in Bräkers Vätergeneration Heimat an den agrarischen Besitz gebunden, so schuf nun die Freisetzung der Menschen aus feudaler Abhängigkeit ein Reservoir an Tagelöhnern und besitzlosen Arbeitern, eine im eigentlichen Sinne verarmte Bevölkerung. Mit einhundert Talern, die seine Frau mit in die Ehe bringt, eröffnet Bräker ein Textilgeschäft: „Damit glaubte ich ein reicher Mann zu seyn. Dachte itzt an leichtere Arbeit mit aufrechtem Rücken“. Aber Bräker hat seine Rechnung ohne die neue Zeit, ohne die technische und soziale Revolution gemacht; auf dem Boden, den er noch bei seiner Rückkehr aus Preußen geküßt hat, wird bald kein Platz mehr sein für seinesgleichen. Die Umstellung von Heimarbeit auf mechanische Produktion ist in vollem Gange, erzwungen durch den Import konkurrenzloser englischer Billigware. Indes bringt die neue Produktionsweise nicht nur unerhörte Möglichkeiten der Erhöhung gesellschaftlichen Reichtums, nicht allein die Abschaffung feudal-aristokratischer Privilegien, sondern auch ein neues Herrschaftssystem hervor. Die „leichtere

Arbeit mit aufrechtem Rücken“ bleibt für Bräker ein Traum, sein Rücken ein bloßer Buckel. Seine Unternehmung hat kein Glück; bald weiß Bräker vor Schulden weder aus noch ein, und noch seine Ernte wird ihm durch Hagel vernichtet. Hungersnot und Seuchen verschonen auch seine Familie nicht. Auf dem Sterbebett sagt sein ältestes Kind: „Lieber Aeti! Es ist genug. Komm auch bald nach. Ich will itzt im Himmel ein Engelin werden“. Und als die Ruhr auch Bräker aufs Lager wirft, bekennt er, daß er „in diesen Tagen tausendmal gewünscht (hat) zu sterben und mit meinen Lieben hinaufzufahren“. Während dem Ältesten die vererbte Heimat eine kümmerliche Existenz bietet, die von feudalen Abgaben noch geschmälert wird, wird dem Pauper mit den Worten Utz Jeggles „als Trost die Heimat der Heimatlosen zuteil: der Himmel. Der eine hat die Äcker, die andern ihren Glauben“.

Noch in Bräkers Generation also gibt es einen Bruch im subjektiven Empfindungsmechanismus: Im Akt der Heimkehr wird dem gerade Erwachsenen Heimat noch einmal gegenwärtig; aber dem Mann ist sie schon kein Schutz mehr vor den gewaltigen Prozessen der Frühindustrialisierung, die die agrarisch-bäuerliche Welt aufsprengt und deren Zugluft die Lebensverhältnisse der Menschheit noch unwirtlicher macht. Seine wahre Heimat erkennt Bräker dort, wofür er sich nach seinem Glauben auf dieser Welt zu bewähren hat.

Ein Menschenalter nach Bräker, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, hat dieser Prozeß am Deutlichkeit gewonnen; aus Paupern sind vielerorts schon Proletarier geworden. „Angstarbeiterei“ nennt Heinrich Bettziech 1845 die Lebenssituation der Arbeiter – in diesem Begriff liegt wohl die extremste Entgegensetzung zu dem, was Heimat an Geborgenheit und Schutz meinen soll; und für Wilhelm Heinrich Riehl sind die Proletarier „Heimatlose“. Die emotionale Beziehung zur geografischen Nähe – zwei Generationen zuvor noch fester Bestandteil der bäuerlich-handwerklichen Lebens-einstellung – ist gestört, überlagert von den Bedingungen einer Existenz ohne Recht, ohne Wurzeln, ohne Tradition, ohne Selbstgewißheit. Der Proletarier ist geschichtslos, ohne Handhabe und Erklärung zum Verständnis einer Gesellschaft, die nicht seine ist und es so nicht sein wird. Folgerichtig verlagert sich der Heimatbegriff auf den Bereich der Nichtarbeit, der Natur, der Erholung, sofern man von ihr reden kann. Mit der Rechtfertigung der Ausbeutung würde er sich übernehmen, unglaublich werden. Der Begriff Heimat wird in dem Maße zum Ersatz, wie er seine unteilbare soziale Zuständigkeit preisgibt, und im gleichen Verhältnis verschärft sich seine Krise. „Der Arbeiter fühlt sich erst außer der Arbeit bei sich und in der Arbeit außer sich“, d. h. außerhalb seiner Möglichkeiten, seiner Bestimmung; dieses Paradox erweist seine Bedeutung auch hier. Blicken wir in die Lebensbeschreibung eines süddeutschen Ziegeleiarbeiters, in der auch Fälle von Kinderarbeit beschrieben werden: „... während zehnstündiger Arbeitszeit hatte der Junge... zwischen dem Presser und dem rotierenden Aufzug 36 Kilometer zurückzulegen und hatte 1260 Zentner geformten Ziegelton zu transportieren. Da gabs kein Warten und kein Verschnaufen; er war das Zwischenglied zweier automatischer Maschinen, die das Tempo seiner Sätze regelten, und dann war zur Aufsicht der riesig große Presser da, der furchtbar schrie, wenn er die Ziegel eine Viertelsekunde länger in der Hand halten mußte. Wenn schließlich eine Pause da war, hatte der Junge keinen Hunger und keinen Durst mehr, er war so müde“.

Unter diesen Bedingungen der Fremdarbeit hat der Begriff Heimat jeden Sinn verloren. Wo er gebraucht wird, da ist er zum Disziplinierungsinstrument geworden, zum schlecht verschleierten Würgegriff einer Ideologie, die kompensieren soll, was an Selbstbestimmung verhindert wird. Heimat müßte ja gerade bedeuten: Zugang für alle zu den gesellschaftlichen Möglichkeiten, von ihnen sozial verantwortlichen Gebrauch machen zu können, Teilhabe zu stimulieren an der Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten. Statt dessen überall der Entzug diese Chancen, die Verhinderung von Selbstbestimmung, die Verweigerung von Menschenwürde, die Auslöschung der Persönlichkeit. Die Sorgfalt und Umsicht, die Industrie und Handwerk auf die Waren verwenden, bleiben ihren Schöpfern vorenthalten.

Die Arbeitenden dieser Zeit haben nichts zu erwarten, es sei denn von sich selber. Aber Selbstbewußtsein wächst nicht von heute auf morgen, Solidarität macht nicht satt, zumindest nicht gleich. Idee und Hoffnung auf eine bessere Zukunft popularisieren sich erst durch die Arbeit der Bildungsvereine, die Handwerker und Arbeiter ins Leben rufen; Selbsthilfeeinrichtungen und gewerkschaftliche Unterstützungskassen müssen ihre Bedeutung als Mittel des Zusammenhalts erst langsam erweisen. Unter dem Sozialistengesetz – ab 1878 gegen die „gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ gerichtet – soll es für die vaterlandslosen Gesellen keine Heimat mehr geben; die Arbeiterbewegung wird in die Illegalität abgedrängt. Einer von denen, die in unserer Gegend unter diesen Bedingungen für heimischere Verhältnisse gewirkt haben, ist Joseph Belli, Sohn katholischer Bauern, der nach einer Schusterlehre im Offenburger katholischen Gesellenverein lassalleanischen Ideen begegnet und sich der Sozialdemokratie anschließt. 1876 auf 77 arbeitet Belli in Konstanz, wo er den einzigen sozialdemokratischen Parteiverein des Bodenseegebietes leitet; dort und in Überlingen errichtet Belli 1878 lokale Gewerkschaften mit Unterstützungskassen. Bald darauf übernimmt Belli das legendäre Verteilernetz des in Zürich erscheinenden „Sozialdemokrat“ – freilich leitet er seine einfallsreichen illegalen Verschickungsaktionen vom grenznahen Kreuzlingen aus.

Um wie vieles liberaler waren da Schweizer Kantone 50 Jahre früher. Ein basellandschaftlicher Regierungsrat antwortete 1834 auf ein Begehren, politische Asylanten an ihr Heimatland auszuliefern: „Dem ungewissen Schicksal jene Männer preiszugeben, die nur das erstreben, wessen wir uns als der höchsten nationalen Güter erfreuen, wäre unmenschlich und mit den schweizerischen Institutionen unverträglich“. Auch dieser tätige republikanische Geist des „Jungen Europa“ ist ein Reflex auf die Bedingungen von Heimat in unserer Gegend vor 150 Jahren – von ihm hat Adolf Muschg gesagt, im Baselgebiet sei jeder Auswärtige, der Zürcher und Luzerner nicht anders als der Preuße und Pole, als „fremd“ empfunden worden, ehe er nicht als freisinniger und aufrechter Demokrat sein Heimatrecht erwiesen hatte. Dieses Beispiel hat seine Bedeutung bis heute nicht verloren: Heimatrecht nicht als Wohlverhaltensforderung oder Immunisierungsversuch gegen Fremdeinflüsse, sondern als Bringschuld jedes Einzelnen – einzulösen durch tätige Teilhabe an den öffentlichen Belangen. Nur: Diese Bringschuld ist verwiesen auf eine Gesellschaft, die derlei nicht als Zufallsprodukte schöner Seelen und starker Charaktere verbucht, sondern die solches Verhalten strukturell ermöglicht, die die Menschen und ihre Beteiligungsbereitschaft fordert.

„Vom Waisenhaus zur Fabrik“ lautet eine autobiographische Lebensbeschreibung, die Heinrich Paul Dirkreiter 1914 veröffentlichte; in ihr beschreibt der Autor, wie er vom militärisch geführten Waisenhaus Hegne in den Betrieb des Überlinger Meisters Peterle gerät und dort genau jene kulturelle und soziale Verkümmerng erlebt, die die geforderte gesellschaftliche Teilhabe ausscheiden läßt: „Schließlich, was sollten die Gesellen von anno dazumal, die vielfach kein anderes Vergnügen kannten als Saufen, auch treiben. Arbeiteten sie am Sonntagvormittag nicht, dann sah der Meister scheel dazu und hatte die ganze Woche an der Arbeit zu mäkeln. Und dann wußten die Gesellen auch gar nicht wohin. Geistige Bedürfnisse, den Drang nach Ergehen in der Natur, kannten die Gesellen von damals, soweit ich sie in Überlingen kennenlernte, nicht im geringsten. Nie sah ich einen von ihnen eine Zeitung oder ein Buch in die Hand nehmen.“

Heimat ist in dieser Schilderung erkennbar als bloßes Defizit, und traditionelles Verständnis hat diese Defizite nie von ihren Entstehungsbedingungen her in Frage gestellt; es hat im Gegenteil, wie Dirkreiter sagt, das „Ergehen in der Natur“, also die geographisch-naturhafte Komponente zum Eigentlichen aufgemöbelt; auf der Strecke blieb die Frage nach der gesellschaftlichen Praxis. Heimat ist endgültig zum Surrogat für die verfehlten menschlichen Beziehungen heruntergewirtschaftet.

Heimat als eine Kategorie sozialer Belange, als eine vorwegnehmende Beschreibung sozialer Neuordnung nach den Prinzipien von Gemeinnutz und Solidarität zu verstehen, dies blieb einem anderem Schriftsteller unserer Gegend vorbehalten: dem bei uns noch unbekannten Jakob Bühler. Bühler, einer der bedeutendsten Autoren der Schweizer Literatur dieses Jahrhunderts, wurde 1882 als Arbeiterkind in Zürich geboren und wuchs in Schaffhausen auf. Sein gesamtes, über 40 Bände umfassendes Werk wird durchzogen von der Frage nach Sinn und Bedeutung von Volk, Heimat und Nation. Bereits in seiner ersten Veröffentlichung „Aus Konrad Sulzers Tagebuch“ wird die „Kompromißmaterie Heimat“ mit Blick auf die damalige gesellschaftliche Realität der Schweiz ausgebreitet. Erlebt Sulzer seine Untauglichkeitsbescheinigung bei der Musterung noch als Demütigung, beginnt er sich schon bald zu fragen, welchen Grund er eigentlich habe, sein Land zu lieben: „Kenne ich es denn?... Kann sein, es ist mit der Heimatliebe wie mit der Gottesfurcht. Fürchte Gott!... Aber niemand vermag einem diesen fürchterlichen Gott näherzubringen. Ein Hundsfott, wer sein Vaterland nicht liebt. Aber warum und weshalb es lebenswert sei, das macht einem keiner weis... Weil einer just da und da geboren ist und den und den zum Vater hat, darum ist man Zürcher oder Thurgauer oder Deutscher oder Engländer oder Europäer. Dummes Zeug. Ein Mensch ist er, und das Grenzenlose ist seine Heimat. Und ins Grenzenlose geht seine Fahrt!“ Bühler ist zeitlebens der Arbeiterbewegung verbunden geblieben. Er versteht sich schon von daher als Internationalist, und erst über seinen Internationalismus versteht er sich als Schweizer, erst als solcher liebt er sein Land und seine Menschen. Aber es ist keine widerspruchsfreie Sympathie zu seinesgleichen. Dem Konrad Sulzer diktiert Bühler ins Tagebuch: „Neben mir sitzt das Weib, das mir Helferin sein soll, und stopft Strümpfe oder garniert sich einen Hut. Nie quält sie die Frage, was ist das, ein Mensch? Ist unsere Gesellschaft nicht wahnsinnig? Sie denkt: wie komme ich im nächsten Monat mit dem Haushaltsgeld aus?... Damit ist allem Anschein nach das Reich ihrer Gedanken

erschöpft. Es ist nicht wahr, daß diese Frau Religion im Leibe hat. Sie hat einen guten und braven Schulglauben... Frau Anna geht manchmal in die Kirche und wenn sie nach hause kommt, sieht sie mich traurig an und hält mich für einen Heiden. Ich aber liege vor dem Unerkannten, grüble und zerfleiße mich: Ist das etwas, ein Vaterland? Indessen ist meine Frau ein gerechter Christenmensch. Und da ich eben wähnte, ich hätte den Weg zurückgefunden zur Heimat und zum Volk, da treibt mich wieder weg von ihm. Sie leben mir zu gleichgültig, diese Schaffenden, die Strümpfestopfer und Hutgarnierer. Das Merkwürdigste aber ist, daß immer dann, wenn ich zu Hause etwas verneinen muß, das Heimweh am stärksten über mich kommt, just als ob aus Mängeln der Zwang zu vermehrter Liebe sprösse!“

So pathetisch Bühler sein kann, so nah ist er doch am Problem. Bühler erliegt nirgends dem Schein der Oberfläche, der Blendungskraft des Gewohnten und Bekannten, die uns immer schon als das Angestammte und Angemessene angedient werden. „Als ob aus Mängeln der Zwang zu vermehrter Liebe sprösse“: Das heißt nichts anderes, als daß für unser Tun und Handeln Empfindungen des Mangels maßgeblich sind. Man bemüht sich ja nur um etwas, wenn man etwas vermißt, wenn einem etwas fehlt, wenn man unzufrieden ist, Ungenügen empfindet. Und die Frage Bühlers, ob man denn ein Land lieben könne, das man gar nicht kennt, führt ohne Umwege zum Begriff der „kundigen Unzufriedenheit“, ohne den es nach Ernst Bloch eine Heimat nicht geben kann. Zufriedenheit wäre ja Stillstand, Bescheidenheit mit dem Erreichten, also unkundig, weil sie keinen Begriff, keine Anschauung und keinen Traum hätte von den Möglichkeiten der Menschen. Zufriedenheit führte bloß wieder zu jenem schlechten Ersatz, dem das herkömmliche Heimatverständnis noch nie seinen Segen verweigert hat.

Die Heimat, die noch Bräker über den Wolken suchte, die unserm Ziegeleiarbeiter schon kein Begriff mehr war, die Dirkreiter durch Bildung und Vorstellung in Erinnerung halten wollte, die Belli und Bühler auf die Erde holten – diese Heimat ist uns heute kaum nähergerückt. Man darf das natürlich nicht die Interpretationsexperten unseres Sozialprodukts oder die Schamanen unserer Wohlstandsfetische entscheiden lassen. Die heftigsten Einwände gegen unser Glück kommen ja immer noch von denen, die nicht müde werden, zu betonen, wie zufrieden wir eigentlich sein müßten. Der Club Méditerranée zum Beispiel wirbt inzwischen mit der Aufforderung: Leben Sie vier Wochen so, wie Sie das ganze Jahr leben möchten! Demnach können wir glatt elf Monate abschreiben. Die Reibungslosigkeit, mit der diese Zeittransaktion vor sich geht, ist eigentlich merkwürdig für Leute, die dauernd beteuern, sie hätten nichts zum Verschenken. Offensichtlich kann man die Gewöhnung nicht hoch genug einschätzen. Ungeheuerlicher ist nur noch unsere Fähigkeit, über solche Sätze nicht mehr erschrecken zu müssen. Aber mehr noch als eine Werbeempfehlung ist dieser Satz ein Befund. Das Krankheitsbild wäre demnach: Eine Mehrheit ist darauf angewiesen, vor allem auf Freizeit und Urlaub hin zu leben, weil sie unter Absehung von sich selber ständig jemand anderen zu verwirklichen hat. Wer sich selbst nicht verwirklichen kann, wessen Anlagen und Fähigkeiten im jeweiligen Arbeitsfeld ungefragt bleiben, dem ist das Haben zwangsläufig wichtiger als das Sein. Deshalb setzen sich immer mehr durch Konsum statt durch Teilhabe in Beziehung zur Welt. Immer mehr bekommen wir, was wir nicht brauchen, und immer mehr mangelt uns, wessen wir be-

dürften. Der Schriftsteller Hermann Peter Piwitt hat einmal notiert: „Ich mache mir einen Kaffee. Der Kaffee ist, laut Etikett, kultiviert, elegant und von noblem Charakter. Wer möchte das von den Menschen behaupten, die ihn pflücken, transportieren, herstellen?“ Im Geltungsbereich einer solchen Frage ist keine Selbstbestimmung, keine Kultur der Arbeit, keine Kultur der Selbstverwirklichung, also auch keine Demokratie und Heimat. Da sind wir entfremdet unserer Menschlichkeit, unserer Fähigkeiten, unser selbst: Heimatvertriebene. Unser Wohlstand mag noch so imponierend sein: Wenn den Sachen der Menschen die Sache des Menschen geopfert wird, enthüllt dieser nur eine entsetzliche Armut.

Es wird immer das Ziel menschlicher Selbstverwirklichung bleiben, daß wir als Menschen interessieren und nicht bloß in verwertbaren Teilfunktionen, daß wir identisch bleiben können mit uns selber, unseren Vorstellungen, Wünschen und Träumen – aber wo die ökonomischen Geschäftsbedingungen die politische Tagesordnung bestimmen, ist Menschenwürde notwendig eine abhängige Variable wirtschaftlicher Rationalität.

Im Interesse der Demokratie wäre also ein Primat der Politik, ihre Wiederherstellung als eine beweglich-autonome Größe, die sich die gesellschaftlichen Bereiche unterordnet, diese an ihre ethischen Normen und soziale Übereinkünfte bindet. Nicht durch das pathologisch-selbstberauschende Hersagen von Bestätigungsformeln wie „freiheitlich-demokratische Grundordnung“, nicht durch die Ächtung des politischen Gegners ist Demokratie zu sichern, sondern indem wir sie praktizieren. Noch aber leben wir in einem Land, in dem es passieren kann, daß, wer auf einem Grundrecht besteht, sich der ominösen „Gemeinsamkeit der Demokraten“ gegenüber sieht. Wir haben gegenwärtig die Wahl, uns in einem Klima von Resignation und Angst, der Verdächtigung und tätigen Einschüchterung um unsere demokratische Zukunft zu bringen; aber wir können sie auch Neubegründen durch ein offensives, republikanisches Ethos, das der Gewalt ebenso eine Absage erteilt wie ihren politischen Nutznießern, das die Notwendigkeit und Unteilbarkeit der Demokratisierungsforderung vertritt gegen alle feudalen Relikte und ihre politische Repräsentanz. Eine Demokratie muß fähig und willens sein, ihre sozialen Institutionen und Übereinkünfte in Frage zu stellen und demokratisch zu legitimieren, sonst werden sie leicht zu unbefragten Wesenheiten. Jede Demokratie erträgt nur eine bestimmte Quantität solcher Wesenheiten und Übereinkünfte, sonst droht sie zur geschlossenen Anstalt zu werden, neigt zur Zukunftsvergessenheit und hält sich für den Endpunkt geschichtlicher Entwicklung. Ein solcher Mangel an politischer Kultur aber läßt die Gesellschaft – ökologisch gesprochen – umkippen, in ein sterbendes Wasser, in dem es von der Verzweiflung und der Apathie zur Gewalt nicht mehr weit ist. Unsere Erfahrungen mit dem Terrorismus sind also auch immer Aussagen über unsere politische Kultur. Unsere Gesellschaft wird schon in naher Zukunft Probleme zu lösen haben, die alle Phantasie, alles Wissen und alle Erfahrung, alle Flexibilität und alle Beteiligungsbedürfnisse erfordern. Es wäre lachhaft zu glauben, daß diese Potentiale im Bedarfsfall einfach aktivierbar und abrufbar sind. Politische Phantasie will vorbereitet sein, eingeübt durch Praktizierung von Demokratie, durch Beteiligung am sozialen Diskurs, an der Verdeutlichung von Sinn. Das wäre die Forderung nach praktischer sozialer und politischer Entdeckertätigkeit in der Blochschen Kategorie des Noch-nicht, dessen, was wir brauchen, was uns fehlt.

Ich habe diesen Preis bekommen für etwas, das nach den Statuten in Beziehung steht zum Bodensee, seiner Landschaft, seinen Menschen, seiner Kultur. Ich wollte mich deshalb mit meinem Dank nicht aus dieser Gegend wegstellen, aber auch nicht aus meiner Zeitgenossenschaft. Die Jury hat mit mir jemand ausgezeichnet, der sich zum Besingen unserer Heimat schlecht eignet. Nun leben wir ja zum Glück in einer Gegend, die ihr Lob im Zweifelsfall auch mal selber aufsagt. Ich bin davon ausgegangen, daß Heimat heute nicht zuerst Bestätigung, sondern zunächst Befragung braucht. Ich wollte nicht irgendeine unverfängliche Freundlichkeit über einen möglichen Nutzen stellen, weil ich meine, daß es diesem Preis unangemessen wäre...

Wenn in meiner Dankrede eine Herausforderung lag, so war sie freilich im Thema begründet. Noch immer ist Heimat, in ihrem emanzipatorischen Sinn, eine Hoffnung gewesen für die Erniedrigten und Beleidigten, für die Unterdrückten und Verfolgten, für die Mühseligen und Beladenen; als Bild war sie stets verknüpft mit einer neuen Welt, einer gerechten Gesellschaft der Gleichen und Freien. Von einer solchen Welt sprechen auch die Zeugnisse derer, die vor uns hier gelebt haben.

Klaus Konjetzky Nachnotizen zur Literatur

II. Zeitgenosse Dichter

2. Mai. Geburtstagsglückwünsche und eine Anfrage von Herrn Krüger „die Zeitgenossenschaft eines Dichters“ betreffend.

Oh Gott.

Und: „Glauben Sie, daß alle Bücher in Deutschland zusammengekommen ein realistisches Bild dieses Landes ergäben?“

Und: „Läßt sich die Wirklichkeit überhaupt mit literarischen, also künstlerischen Mitteln beschreiben?“

Oh Gott, oh Gott.

3. Mai. Lieber Herr Krüger!

Daß ein Dichter nicht nur dichtet, sondern auch noch lebt. Zum zweiten, ja, wenn man die Wirklichkeit dieses Landes schon kennt.

Aber beschreiben? Ich weiß nicht. Vielleicht freilegen, bewußtmachen, vielleicht so was wie herstellen. Ich weiß wirklich nicht. Die Wissenschaft leistet da sicher mehr. Aber die Kunst, speziell die Literatur, etwas Unersetzbares.

4. Mai. Sehr geehrter Herr Krüger!

Über die Wirklichkeit Deutschlands vermag ich nichts zu sagen. Es ist schon nicht einfach, auch nur die Wirklichkeit der Bundesrepublik mit Literatur und aus der Literatur dingfest zu machen – so das überhaupt gefordert ist.

Jedenfalls kann ich mir kein Buch denken, von dem alle, die es gelesen haben, sagen: Ja, wie es hier steht, so ist es. Aber in jedem Buch steckt Wirklichkeit, mehr oder weniger, oder das, was von der Wirklichkeit im Kopf des Schreibers ist. Rein rechnerisch steckte dann in mehr Büchern mehr Wirklichkeit. Aber – unwissenschaftlich gemutmaß –: alle ergeben doch nicht die ganze.

Auch der Versuch, die Wirklichkeit der Bundesrepublik mit nichtliterarischen Mitteln klar und eindeutig vorzuführen, hat es in sich. Wenn ich da so an Bundestagsdebatten denke, oder ans Fernsehen.

Ich möchte mich mal umfassend – und erkenntnistheoretisch weit hinter den Erkenntnissen der Erkenntnistheorie bleibend – darauf beschränken, zu sagen: Die Wirklichkeit der Bundesrepublik meint alles, also praktisch alles, was in der Bundesrepublik stattfindet; unabhängig davon, ob ein Baum ein Baum, oder der Bundeskanzler auch ein Baum oder der Bundeskanzler ist, wenn ich ihn gerade nicht anschau, das heißt, unabhängig von der Frage, ob Besagtes „an sich“ Besagtes ist, oder nur dadurch, daß ich es sage. Ich gehe davon aus, es ist!

Aber warum – und ob es so sein muß wie es ist – und was das wen angeht – und was zum Beispiel Altstadtsanierung für den einen bedeutet und was für den anderen, oder ein Anhörungsverfahren, oder Arbeitslosigkeit, oder ein Atomreaktor, oder Aussperrung, Berufsverbote, oder die Bildzeitung, Bundeswehr, Butterberg, Chemieabwässer, Deutsche Kommunistische Partei, Entwicklungshilfe, Frankfurter Buchmesse, oder freiheitlich-demokratische Grundordnung, Geburtenrückgang, Geldentwertung, Inflationsrate, Investitionen, oder die Junge Union, oder Konkurs, konzertierte Aktion, Lehrermangel, Lehrerschwemme, Mietwucher, Monopolisierung, oder Nullwachstum, Numerus clausus, Orientierungsrahmen, Paragraph 88a, preußischer Kulturbesitz, Profitrate, oder Quelle-Versand, oder Rüstungsetat, oder Selbstmorde, sozialliberale Koalition, Staublunge, Steuerflucht, Strauß, Streiks, Streß, Terroristen, Überstunden, Umsatzsteigerung, Verfassungsschutz, oder Verkehrstote, oder Vertriebenenverband, Werkschutz, Wiedergutmachung, oder Zweites Deutsches Fernsehen...

Ich weiß schon, Herr Krüger, daß man über alles, wofür ein Wort stehen könnte, streiten kann. Und wie.

Aber gerade deshalb: Wirklichkeit meint mir das und alles andere, folglich auch das, was ich nicht anfassen kann, und die Beziehung von allem zueinander.

So leicht möchte ich es mir machen, um nicht gleich über der ersten Frage nach „Welt“ zu verzweifeln.

Also: Darüber und über anderes Entscheidendes und Bedeutungsloses erfahren wir täglich mehr oder weniger und so oder so.

Aber: 365 Tage einer Tageszeitung ergeben noch kein Jahr. Auch 12 Stunden Fernsehen sind noch kein Tag. Und alle Tageszeitungen zusammen, vom Bayernkurier bis zur UZ, und alle Fernseh- und Rundfunkprogramme zusammen reichen nicht aus, um auch nur annähernd die Totalität der gesellschaftlichen und politischen Wirklich-

keit der Bundesrepublik (und ihrer Widersprüche) zu erfassen. Alles, was uns da informiert, ins Bild setzt oder wie gedruckt anlügt und aufklärt, was interpretiert, analysiert, diffamiert, hinters Licht führt, ist sicher aufschlußreich.

Aufschlußreich ist ohne Zweifel auch jedes Buch, das in der Bundesrepublik gedruckt wird, wie auch jedes Buch, das geschrieben und nicht gedruckt wird.

Aber alles, was wir mit welchen Sinnen auch immer aufnehmen, spricht nicht für sich allein und spricht nicht nur aus sich heraus, erklärt sich nicht immer selbst, obwohl sich manches von selber klärt.

In der Regel bedarf es entsprechender Schlüssel für die verschiedenen Arten von Verschlüsselungen. Das ist das Problem. Was mir selbst – in Übereinstimmung mit meinen Erfahrungen und Kenntnissen – ein wahrhaftiger Klartext ist, erscheint meinem Nachbarn – mit dessen Erfahrungen und Kenntnissen – als üble Lüge; und umgekehrt.

Ideologie.

(Um besser durchzublicken, wird uns beiden, lieber Herr Krüger, ein bißchen Hegel nichts schaden – oder gar Marx!)

Aus dem größten Schlamassel sind die, die sagen: Es ist alles relativ. Dann läßt es sich mit „Sowohl-Als-auch“ und „Einerseits-Anderseits“ wieder eine Wegstrecke in Ruhe leben.

Aber so relativ ist vielleicht alles gar nicht. Es gibt da schon ein paar Zusammenhänge, die durchschaubar sind und durchschaubar gemacht werden können, wenn man es kann.

Durchschaut man die, kommt man nach und nach auch den versteckteren und verschleierte „Tatsachen“ auf die Schliche.

Das ist unsere Aufgabe. Das kann eine Aufgabe sein.

Außerdem muß ja nicht jeder immer wieder bei Null anfangen. Es darf zurückgegriffen werden.

Schriftsteller unterscheiden sich in ihrem Bemühen, Ordnung in die Welt zu bringen und klarer zu sehen, von anderen Menschen zunächst nur darin, daß sie diese Versuche schriftlich vornehmen zu müssen glauben, oder müssen.

Gedrucktes verleiht ihren Irrtümern Autorität. Das ist das Gefährliche an Büchern. Aber Schriftsteller sind nicht verpflichtet zu irren. Immerhin sind auch Fehleinschätzungen aufschlußreich, wenn man weiß, daß es Fehleinschätzungen sind.

Um schriftstellerische Produkte besser verstehen und bewerten zu können, wäre es vielleicht nützlich, näher in den Bereich hineinzuleuchten, in dem Literatur entsteht.

Ja, natürlich, Herr Krüger, das ist nur ein Aspekt in einem Bündel von Aspekten – und wahrscheinlich nicht mal der wichtigste. Trotzdem: Man sollte sich mal „Dichter-Leben“ genauer ansehen, ihre gesellschaftlichen Voraussetzungen und Bedingungen als Voraussetzungen und Bedingungen für künstlerische Produktion – also das „Umfeld“ von Literaturproduktion, als dem Umfeld von Produktion überhaupt.

Ich glaube davon ausgehen zu dürfen, daß es bestimmte menschliche Grunderfahrungen in dieser Gesellschaft gibt. Erfahrungen, die zwar subjektiv, psychologisch in vielfacher Weise gebrochen und differenziert und auch unterschiedlich verarbeitet sind, die aber als symptomatisch und typisch für die gesellschaftlichen Strukturen, die sie bedingen, begriffen werden können.

So sehr viel grundlegend andere Erfahrungen kann ein Autor in diesem Land eigentlich gar nicht machen. Seine spezifischen, einmaligen, also unverwechselbaren Erfahrungen sind immer auch Klassenerfahrungen, die seinen Spiel-, Denk- und Handlungsraum prägen. Es gibt in der Bundesrepublik wohl keinen nennenswerten Autor, der als Erbprinz in seinem Familienschloß über das Leben von Dienern in diesem Land schreibt; und auch kaum einen, der neben seiner Konzerttätigkeit „gesellschaftskritische Lyrik“ produziert; und auch nur äußerst wenige, deren Millionenbesitz der Auslöser für ein gesellschaftliches Unbehagen ist. Das ist kein Zufall. Die Mehrheit der Kulturschaffenden, speziell der Schriftsteller, stammt aus der sogenannten Mittelschicht, kommt aus dem Bürgertum, dem Kleinbürgertum, verhältnismäßig wenige nur aus der Arbeiterklasse (deren Existenz ja manche überhaupt bestreiten). Warum das so ist, ahne ich.

Zum überwiegenden Teil gehören die Autoren zur „Intelligenz“, was noch nichts über diese selbst auszusagen braucht. Immerhin ist diese Tatsache einer der Gründe dafür, warum sie besonders sublimale Konflikte mit ihrer Umwelt haben, oder haben zu müssen beanspruchen. Darüber schreiben sie. Manche auch nicht – was besondere Aufmerksamkeit verdient.

Aber nicht in der Fähigkeit, Konflikte zu haben und Widersprüche zu erkennen, liegt ihr Privileg, sondern darin, diese Erfahrungen öffentlich machen zu können, soweit sie sie noch öffentlich machen können. Auf jeden Fall hat die erfahrene Kluft zwischen dem Möglichen, dem Denkbaren, dem Gewünschten und dem was ist, Konsequenzen: existentielle, politische, gesellschaftliche, damit auch literarische.

Man könnte vielleicht feststellen, ob und wie die frühkindliche Erfahrung elterlichen Streits zum gestörten Vater- oder Mutterverhältnis oder gar zu einer Versammlungsneurose beim späteren Schriftsteller geführt hat. Dergleichen will mir interessant, aber irgendwie unerheblich scheinen. Sicher ist, daß die vielfachen Prägungen, die ein Autor erlebt und erlitten hat, in seinem literarischen Werk wieder auftauchen. Irgendwie. Bei Nichtschreibern taucht dergleichen ja auch wieder auf. Gegebenenfalls beim Psychiater.

Aber weil in Büchern nicht zugleich ein Psychogramm des Verfassers mitgeliefert wird – das fehlte noch –, müssen wir uns mit dem begnügen, was im Buch steht. Und was dort steht, liest niemand ohne eigene Kenntnisse, ohne ein eigenes Bild von der Wirklichkeit. Daran mißt er das Gelesene.

Sie verstehen, was ich meine? Ich meine: Schreiben von Büchern und Lesen von Büchern führt, wenn man immer richtig „warum“ fragt, zur Frage nach dem Standpunkt – Klassenstandpunkt, wenn sie mir diesen dogmatisch-agitatorischen Begriff verzeihen –, was unmittelbar kaum was mit Qualität und zunächst gar nichts mit Kunst zu tun haben muß.

10. Mai. Lieber Herr Krüger,
die Arbeit an einer Erzählung nimmt mich im Augenblick ganz in Beschlag. Ich lasse nach Abschluß der Erzählung wieder von mir hören.

„... schon mehr als ein Hobby“ Gespräch mit jungen Autoren

Teilnehmer des Gesprächs sind: Franz Huber, Hans-Ulrich Klenner, Wolfgang Schreiber, *für den kürbiskern:* Klaus Konjetzky und Roman Ritter.

R. Ritter: Wir wollen uns unterhalten über die Situation junger Autoren in der BRD, wobei jung in dem Zusammenhang nicht nur eine Altersfrage meint, sondern: noch keinen bekannten Namen haben in der literarischen Öffentlichkeit, keine Lesergemeinde haben, kein literarischer Markenartikel sein. Und das heißt wiederum, daß man nicht umworben ist von Verlagen, sondern erst mal eine Chance und eine Lücke suchen muß, auch ein Publikum, sich fragen muß, welche Perspektive man hat als Autor. Wer seid Ihr, was macht Ihr?

F. Huber: Ich heiße *Franz Huber*, studiere Literaturwissenschaft und Zeitungswissenschaften hier in München. Schreibe seit ungefähr sechs Jahren. Bin Mitautor und Mitherausgeber der Zeitschrift *Haarrisse*. Ich schreibe vorwiegend Gedichte und in letzter Zeit auch Gedicht-Erzählungen, hab einiges veröffentlicht in Literaturzeitschriften und Sendungen im Bayerischen Rundfunk, im Jugendfunk.

Haarrisse ist weniger eine offizielle Literaturzeitschrift als ein Autorenbuch, das wir zusammen erarbeiten und das ein Forum für unsere Texte ist, die wir gegenseitig besprechen, Verbesserungsvorschläge anbringen. Die Auflage ist 700 zur Zeit, wir hatten schon mal 1000.

H.-U. Klenner: Ich heiße *Hans-Ulrich Klenner* und studiere Germanistik und Theaterwissenschaft in München.

Der Vertrieb läuft vorwiegend über den persönlichen Verkauf der Autoren. Wir sind zwar in einigen Buchhandlungen, aber in keinerlei Vertriebssystem. Vorwiegend verkaufen wir die Zeitschrift über Lesungen, die wir veranstalten in Jugendzentren, oder zum Beispiel in Zusammenarbeit mit den Volkshochschulen.

W. Schreiber: Ich heiße *Wolfgang Schreiber*, studiere auch hier in München, Psychologie, und schreibe vorwiegend Erzählungen, auch seit ungefähr fünf, sechs Jahren, veröffentlicht in kleinen Literaturzeitschriften, in „Pop Sunday“ des Bayerischen Rundfunks.

Wir hatten alle eigentlich mehr oder weniger für die Schublade geschrieben und haben mit der Zeitschrift eine Chance gesehen, an die Öffentlichkeit zu kommen. Jedes Heft ist auch das Produkt einer gemeinsamen Arbeit, zusammen als Gruppe, wobei natürlich nicht einer die Texte vom andern mitschreibt, aber an die anderen die Frage gestellt wird: Was haltet ihr davon, wie seht ihr das, wie kann ich es vielleicht besser machen?

R. Ritter: Wie geht das finanziell mit der Zeitschrift? Schießt Ihr das Geld selber rein?

W. Schreiber: Ja. Bisher hat es sich nur getragen. Einen Gewinn machen können wir dabei nicht. Das war auch bisher noch nie die Absicht.

Jeder von uns muß pro Heft 500 Mark vorstrecken, das ist also schon ein ganz schöner Batzen Geld.

K. Konjetzky: Kennt ihr ein bißchen den Zeitschriftenmarkt, habt ihr selbst als Autoren euch schon an andere Zeitschriften gewandt und Texte angeboten? Welche Erfahrungen habt ihr da gemacht, ist es schwierig für euch, bei anderen Zeitschriften oder

Verlagen gedruckt zu werden, oder was hat euch veranlaßt, euch selbst ein Forum zu schaffen?

W. Schreiber: Wir kennen ein paar Leute in München, die auch kleine Zeitschriften machen, wo man auch veröffentlichen kann. Und natürlich bemühen wir uns, mit den einzelnen Zeitschriften auf dem Markt in Kontakt zu kommen und dann in der einen oder anderen mal eine kleine Erzählung oder ein Gedicht zu veröffentlichen.

H.-U. Klenner: Es gibt ja wirklich so einen literarischen Underground und sogenannte Alternativpublikationen; da gibt's in jeder größeren Stadt mehrere Literaturzeitschriften, die arbeiten meist auf einer ähnlichen Ebene wie wir.

K. Konjetzky: Und was habt ihr als Autor für Erfahrungen gemacht mit den wenigen größeren Literaturzeitschriften?

H.-U. Klenner: Also ich hab's bisher eigentlich noch nicht gewagt, was hinzuschicken. Das hat vor allem bei mir Gründe des Umfangs, weil ich wenig kurze Sachen habe. Meine Erzählungen sind zu lang für eine Literaturzeitschrift und zu kurz, um ein eigenes Buch daraus zu machen. Und wenn man sich die Literaturzeitschriften anschaut, irgendwie sieht man halt doch, daß da ein bestimmtes Repertoire von Autoren immer wieder auftaucht, immer wieder dieselbe Clique.

F. Huber: Ich habe an einige größere Literaturzeitschriften im deutschsprachigen Raum dies und jenes geschickt. Man muß sich schon überwinden, da man die Leute selber nicht kennt, nur eine vage Vorstellung hat, welche Konzeption dahintersteckt. Es gibt auch positive Erfahrungen, man schickt fünfzehn, zwanzig Gedichte hin, dann nehmen sie halt eins oder zwei; das ist doch ein ganz kleiner Erfolg, der einem schon ein bißchen Mut macht, da auch wieder mal was hinzuschicken. Wenn man mal den ersten Schritt geschafft hat, ein oder zwei Veröffentlichungen, dann ist es auch ein bißchen einfacher. Dann gibt's natürlich auch Fälle, wo man überhaupt nichts erfährt. Da kommt nichts zurück.

K. Konjetzky: Jeder Autor, und ihr auch, will sich durchsetzen, will „bekannt“ werden. Das ist ja ein legitimer Wunsch. Glaubt ihr denn, daß das ein Weg sein kann, über kleinere Zeitschriften aus dem sogenannten Underground auch hie und da mal in eine renommierte Zeitschrift reinzukommen?

W. Schreiber: Veröffentlichungen in den kleinen Literaturzeitschriften bringen zwar im ersten Moment ein schönes Gefühl, aber man sieht natürlich andererseits: die Auflage ist gering, der erreichte Leserkreis natürlich auch, und man kennt diesen Kreis überhaupt nicht. Man kann also über die Texte gar nicht sprechen. So ist es zumindest mir eigentlich am liebsten, entweder selber in den *Haarrissen* was vorzustellen oder auch bei Lesungen mit den Zuhörern über diese Texte zu reden. Oder im Rundfunk wenigstens gleich ein großes Publikum erreichen zu können.

R. Ritter: Wollt Ihr Berufsschriftsteller werden?

W. Schreiber: Was mich betrifft – nein. Ich beziehe viel aus dem Studium, ich bin in meiner Jugendarbeit aktiv, ich glaub, wenn ich Berufsschriftsteller werden wollte, dann würden diese Anregungen wegfallen. Außerdem ist es für mich eine Freude zu schreiben, und ich möchte mich nicht wirtschaftlich, finanziell davon abhängig machen. Ich möchte's mir also in gewisser Weise als Freude erhalten, nicht als Job sehen. Andererseits bilde ich mir auch nicht ein, daß ich so erfolgreich sein könnte, daß ich dann als Berufsschriftsteller auch einigermaßen leben könnte. Aber vielleicht ist da auch ein bißchen Rationalisieren drin. Wenn ich die Möglichkeit hätte, irgendeine

große Veröffentlichung zu machen, und es bestünde eine gewisse Sicherheit, daß es gelingt, wüßte ich momentan nicht, wie ich mich entscheiden würde. Eine große Verlockung wär es auf jeden Fall.

F. Huber: Wenn man sich aber anschaut, welche Autoren in der Bundesrepublik von ihrem Schreiben leben können, und wenn man sich dann vornehmen würde, Berufsschriftsteller zu werden, dann hieße das, die Realität zu verkennen. Die Leute, die vom Schreiben leben, sind darauf angewiesen, soweit es meine Erfahrung zeigt, in den verschiedensten Medien zu arbeiten, auch Sachen zu machen, die teilweise ihren eigenen Interessen oder Vorstellungen über das, was sie schriftstellerisch leisten wollen, nicht entsprechen. Man kann unumwunden sagen: Berufsschriftsteller zu werden, nur um zu schreiben, Romane oder Gedichte, das ist völlig aussichtslos.

H.-U. Klenner: Ja, es ist, glaub ich, wirklich unmöglich, sich vorzunehmen, von der eigenen literarischen Produktion leben zu können. Die Erfahrung zeigt, daß die meisten Autoren einen Brötchenberuf haben, und wenn sie Glück haben, deckt er sich mit ihren Interessen, weil er im kulturellen, literarischen, journalistischen Bereich angesiedelt ist. Das würde mich – ehrlich gesagt – schon reizen. Ich versuche auch, darauf hinzuarbeiten, soweit es mir möglich ist.

F. Huber: Wenn man sich vornimmt, einen Roman zu schreiben, an dem man zwei, drei Jahre arbeiten will, wobei man nichts verdient, dann geht's wirklich darum, in den Medien Beiträge unterzubringen. Das aber führt dann leicht vom eigentlichen Schreiben weg.

K. Konjetzky: Empfindet ihr es als euren literarischen Ambitionen abträglich, wenn ihr solche „Brotarbeit“ machen müßt? Oder gehört diese Arbeit mit Literatur zu eurem Anspruch und Selbstverständnis als Autoren?

W. Schreiber: Bei mir schon. Zum Beispiel, wenn ich im Rundfunk einen eigenen Text lese und mitproduziere, dann macht's mir auch Spaß, ihn dann grade so darzubringen, wie ich ihn mir vorstelle – also von daher ist es eher eine Bereicherung, und ich muß sagen, ich denke auch ans Geld, warum nicht, ich freu mich darüber und kann's auch gut brauchen.

F. Huber: Es ist natürlich wichtig, daß man dabei den Geldaspekt nicht trennt vom inhaltlichen Aspekt. Denn gerade bei der Rundfunkarbeit ist es mein Bestreben, Sendungen zu produzieren, hinter denen ich auch inhaltlich stehe. Sonst könnt ich genauso gut auch bei der Post arbeiten und Pakete schubsen.

R. Ritter: Ihr habt euch ziemlich illusionslos geäußert über die Möglichkeit, als professioneller Schriftsteller zu arbeiten. Ist denn die Literatur für euch eine Freizeitbeschäftigung, ein Hobby – so wie Briefmarkensammeln, seid ihr also Freizeitliteraten?

F. Huber: Bei mir nimmt das eigene Schreiben schon jetzt zeitlich neben dem Studium so viel Platz ein, daß ich von einem Hobby oder einer Nebenbeschäftigung schon nicht mehr sprechen kann.

H.-U. Klenner: Wenn man das Schreiben regelmäßig betreibt, merkt man: das ist eine Arbeit. Man muß kontinuierlich dransitzen, und dann ist es halt schon mehr als ein Hobby. Dann macht's aber auch nicht immer nur Spaß, sondern ist manchmal eine ziemliche Anstrengung.

W. Schreiber: Ein Hobby ist doch eigentlich immer auf einen selbst beschränkt. Beim Schreiben aber ist doch auch ein Anliegen dabei, das heißt, man will vielleicht nicht

unbedingt eine Literatur machen, die im Dienste irgendeiner Sache steht, aber man möchte etwas damit ausdrücken, man möchte es für andere ausdrücken. Wir schreiben also alle drei sicher nicht für die Schublade, sondern wir wollen bei den Lesern oder Hörern auch Bewußtseinsprozesse initiieren, und schon von daher übersteigt es den Rahmen eines Hobbys bei weitem.

F. Huber: Ich glaub, daß man mit Literatur – mit dem eigenen Schreiben – eine Möglichkeit hat, Wirklichkeit zu erkennen. Das heißt, Erfahrungen, Vorstellungen der Außenwelt, Vorstellungen auch, die sich intrapsychisch abspielen, darzustellen, sich an sie heranzuschreiben, Zusammenhänge in der Wirklichkeit, in einem selber als Individuum, das in einer Gesellschaft lebt, zu erfassen und weiterzugeben.

Für mich ist das Primäre die Auseinandersetzung mit Problemen, mit Widersprüchen der Gesellschaft, in einem selber, und zwar mit dem Medium „Sprache“. Ich sehe einen informativen oder pädagogischen oder agitatorischen Anspruch als zweite Stufe, die aber sicherlich notwendig ist.

H.-U. Klenner: Es sind praktisch zwei Seiten einer Medaille. Es ist also nicht nur der rein individuelle Aspekt, jetzt mal endlich einen „Durchblick“ zu gewinnen, daß man sich sozusagen in Form eines Besinnungsaufsatzes die Widersprüche, auf die man täglich stößt, vorseziert, sondern es ist schon auch ein bestimmtes Engagement – das ist allerdings ein ganz abgegriffener Begriff – dahinter, etwa in dem Sinn: Lösungsmöglichkeiten aufzuweisen oder etwas als Widerspruch darzustellen, Verhältnisse zu kennzeichnen, die vielleicht ein Individuum fertigmachen können – den Autor, und nicht nur ihn allein.

W. Schreiber: Drei Punkte wären zu nennen, die in meiner Motivation zu schreiben drinliegen. Das ist einmal, daß ich etwas von mir selbst aussagen möchte, was auch mit einschließt, daß ich mir erst selbst darüber klar werde. Das ist zum zweiten auch, daß ich mit dem, was ich schreibe, bei anderen etwas anregen möchte, was auf bestimmte Denk- und Bewußtseinsprozesse hinzielt. Das dritte ist aber, das ist noch nicht so gesagt worden, die Freude am Umgang mit Sprache, die Lust an der Darstellung, das Bedürfnis, etwas klar in Worte zu fassen, deutlich zu machen.

F. Huber: Wenn man anfängt zu schreiben, steht man ja nicht völlig außerhalb der Gesellschaft, sondern die Erfahrungen, die man innerhalb einer Gesellschaft gemacht hat, die teilt man mit anderen. Was man niederschreibt, reflektiert, in Sprache faßt, kann also auch einen informativen Gehalt für andere Leute haben.

R. Ritter: Welche Entwicklungen auf dem literarischen Markt fallen euch ins Auge oder vielleicht auch auf den Wecker?

H.-U. Klenner: Der literarische Markt kommerzialisiert sich mehr denn je, das Interesse ist auf Bestseller orientiert, mit Belletristik ist wohl selten das große Geschäft zu machen.

F. Huber: Man muß halt auch sehen, daß Bücher einfach eine Ware sind innerhalb des Systems, daß der Name dann einen gewissen Marktwert ausdrückt, und man sieht ja auch, welche Bücher in den Buchhandlungen angeboten werden. Interessanter ist vielleicht, welche Bücher in den Buchhandlungen nicht angeboten werden, was trotzdem auf dem Markt vorzufinden ist und vielleicht ein wesentlich größeres Interesse finden könnte.

H.-U. Klenner: Sicher kann man nicht jedes Buch zum Bestseller machen, auch mit

größtem Werbeeinsatz. Ich glaube, im Vordergrund steht der reine Unterhaltungswert, das heißt, eine möglichst breite Schicht anzusprechen. Das heißt wiederum, daß ein Buch nicht zu esoterisch sein darf und nicht zu kritisch, vor allem gesellschaftskritisch...

R. Ritter: Was würdet ihr einem Verleger antworten, der sagt: Deine Sachen gefallen mir, hab's gern gelesen, würde auch gern ein Buch draus machen, aber ich kann es nicht, denn es verkauft sich nicht. Und wenn ich es nicht verkaufe, dann geh ich pleite, dann kann ich überhaupt keine Bücher mehr machen.

W. Schreiber: Ich glaube, man könnte ihm schlecht was antworten, denn auf dieser Ebene kann man sich nur noch darüber unterhalten, ob seine Vorausüberlegungen richtig sind, ob das, was er für verkaufenswert hält, auch wirklich gut und verkaufenswert ist, und ob das, was er jetzt vorläufig für nicht verkäuflich befindet, in Wahrheit nicht doch ganz gut verkäuflich ist.

F. Huber: Da flattern einem Lektor täglich – was weiß ich wieviel – Manuskripte auf den Schreibtisch, der schaut das mal an, der liest dort mal ein paar Zeilen... Ich meine, ich kenne keinen Lektor und seine Arbeit und auch keinen Verleger, aber so sehe ich halt die Situation. Der bleibt dann vielleicht bei ein, zwei Worten hängen, die ihm gefallen, und blättert dann weiter, und das andere kommt mit einem freundlich absagenden Brief zurück. Trotzdem würde mich das nicht hindern, in ein, zwei Jahren wirklich was zusammenzustellen und auch Verlagen anzubieten. Mal sehen, was für Reaktionen kommen. Also dieses Ziel ist schon da, in einer absehbaren Zeit.

H.-U. Klenner: Und vielleicht auch persönliche Beziehungen knüpfen, was allerdings nicht zum Katzbuckeln ausarten darf.

K. Konjetzky: Wie ist das mit den Lesungen, die ihr gemacht habt? Was sind das für Erfahrungen mit dem Publikum?

H.-U. Klenner: Ich muß sagen, für mich waren das bisher die positivsten Erlebnisse im Zusammenhang mit Literatur, auch Erfolgserlebnisse, mit Leuten darüber zu diskutieren, und vor allem auch mit Leuten, die nicht zum herkömmlichen, exklusiven Publikum gehören. Also Lehrlinge zum Beispiel.

R. Ritter: Wo habt ihr Lesungen gemacht?

W. Schreiber: Vor allem in der „Provinz“, in Zusammenarbeit mit Volkshochschulen, städtischen Büchereien, Jugendhäusern. Meist ging das über Kontakte. In Jugendgruppen sind wir über persönliche Kontakte öfters reingekommen. Über Volkshochschulen kennt man dann den Bibliothekar des Ortes, in dem man lebt, und so geht das weiter.

H.-U. Klenner: Da trifft man Leute, die zunächst nicht vorgefaßte ästhetische Maßstäbe anlegen, sondern die den Text primär daran messen, welchen Bezug zur Wirklichkeit er hat. Hin und wieder kommt man in der Diskussion vom „reinen“ Text weg auf jene Themen und Probleme, die der Text anspricht.

F. Huber: Hier kann man Öffentlichkeit herstellen, mit der man in einer direkten Kommunikation steht. Anders, als wenn man ein Buch rausbringt, wo man überhaupt nicht weiß, wer ist der Leser, wie ist es beim Leser angekommen, wie konnte sich der mit dem Buch auseinandersetzen. Die interessantesten Erfahrungen macht man mit Leuten, die unvoreingenommen der Literatur gegenüberstehen, die nicht meinen, wenn sie jetzt Grass und Lenz gelesen haben, dann haben sie die deutsche Literatur gegessen und damit basta.

W. Schreiber: Man muß dazu vielleicht auch sagen, daß es am schönsten für einen ist, wenn einer ankommt und nicht sagt: Dein Text ist so und so, und er hat hie und da Qualität, und dann viele Wenns und Abers, sondern wenn man hört: Du, der Text hat mir einfach gefallen. Da kommt keine Relativierung rein, sondern der Text wie er ist, ohne Bezug zu schon anderswo Gelesenem, wird eben angenommen oder manchmal eben auch nicht.

H.-U. Klenner: Ein großes Interesse besteht in kleineren Städten. Und wir haben dort schon ein kleines Publikum, wo wir immer wieder hinkommen können und immer wieder eingeladen werden, wo sich dann auch unser Heft ganz gut verkauft. Das ist auch eine kleine Erschließung eines „lokalen Marktes“ für uns.

R. Ritter: Eine wichtige Rolle spielt doch für euch, daß nicht jeder allein steht, sondern daß ihr ein Gruppenverständnis entwickelt habt, zusammenarbeitet, euch gegenseitig unterstützt und kritisiert. Wäre das etwas, was ihr jungen Autoren insgesamt empfehlen könnt, daß man Kontakt sucht, daß man eine gewisse Art von Solidarität entwickelt?

H.-U. Klenner: Wir haben uns eigentlich über die Literatur erst kennengelernt. Und es ist auch ein ganz individuelles Interesse hinter unserem Gruppengedanken. Man kommt viel weiter, wenn man in ständiger Auseinandersetzung mit anderen steht, als wenn man immer nur im eigenen Saft schmort. Wenn man in einer Gruppe arbeitet, hat man schon einen ganz anderen Background.

W. Schreiber: Für das Schreiben jedes einzelnen hat die Gruppe eine wichtige Funktion, weil man von vornherein ein Forum hat, wo man mit der Sicherheit, daß man eine ehrliche Kritik bekommt, diskutieren kann.

F. Huber: Es gibt einem außerdem auch noch Mut, das ist das eine. Und zum andern ist es einem auch wieder ein bißchen Ansporn. Vor allen Dingen, wenn man Schreiben noch nicht professionell betreibt, sondern wenn man sich erst dran gewöhnen muß, denn Schreiben ist ja auch eine Form von Arbeit.

H.-U. Klenner: Ich glaube, wenn man sich als engagierter Mensch versteht und versucht, das mit Schreiben zu verbinden, dann fragt man sich doch zuerst, ist es überhaupt möglich, übers Schreiben Bewußtseinsanstöße zu vermitteln. Ich glaube, da schaut es etwas düster aus, wenn man sieht, wer überhaupt Bücher liest. Das bedeutet aber, daß man versucht, wenigstens diesen Kreis, der liest, zu vergrößern. Das bedeutet weiterhin, daß man nicht nur versucht, Avantgardeliterat zu sein oder sich in Esoterik zu versteigen. Wenn man sich als engagierter Mensch versteht, reicht es nicht aus, nur zu schreiben, dann muß man sich auf anderen Gebieten auch engagieren. Am schönsten wäre es, wenn man beides miteinander verbinden könnte.

F. Huber: Man muß zu gesellschaftlichen Wegen finden, um sich zu engagieren, um sich mit den Widersprüchen auseinanderzusetzen. Und man muß sich auch organisieren und gemeinsam Lösungsmöglichkeiten für anstehende Probleme suchen und das eben auch in einer Interessenvertretung, für Schriftsteller im VS in der IG Druck und Papier.

H.-U. Klenner: Ja, ich meine, man muß einfach sehen, daß das Buch eine Ware ist, und dem entspricht es eben, daß man sich da gewerkschaftlich organisiert. Als Autor ist man im wirtschaftlichen Leben einfach mit drin. Diese Ansicht, daß ein Autor etwas ganz Besonderes ist, über allem schwebt, das kommt höchstens den Verlegern

zugute, die dann sagen: Je größer das Genie, desto mehr muß es auch hungern. Das ist ja das alte Bild. Das trifft einfach nicht mehr zu oder hat vielleicht noch nie zugetroffen.

F. Huber: Im besten Fall ist das ein Wechselprozeß, daß man durchs Schreiben dazu kommt, auch aktiv zu werden. Wenn man schon etwas erkannt hat, auch die außerliterarischen Konsequenzen zieht.

H.-U. Klenner: Der Reiz der Literatur besteht eben auch darin, daß man beides miteinander verbindet – daß man zum Beispiel seine „Verzweigung“ oder sein „Leiden“ auch auf andere Bedingtheiten zurückführt, die gesellschaftlich begründet sind.

W. Schreiber: Ich meine, man lebt ja einfach in einer Gesellschaft, und wenn man zu schreiben anfängt, ist das ja nicht so, daß man da in einem Dachzimmer bloß immer vor seiner Schreibmaschine sitzt und dann seine erlesenen Worte aufs Papier bringt.

Franz Huber Große Frau im Ohr

Du verdrehst mir den Kopf
mit deiner Stimme.

Hallo ich bins

wie wenn es nur du sein könntest
aus Laune und Unlust an anderen Dingen
kommst du hereingeläutet aus heiterem Himmel
läßt mich Sekundenbruchteile schweigend hängen
aber dein Lachen verrät dich immer noch an mich.

Ertappt konter ich.

Gerade noch Teller wie überflüssige U-Boote
im Abwaschbecken untertauchen lassen
mir die Finger schmutzig gemacht
in Porzellanbergen.

In Gedanken

unterwegs war ich mit abgefahrenen Reifen.
Glück hast du mich zu erreichen und
schon klemme ich deine Stimme ein
trockne mir die Hände ab.

Nicht nur mein Bauch
sondern auch mein Kopf gehört mir
möchtest du schreiben sagst du ganz ruhig

gegen Vorschriften und Hausdurchsuchungen
welche Bücher nicht zu lesen sind.
Diese Unsicherheit in der du lebst mit
Absagen Vertröstungen und Telephonaten
der Unwissenheit wieviel man über dich zu wissen
glaubt für eine der zu wenigen Planstellen.

Das frisst sich ein wie Bewußtlosigkeit
schneidest du meine Gut-zureden-Worte ab.
Für Erklärungen finden wir hier keine passenden Antworten.

Deine Stimme kitzelt rau
in meinem Ohr verschluckte Silben
so überschlägst du dich und mich.
Aus meinen wirren abgebrochenen Sätzen
hörst du was noch gar nicht ausgesprochen ist
sprichst von zerbröckelnden Vorstellungen und Zuständen
einer Liebe und eines Lebens in uns und diesem Land.
Aus dem Floh in meinem Ohr deiner Stimme
rekonstruiere ich dein Gesicht:
Dein Mund beim Lachen und Lippen
die sich sanft in Wangen schmiegen
oder wütend deine bebenden Nasenflügel
die sich nicht dämpfen lassen mit Handauflegen
und diese grau-schwarzen Tränen aus Augen
über die ich nichts sagen kann nur
soviel Wünsche lassen sich nicht ablesen.

Dein Gesicht ist jetzt ganz nah
und so winzig weit weg die Stimme
die einzig wirklich ist.

Du hast dir die Haare schneiden lassen
ich würde dich nicht wiedererkennen
sagst du ziehst mir mit zwei Sätzen
eine Erinnerung von den Augen weg
bietest mir keine Möglichkeit zur Flucht.

Revolutionen in unsern Köpfen und Herzen
sind nötiger denn je würdest du jetzt sagen
wenn man so was sagen könnte noch dazu am Telefon.
Und ich telepathisch: Das werden wir nicht ändern
so schnell nicht verbesserst du mich
entfachst ein Strohfeuer in mir:
Nicht stehenbleiben bis einem alles abstirbt.
Das werden wir uns hinter die Ohren schreiben
und legen den Hörer auf die Gabel
lauter als üblich.

Hans-Ulrich Klenner Der Kunstpfeifer

Ein Wintermärchen

Auf der Rolltreppe hinab zur S-Bahn beschlägt es Brillenträgern die Gläser, sie verlieren den Durchblick. Diese feuchte, heiße Luft hier unten, und dichtgedrängt die Fahrgäste, die über das Wetter reden und ansonsten darüber schimpfen, daß man sich auf nichts mehr verlassen kann.

So ein Wintertag, wie es ihn seit Jahren nicht mehr gegeben hat. In den Metropolen bleiben die Straßenbahnen stecken, nachdem sie mühsam einige Kurven gekratzt haben. Die Feldkrähen haben enorme Schwierigkeiten; selbst auf den Telefondrähten häuft sich Schnee. Reihenweise knackt der Winter über Nacht Batterien in den Autos; beim Anschieben kann man Bekanntschaften schließen. Hausfrauen überlegen sich, welchen Supermarkt in der Nähe sie stürmen könnten, wenn der Nachschub zusammenbricht. Es gibt wieder ein Gesprächsthema mit dem Nebenmann in der U-Bahn; es liegt schnell auf der Hand, streckt man sie unter freiem Himmel aus, es knirscht unter den Schuhsohlen. Schon Hunderte von Rentnern haben beim Schneeschippen einen Herzschlag bekommen. Ein Liebespaar wurde im Auto auf einem abgelegenen Feldweg eingeschneit und erfror. Die Flocken wirbeln sogar die Fahrpläne durcheinander. Selbst Pünktliche kommen zu spät.

Nach der Fahrt unter dem freien milchigen Himmel die erste Haltestation im Schacht unter den Straßen, und eine verlockende Vorstellung: Wie die Räder auf den nassen Schienen heißlaufen werden und das Schneewasser verdampfen wird. Es riecht ja so nach feuchtem Metall.

Eine Lautsprecherstimme kündigt eine weitere Verspätung an. Der Wortbrei auf dem Bahnsteig schwillt kurz auf und bleibt dann lauter als zuvor. Der dicke Schnee oben schmilzt noch immer nicht. Das Wetter ist eine schöne Sauerei. Höhere Gewalt. Eine Herausforderung.

Plötzlich tönt von den Rolltreppen her ein Pfeifen, nicht trillernd wie als Zeichen zur Abfahrt, sondern voll und melodisch. Es schwebt von oben herunter und mischt sich unter das Schimpfen, es schlängelt sich durch Gesprächsfetzen. Schon schweifen einzeln suchende Blicke. Ein Studienrat stellt in Gedanken einen Zusammenhang zum Rokoko her. Trällernd und reich ornamentiert klingt dieses Pfeifen, wie unter Stuckdecken und Kronleuchtern, zwischen gepuderten Perücken. Oder ist es eher vollmundig barock? Ein Hund stellt die Ohren, der Schwanz geht mit hoch und wedelt. Mehr Köpfe drehen sich, immer mehr Sätze werden abgebrochen. Ein Penner wacht auf.

Und dann rollt ins Blickfeld ein Knabe mit lockigem Haar, in seiner scharzen Lederjacke für die alten Frauen mit ihren Rauhaardackeln an der Leine eher ein Unhold. Trotzdem ein pausbäckig blasender Barockengel mit einer Bill-Haley-Locke in der Stirn.

Er pfeift mit vollem Ton und anscheinend unbekümmert, setzt auch nicht ab, als er sich auf seinen hochhackigen Stiefeln durch die Menge drängt. Er zieht eine fein zise-

lierte klassische Melodie hinter sich her und einen Geruch nach starken Zigaretten. Sein Pfeifen sammelt sich unter dem gekachelten Rundbogen der Tunneldecke und senkt sich auf die Köpfe der mißlaunigen Wartenden. Mit offenen Mündern starren sie ihm nach; einige machen einen zaghaften Schritt hinterher. Die Fahrgäste der Linien S1, 4 und 5 glotzen wie Fische hier unten, schwitzen immer mehr in ihren dicken Fischgrätmänteln. Sie sind verstummt und lauschen. Und plötzlich werden sie ganz hilflos vor diesem fernen, schwebenden Glücksgefühl, das sich langsam einschleicht und ihre Füße ganz sacht zum Ausgang drängen will. Der Kunstpfeifer steht jetzt wippend am Ende des Bahnsteigs, die Hände in den Taschen seiner Lederjacke, pfeift, wartet auf den Zug, der ihn zum Arbeitsamt fahren soll. Ja, er hat jetzt viel Zeit, hängt am Radio, hat sogar Beethoven gehört, er hat viel Zeit zum Üben, jetzt, ohne Job. Die anderen mit ihren Einkaufstüten, Bürotaschen und Chefängsten kümmern ihn im Grunde genommen einen Dreck, aber der Schnee ist eine Abwechslung, die Spaß macht. Manchmal pfeift er aus Angst und Wut. Täglich verbessert er seinen Zungenschlag. Er pfeift wie Vogelgezwitscher. Er setzt Wünsche in Töne um. Die treffen hier unten die Gehörgänge und winden sich hoch bis unter die Schädeldecken. Schon wollen sich Dutzende der versammelten Fahrgäste dreier Linien zu den Rolltreppen nach oben... Aber da rollt laut und wirklich die S-Bahn ein und schiebt alle Melodien vor sich her und weg in den Schacht voraus. Alle steigen ein, jeder zieht sich wieder sein Morgengesicht über, niemand spricht über einen Vorfall. Mag sein, daß am nächsten Tag in den Zeitungen eine Notiz erscheinen wird, denn es herrscht Winter, und es geht wunderbar zu in Deutschland: „Am gestrigen Morgen kam es zu einem Zwischenfall an einem Verkehrsknotenpunkt unserer Stadt. Ein gefährliches Subjekt piffte aufrührerische Melodien; so war unter klassischem Liedgut versteckt die Internationale herauszuhören. Dem beherzten Eingreifen unseres S-Bahn-Personals ist es zu verdanken, daß größeres Unheil ausblieb.“

Wolfgang Schreiber Obduktionsbefunde

Eigentlich hatte ich ihn mir ganz anders vorgestellt. Als er auf dem Sektionstisch vor mir lag, wirkte er eher klein; sein Haar trug er kurz, ein Stirnband hatte man zu seinen persönlichen Wertgegenständen gelegt. Ich spürte fast eine gewisse Beklemmung, ihn zu berühren. Seine Haut fühlte sich noch warm an, nicht so eiskalt wie die der anderen Leichen, die schon ein paar Tage in der Kühlkammer lagen. Die Kriminalpolizei hatte ihn direkt vom Hotelzimmer hierher in die Rechtsmedizin gebracht. Der Staatsanwalt, der mit am Tisch stand, äußerte dabei den Verdacht auf eine Rauschmittelvergiftung.

Die Obduktion begann nach einer Kontrolle der Pupillen mit der Öffnung des Schädels. Einer der Ärzte diktierte dazu den Verlauf der Sektion für das Protokoll auf Tonband. Der Assistent schnitt zunächst mit einem Skalpell über den Hinterkopf von

Ohr zu Ohr, um anschließend die Kopfschwarte mit einem Lappen bis zum Haaranatz vorzuschieben. Die freigelegte Schädeldecke schimmerte durch eine dünne Haut bläulich weiß. Nachdem der Schädel aufgesägt und die Platte abgehoben worden war, entnahm der Operateur die Hirnlappen, die später in Formalin asserviert werden sollten.

Alles lief fast so selbstverständlich wie bei jeder anderen Obduktion ab. Auf dem Sektionstisch lag ein Patient, dessen Todesursache, vermutlich eine Überdosis Rauschgift, nachgewiesen werden sollte; sein Name sagte den meisten der Anwesenden wahrscheinlich nicht viel. Immerhin wirkte die Gruppe Polizisten im Hintergrund etwas ungewöhnlich.

Ich hatte ihn noch nie persönlich gesehen, nur in den Filmen von der Isle of White oder Woodstock, als seine berühmte Aufnahme der amerikanischen Nationalhymne entstand. Seine Gitarrenläufe waren mir oft zu hektisch gewesen, seine Musik hatte mich selten begeistert, und trotzdem erschien er mir fast als ein unantastbares Idol. Der nackte Mann auf dem Sektionstisch hatte mit diesem Bild nur noch entfernte Ähnlichkeit.

Der zweite Teil der Obduktion begann mit der Öffnung des Leibes. Nachdem der Arzt von der Kehle aus zwischen den Rippen und dann an den Rippenbögen entlang geschnitten hatte, klappte er die beiden Hautlappen zur Seite. Die einzelnen Organe wurden nacheinander entnommen, in Streifen geschnitten und untersucht; ein Assistent füllte mit einer Kelle Blut in ein paar Reagenzgläser ab. Proben der Leber und des Urins wurden gesondert abgestellt, um später im Labor eine Rauschmittelvergiftung nachweisen zu können.

Es hieß, er habe wahrscheinlich Selbstmord begangen. In den wenigen Liedern, die ich von ihm kannte, hatte er oft vom purple haze gesungen und die Reisen im Bewußtsein beschrieben, die er auf einem Trip unternahm. Angeblich waren im Hotelzimmer leere Ampullen gefunden worden; vielleicht hatte er sich auch nur in der Dosis überschätzt.

Das Innere seines Oberkörpers war jetzt freigeräumt, und das Neonlicht ließ das feuerrote Fleisch im warmen Braun seiner Haut fast aufleuchten. Vielleicht hätte ich ein Gefühl für die Einmaligkeit dieser Sektion bekommen sollen. Ich erinnerte mich, bei einer Obduktion selten so etwas wie Mitleid empfunden zu haben. Unterdessen hatte der Assistent den Oberkörper bis zur Höhe der Brustwarzen mit groben Stichen wieder zugenäht. Durch den verbliebenen Spalt stopfte man die Organe zurück in den Leib, der sich langsam aufbog. Die Schädelhöhle wurde mit Zeitungspapier gefüllt, dann die Schädelplatte aufgesetzt und die Kopfhaut zurückgezogen und vernäht. Seine Augen schienen aus Glas zu sein; trotz seiner langen Narben schien er fast unverletzt. In Momenten ähnelte er einer der Wachfiguren aus dem Kabinett der Madame Tussaud. Es war nichts Dramatisches an ihm, als sie ihn zurück in den Zinksarg legten.

Soweit ich hörte, wurde Jimi Hendrix bereits am Morgen des nächsten Tages in aller Stille beigesetzt; als Todesursache wurde eine Schlaftablettenintoxikation angegeben. Ich arbeitete an diesem Tag in einer anderen Abteilung und erinnerte mich erst wieder, als ein Discjockey im Radio ironisch bemerkte, jetzt werde wohl die große Flut der Hendrix-Gedächtnisplatten einsetzen.

Robert Weimann
Literaturtheorie und politische Bewegung

Zu ihren gegenwärtigen Bedingungen und Perspektiven in kapitalistischen Ländern

Im Zuge der Polarisierung der Kräfte hat sich in den siebziger Jahren das geistige Klima in einigen Ländern des Westens gewandelt, und das nicht nur an den Universitäten. Die Veränderungen sind übersehbar, aber vorerst noch unübersichtlich und widersprüchlich: Einerseits ist der Aufschwung antisozialistischer und konservativer Ideologien und der entsprechende „Anpassungsdruck“ so unverkennbar wie das Syndrom „wachsender Immobilität“ und „Isolation“¹ bei vielen ehemals in antiautoritären und anderen linken Gruppierungen der Studenten und in diversen Protestbewegungen gegen Krieg und Rassismus politisch Engagierten.

Andererseits hat der Rechtsruck im weiten Feld der politisierten Linken noch keinen Rechtsruck zur Folge gehabt: „... trotz Resignation und Bruch der Solidarität hat es kein Zurückfluten ins bürgerliche Lager gegeben.“² Im Gegenteil, das theoretische Selbstbewusstsein der Marxisten ist eher gewachsen: die kritische Reflexion hat sich in vielseitiger Theoriebildung vertieft, gerade auch, seit die vornehmliche Praxisferne der Frankfurter Ideologiekritik durch ein Bedürfnis nach effektiveren Verklammerungen von Wissenschaft und Politik abgelöst wurde. Und doch steht diese fortschreitende Entwicklung in einem neuen Zusammenhang, der durch diverse Tendenzen der Polarisierung und der Reaktion (im vollen Sinne des Wortes) auf das seit den späten sechziger Jahren gewandelte Verhältnis der politischen Kräfte mitbestimmt wird.

Kennzeichnend für die gewandelte Landschaft (nicht nur in der Bundesrepublik) ist der Vorgang, „daß die studentische Forderung nach einem neuen Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft technokratisch umfunktioniert wird“.³ Ein Zurück zur Stilkritik oder zum New Criticism und eine abermalige Unterwerfung unter den „diktatorischen Geltungsanspruch des autonomen Sprachkunstwerks“⁴ erscheint in der Literaturwissenschaft indiskutabel, ja sogar abwegig; doch die seinerzeit „inhaltlich bestimmte Auseinandersetzung“ soll nun in historisch-typologischer Form abstrahiert oder „durch konsensuelle Leerformeln zum Schweigen“⁵ gebracht werden. Hand in Hand damit geht eine neue Tendenz: Durch die bloße Rationalität der Verfahren und Methoden, durch einen Paradigmawechsel zur Texttheorie, Kommunikationswissenschaft und Semiotik wird der Zusammenhang von Literatur und Wirklichkeit auf die „formale Rekonstruktion von Beschreibungsstrukturen und Wirkungsregeln“⁶ festgelegt. Und so wie die Wissenschaft zur Technokratie soll die Literatur zur reinen Dichtung zurückgerufen werden. Die in diesem Zeichen hämisch proklamierte „Rückkehr zur schönen Literatur“⁷ („Jetzt dichten sie wieder!“ im *stern*, Oktober 1974) besitzt eine Ambivalenz auch dort, wo sie die vorschnellen Totsager der Kunst zu Recht widerlegt. Die schwindende „Berührungsangst vor literarischen Formen“⁸ ist zwar kein Indiz für abnehmendes Bewußtsein – ebensowenig wie „eine durch die Politisierung hindurchgegangene und deren Defizienzen artikulierende Subjektivität“.⁹ Die Wiederentdeckung der Literatur und der „Rückgriff auf

Robert Weimann: *Literaturtheorie und politische Bewegung*

die eigenen Erfahrungs- und Denkansätze, das Hereinziehen der ‚privaten‘ Dimensionen der Geschichte“ können auch eine gewachsene „Entschlossenheit zu sich selbst, unter Umständen größere Radikalität“ bezeugen – „deshalb nicht unbedingt Zeichen von Entpolitisierung, sondern eine bessere, eine totalere Fundierung von Politisierung“¹⁰ bedeuten. Aber darüber entscheidet der Funktionszusammenhang im politisch-weltanschaulichen Kampf, der in der BRD wie anderswo in eine neue Etappe der Konfrontation und der Verschlungenheit widerstrebender Tendenzen getreten ist. Da steht dann neben der geschichtsbewußten Subjektivität eine neue, antihistorische Innerlichkeit, neben der ambivalenten Rationalität ein schon ganz eindeutiger Irrationalismus. Von solcher Warte werden heute in fast allen kapitalistischen Ländern Legitimationsfunktionen schon wieder bereitwillig bedient, und aus offiziellem Anlaß – gar vom Weißen Haus – wird ein gezielter Optimismus in den verschiedenen regenerativen Gesten ausgeliefert.¹¹

In dieser Situation gewinnt die Auseinandersetzung mit der antimarxistischen Ideologie und der restaurativen Politik in den Gesellschaftswissenschaften eine besonders aktuelle und dringliche Bedeutung. Zugleich (und untrennbar damit verbunden) verlangen die veränderten Bedingungen und Bündniskonstellationen in der politischen Bewußtseinsbildung eine behutsam differenzierende Aufmerksamkeit. Das jeweilige Selbstverständnis und die tatsächliche Klassenposition der wissenschaftlichen Theorie können nur aus ihren wandelbaren Produktions- und Wirkungsbedingungen heraus abgeleitet und kritisiert werden. Vor allem gilt es, die veränderlichen Funktionsbedingungen im Zusammenhang mit der historisch-konkret gegebenen Bündniskonstellations der demokratischen und sozialistischen Kräfte zu verstehen. (Und gerade in den romanischen Ländern ist diese zur Zeit unerwarteten Wandlungen unterworfen.) Insgesamt gesehen ist die antikapitalistische Position der Theoriebildung in den Gesellschaftswissenschaften der einzelnen Länder unterschiedlich entwickelt, diese selbst hat die Krisen und Erschütterungen des vergangenen Jahrzehnts mit ungleichen Resultaten verarbeitet. In jedem Falle steht sie jedoch nunmehr in dem Kontext einer Gesellschaft, deren Kommunikationsverhältnisse hochgradig monopolisiert, aber unter günstigen Bedingungen durch eine gewisse „Institutionalisierung“ des marxistischen Wissenschaftsansatzes“ so durchbrechbar sind, daß „Widerstandinseln der Realitätsforschung und der Wissensvermittlung“¹² geschaffen werden konnten. Allein dadurch schon unterscheidet sich die gegenwärtige Phase von vorausgehenden Perioden der Restauration so grundlegend, daß der Begriff der „Tendenzwende“ als Signatur der neuen Situation kläglich versagen muß. Das Wort ist suspekt genug; um die tatsächlichen Prozesse zu kennzeichnen, muß die festgeschriebene Losung der Regression hinter der Frage nach dem tatsächlichen Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität in der antikapitalistischen Opposition zurücktreten.

Diese Frage, die Verlust und Gewinn gleichermaßen umschließt, ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt schon deshalb so schwierig wie dringlich, weil in Westdeutschland, aber auch in Italien in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre (in der BRD seit den Streiks 1976 und 1977 und den Wahlen in diesem Zeitabschnitt) neue Voraussetzungen und Formen des Widerstands und des Protests an den Universitäten entstanden sind. Das ist ein Vorgang, der im Hinblick auf den realgeschichtlichen Verlauf der Klassenkämpfe nicht überschätzt werden darf; dennoch ist die im Zeichen des Berufs-

verbots und der politischen Polarisierung erfolgte „Bestätigung der Linkspolitik der fortschrittlichen Studentenbewegung durch eine große Mehrheit der Studenten“¹³ ein nicht unwesentlicher Hinweis auf neue Momente und Symptome jüngster Ideologiebildung (die natürlich aus einem viel weiteren Spektrum von Bedingungen schöpft). Aufgrund der veränderten Situation, der repressiven Hochschulgesetzgebung, der schwindenden Berufschancen, des Widerspruchs zwischen höherer Organisiertheit und Bewußtheit etwa von Spartakus-Gruppen und der vermehrten Spontaneität neuer „Basisgruppen“ und wegen anderer Faktoren unterscheiden sich aber die Anfänge des neuen Protests von dem bereits Ende der sechziger Jahre einsetzenden Differenzierungsprozeß der antiautoritären Bewegung, und es bleibt fraglich, ob sich die praktisch-politische, zum Teil sogar pragmatisch-spontane Orientierung gleichermaßen impulsgebend für theoretische Konzeptionen in den Gesellschaftswissenschaften erweisen wird.¹⁴

1

Um die gegenwärtigen Voraussetzungen und Funktionen literarischer Theoriebildung tiefer zu verstehen, bedarf es freilich der historisierenden Sicht auf jene übergreifenden epochengeschichtlichen Prozesse und Zusammenhänge, in deren Rahmen die (hier einleitend zitierten) Zeugnisse zeitgenössischer Ideologiegeschichte erst perspektivistisch ins rechte Licht gerückt werden können. Eine solche historisierende Betrachtung, die die Verhältnisse der theoretischen und literarischen Produktion in Korrelation mit denen der gesellschaftlichen Produktion und Zirkulation sieht, wird von jenen spezifischen Bedingungen des staatsmonopolistischen Kapitalismus ausgehen, unter denen die besonderen Voraussetzungen politisch-kultureller Tätigkeit subsumiert werden können. Lenin hatte bereits 1916 bemerkt, daß „der Imperialismus die Entwicklung des Kapitalismus und das Wachstum der demokratischen Tendenzen in der Masse der Bevölkerung nicht aufhält, sondern den Antagonismus zwischen diesen demokratischen Bestrebungen und den antidemokratischen Tendenzen der Trusts verschärft“.¹⁵ Wie die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts erwiesen hat, ist allerdings „das Wachstum der demokratischen Tendenzen“ kein linear-progressiver Vorgang. Überdies haben sich im Prozeß der Literatur- und Theorieentwicklung unvorhersehbare Vermittlungen eingestellt, die den gesamten Funktionskontext ästhetischer Produktion und Rezeption tiefgreifend verändert haben. Dennoch erscheint der Hinweis auf das Anwachsen demokratischer Aktivitäten (die eine zunehmende Polarisierung nicht ausschließen, sondern zur Folge haben) als ein wesentlicher Ansatz zum historischen Verständnis des seit den sechziger Jahren feststellbaren Wandels in den Bedingungen theoretischer und darüber hinaus auch literarischer Produktionen.

Um das neue Moment in den Funktions- und Wirkungsbedingungen dieser Produktion zu verstehen, darf zunächst der Wandel in den Zirkulations- und Kommunikationsverhältnissen nicht übergangen werden: Darin liegt ein Aspekt der neuen Reflexion, der auch von ihrer ideologischen Problematik nicht zu trennen ist. Hier muß der Hinweis auf die Entfesselung gesellschaftlicher Kommunikationstätigkeiten (und die damit verbundene Preisgabe bürgerlich-liberaler Öffentlichkeit und Familienkultur)

genügen, um die zunehmende Vergesellschaftung der Zirkulations- und Rezeptions-sphären zumindest anzudeuten. Und obschon die geschäftige Exploitation der Massenmedien in den Äther schreit, wäre es doch verfehlt, die offensichtliche Fragwürdigkeit dieser Medien als schlechthin durch das Monopol, etwa einer „Bewußtseins-industrie“, determiniert zu sehen. Der kapitalistische Status der Massenmedien und die Möglichkeiten einer Massenkommunikation sind nicht identisch. Bertolt Brecht hatte sehr früh die Frage richtig gestellt, als er forderte, den Rundfunk aus einem Distributionsapparat der Bourgeoisie in einen revolutionären Kommunikationsapparat zu verwandeln, der die Hörer nicht isoliert, sondern in Beziehung setzt, der nicht nur aussendet, sondern auch empfängt – wodurch sich eine neue, „proletarische Öffentlichkeit“¹⁶ herausbilden könne.

Die damit umschriebene „Vergesellschaftung des Zugangs zu kulturellen Massenmärkten“ betrifft die literarische Produktion viel stärker als die theoretische; aber prinzipiell durchbricht sie das Bildungsprivileg und „die hierarchische Trennung von Sozialräumen“,¹⁷ in deren Zeichen sich die Öffentlichkeit des Bildungsbürgertums als komplementärer Aspekt familiärer Privatkultur erstmals konstituiert hatte. Solange eine derartige Kommunikationstätigkeit von den Interessen der Warenbesitzer geleitet wird, ist die damit gegebene Äußerungsform vergesellschafteter Interaktion natürlich in ihren realen Effekten und Funktionen begrenzt; das „Wachstum demokratischer Tendenzen“ ist hier bestenfalls potentiell, schlimmstenfalls verkehrbar durch einen „pluralistischen Entscheidungsprozeß“, der im Grunde kommerzielle Interessen dadurch bedient, daß „die bestehenden Institutionen aufgrund eingebauter Gratifikationen internalisiert“,¹⁸ das heißt in den Köpfen der sogenannten Kommunikatoren reproduziert werden. Daß in solcher Situation die an Brecht anschließende avantgardistische Forderung eines Hans Magnus Enzensberger, wonach der Gegensatz von Sendern und Empfängern zu zerstören sei, blanke Utopie bleibt, bedarf kaum der Erwähnung.

Nicht aus der Welt geschafft ist jedoch der fundamentale Gegensatz zwischen den Verhältnissen der ökonomischen und der künstlerisch-geistigen Produktion. Während sich dort die Kluft zwischen gesellschaftlicher Produktion und privatmonopolistischer Aneignung vertieft, wird hier – in der künstlerisch-geistigen Arbeit – ein Element einfacher Warenproduktion bewahrt. Die Folge ist, daß trotz und innerhalb der Vergesellschaftungsprozesse der Produzent noch immer mit seinem Produkt verbunden bleibt und über dessen „Gebrauchswertinteresse“ auch „mit seinem Publikum, auf das sein Produkt zugeschnitten ist – welches er jedoch kaum kennt“.¹⁹ Diese durchaus spezifischen Vermittlungen zwischen ästhetisch-theoretischer Produktion und Kommunikation erklären – je mehr sie sich im Gegensatz zu den staatlich sanktionierten Formen der ökonomischen Aneignung befinden – den „eminent politischen Charakter der Verwirklichung künstlerischen Gebrauchswerts“.²⁰ Neben der massenhaften Deformation kultureller Gebrauchswerte (deren Produktion sich in das Gesamtsystem ökonomischer Aneignungsprozesse einfügt) steht daher eine politische und kulturelle Potenz ästhetischer und geistiger Weltaneignung, die durch Aufhebung von Mechanismen, Kontrollen und Privilegien der ökonomisch herrschenden Mächte zustande kommt. Diese (im antikapitalistischen Sinne) „produktiven Funktionen“ der Kunst und Theorie sind von Manfred Naumann mit dem Begriff der

„Humanisierungsfunktion“ zusammengefaßt worden: Sie bestehen „in der Wechselwirkung von Weltaneignung, Formierung der angeeigneten Welt und Wieder-Aneignung der in ihren Werken formierten Welt“. ²¹ Eben dadurch verbinden sie die Produktionsprozesse auf eine spezifische Weise: Die Aneignung der Welt in der Kunst (und in der Theorie) und die Aneignung der Kunst (und der Theorie) in der Welt werden – im Gegensatz zum ökonomischen Eigentum – prinzipiell unteilbar. Dieses eine (hier vorgestellte) Beispiel für das Wachstum demokratischer Potenzen ist freilich erst als Teil und Faktor realgeschichtlicher Prozesse voll aussagefähig: Erst in diesem Zusammenhang erschließt sich der ideologische *Inhalt* im Wandel der Kommunikationsverhältnisse. Auszugehen ist dabei von der Tatsache, daß die Medien der ästhetischen und wissenschaftlichen Kommunikation *der Gesellschaft eben nicht* (als bloßem Empfänger) *gegenüberstehen*, sondern als Agentur umfassender ökonomischer und sozialer Prozesse institutionell fungieren. Die von der neueren Imperialismusforschung immer wieder bestätigte Tendenz zur Konzentration und Verflechtung von staatlicher Herrschaft und finanzkapitalistischer Ökonomie berührt auch die Zirkulationssphäre. Sie trifft aber gerade dort auf funktionale Differenzierungen, wo die unterschiedlichen Formen, Vermittlungen und Interessen der künstlerisch-geistigen und materiell-ökonomischen Aneignung auseinanderklaffen. Die Kluft zwischen beiden, die sich in der bürgerlichen Gesellschaft seit der Renaissance stets vertieft hat, wird unüberbrückbar. Das heißt aber auch: Die Produkte der geistig-künstlerischen Arbeit, bei alledem zur Ware geworden, unterliegen selbst den Widersprüchen und Vermittlungen zwischen dem (politischen oder privaten) Gebrauchswert, der jenseits der Warenform steht, und dem (ökonomisch-verlegerischen) Tauschwert. Sie nehmen diese Widersprüche und Vermittlungen in sich selbst hinein. Das gilt für die künstlerische, aber in unterschiedlichem Maße auch für viele Formen und Produkte geistig-theoretischer Arbeit.

Die relative Autonomie gegenüber dem herrschenden Modus der Aneignung und des Eigentums der materiellen Werte ist hierbei recht unterschiedlich: Zwischen Kunst, gesellschaftswissenschaftlicher Theorie und Naturwissenschaft (sowie deren eigener Theorie) bestehen erhebliche Unterschiede im Grad der Integrationsfähigkeit. Um nun die jeweils mögliche ideologisch-soziale Einfunktionierung in das kombinierte System der realgeschichtlichen Herrschaft und Ökonomie zu besorgen, dient (wiederum mit unterschiedlichem Resultat) die sogenannte Technokratie.

Die „riesige Ausweitung der Macht und Aktivität des Staates in den fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften“ ²² steht ja keineswegs im Widerspruch zu dem Hervortreten der Technokratie, die sich mehr und mehr von den eigentlichen Produzenten der Ideen und Künste absondert und diese sogar auszubeuten hilft. Die „Technokratie“ ist eben „nicht die Ersetzung politischer Entscheidungen durch technische Entscheidungen“. Die ist vielmehr „die Macht, die im Namen der Interessen der politischen und wirtschaftlichen Produktions- und Entscheidungsapparate ausgeübt wird, die auf Wachstum und Stärke abzielen und die Gesellschaft nur als die Gesamtheit der sozialen Mittel betrachten, die genutzt werden müssen, um das Wachstum und die Stärkung der Führungsapparate zu sichern...“ ²³ Mit anderen Worten: Die technokratischen Strukturen sind ein charakteristisches Mittel der Administration von Macht und der Kontrolle von Wissen. Das gilt für die Zirkulations- ebenso wie

für die Produktionssphäre: Selbst „die größten Investitionen unterliegen nicht mehr den Kriterien wirtschaftlicher Rentabilität und werden mehr nach den Erfordernissen des Wachstums und der Macht als nur im Namen des Profits beschlossen“. ²⁴

Die wachsende Macht des Staates und die Expansion der staatlich gesicherten Wirtschaftsmacht stehen auch nicht im Widerspruch zu der bekannten Tatsache, daß die Grenzen der kapitalistischen Staaten längst kein Hindernis mehr darstellen für die internationalen Konzerne und ihre supranationalen Organisationen. Trotz der Schwächung des Nationalstaats wächst die *staatliche Aktivität* im Dienste der Integration aller (nicht nur der ökonomischen) gesellschaftlichen Tätigkeiten und Faktoren, einschließlich der Volksbildung, der Kommunikation, der Kultur usw. Gerade weil im Zeichen zunehmender Vergesellschaftung der Produktions- und Zirkulationsprozesse die Kommunikationstätigkeiten und das Verhalten der Konsumenten an gesamtgesellschaftlichem Gewicht gewinnen, bleiben die Voraussetzungen der Sicherung der Macht und der Vergrößerung des Eigentums nicht auf die Effizienz der eigentlichen Produktionsprozesse beschränkt: Die Steuerung der Bedürfnisse, der Verhaltensweisen und der Kommunikationstätigkeiten der Menschen wird ein sekundärer, aber hochgradig *politischer* Faktor der Sicherung der Machtverhältnisse im Spätkapitalismus.

Mit dieser gewaltigen integrativen Macht der staatlich sanktionierten Produktions-, Zirkulations- und Konsumtionsverhältnisse ist die gesellschaftswissenschaftliche Theorie konfrontiert – und sie kann ihr nur aus politischem Bewußtsein widerstehen. Die Politik wird der Theorie von der *Macht der Verhältnisse* geradezu aufgedrängt – bei Strafe ihres Untergangs als eine von der Macht des Kapitals unabhängige Institution. In dieser Beziehung ist auch die Politisierung der Literaturtheorie kein voluntaristischer Akt aus moralischer Bewußtheit, vielmehr eine Konsequenz ihrer veränderten sozialen Funktion im Ensemble gewandelter Produktions- und Kommunikationsverhältnisse.

Das wachsende Integrationsbedürfnis des kapitalistischen Staates hat wiederum objektive Gründe, die wesentlich damit zusammenhängen, daß das staatsmonopolistische Produktionssystem in seiner entwickelten Differenziertheit und Interdependenz Verhaltensweisen verlangt, die seinem Funktionieren angemessen und dienlich sind. Das ist ein Erfordernis, das aus Gründen der Selbsterhaltung des Systems und seiner Abschirmung gegen alternative Sozialstrukturen, also gegen den Sozialismus, nur noch doppelten Auftrieb erhält. Es ist leicht erkennbar, warum dieses System – im Gegensatz zum industriellen Kapitalismus – sich nicht auf die Absicherung des ökonomischen Besitzes und des freien Selbstlaufs der Produktionsvorgänge beschränken kann. Solange der Markt systemregulierend war und die freien Tauschverhältnisse vorherrschten, ja sogar von den betroffenen Objekten interiorisiert wurden, konnten die Herrschenden den direkten Gebrauch der Staatsgewalt einschränken bzw. auf die für sie absolut notwendigen Sicherheitsfunktionen (Polizei, reduzierter Militärdienst) herunterschrauben. Spätestens seit Beginn der imperialistischen Weltkriege genügt das nicht mehr, um eine auch nur einigermaßen „reibungslöse“ Kapitalverwertung zu sichern. Es versteht sich, daß sowohl die integrative Macht wie auch die innere Unsicherheit des Systems die ambivalenten Kehrseiten des Prozesses der unaufhaltsamen

Vergesellschaftung der grundlegenden Arbeits- und Lebenstätigkeiten sind. Dieser Prozeß und seine (hier nur schematisch angedeuteten) Begleitumstände besitzen weitreichende Konsequenzen für die Bedingungen der Produktion und Kommunikation von Kunst und Theorie in den entwickelten kapitalistischen Ländern. Bei dem Studium dieser Bedingungen ist vielleicht der Tatsache die größte Beachtung zu schenken, daß (worauf wir noch zurückkommen) die Prozesse der Basis und die Strukturen des Überbaus sich viel stärker verknüpfen und durchdringen, als das für die Zeit vor der Herausbildung des „organisierten Kapitalismus“²⁵ gesagt werden kann. Heutzutage ist diese gesteigerte Koppelung ökonomischer und politischer Funktionen in zweifacher Hinsicht aufschlußreich: sie zeigt einerseits, daß der objektive Vergesellschaftungsprozeß vom kapitalistischen Staat noch immer zu integrativem Effekt genutzt werden kann; andererseits zeigt sie jedoch die Schwäche des Systems, das sich zwar „Marktwirtschaft“ nennt, aber angesichts seiner Krisen nicht mehr in der Lage ist, seine ökonomische Zukunft der Automatik des Markts anzuvertrauen.

Die integrative Tätigkeit des Staates und die entsprechende Verflechtung von Wirtschaft und Politik, Industrie und Militär sowie die zunehmende Verflechtung von Prozessen der Produktion und Prozessen der Zirkulation sind daher in diesem zwiespältigen Kontext zu sehen. Sie sind eine Kontraindikation der Tatsache, daß die Klassenkämpfe, die nach wie vor im Grundwiderspruch der Produktionsverhältnisse ihren Ausgang nehmen, in höherem Maße vielschichtig und vermittelt, um nicht zu sagen: universal geworden sind. Sie haben über die Verhältnisse der Produktion hinaus zunehmend auch die Bereiche der gesellschaftlichen Kommunikation und Konsumtion erfaßt – von der Wissenschaft bis hin zur Trivialekultur und zur Warenästhetik, in der die verdunkelte und verkehrte Relation von Gebrauchswert und Tauschwert den „Interessenwiderspruch von Käufer und Verkäufer“ durch abstrakte Verfügbarkeit von Sinn und Sinnlichkeit der Sachen vertuscht und damit ins Geschäft bringt.²⁶ Von besonderem Interesse ist dabei in unserem Zusammenhang die Rolle der Wissenschaft und speziell die der Universität als Institution und Medium geistiger Produktion und Kommunikation. Gewiß ist die Integration der Universität in die staatlich-ökonomischen Prozesse der Herrschaft und Machtsicherung in den verschiedenen Ländern in unterschiedlichem Ausmaß erfolgt; sie ist z. B. in Westeuropa nirgendwo so weit vorangetrieben wie in den USA. Dennoch darf gesagt werden, daß unter staatsmonopolistischen Bedingungen die Universität hier wie dort ihren traditionellen gesellschaftlichen Status unter ganz bestimmten objektiven Voraussetzungen aufgibt oder doch modifiziert. Zum einen ist es die technologische Revolution, die die Wissenschaft auf den Rang einer immer bedeutenderen Produktivkraft erhebt. Zum anderen ist es die in den sechziger Jahren erfolgende bedeutende Expansion im Hochschulwesen der meisten kapitalistischen Länder, die einerseits neuen sozialen Schichten, darunter Söhnen und Töchtern der Arbeiterklasse, die Pforten der Colleges und Universitäten öffnete, andererseits aber die staatlichen Subventionen und Investitionen um ein Mehrfaches erhöhte. Vor allem an amerikanischen Universitäten bedeutet dies, daß die schon in der Vorkriegszeit erheblichen Stiftungen und Investitionen (Harvard \$ 129 000 000; Yale 95 838 560 usw.) solcher Konzerne wie Morgan, Rockefeller, Standard Oil²⁷ nunmehr ein politischer Faktor in der neuen Funktions-

setzung wurden. Seit den sechziger Jahren wurden neben den Naturwissenschaften auch gesellschaftswissenschaftliche Disziplinen wie Anthropologie, Sprachwissenschaft und Geographie zum Auftragsempfänger für Forschungen im Dienste staatlich-politischer Machtpositionen. (Im Jahre 1969 vergab zum Beispiel das Pentagon Forschungsaufträge in Höhe von \$ 45,4 Millionen allein an gesellschaftswissenschaftliche Institute.²⁸)

Da nun die technologische Revolution die immer stärkere Verflechtung der Produktionsprozesse mit den Institutionen des Überbaus ihrerseits vorantrieb und beschleunigte, geriet die Universität in den Brennpunkt der neuen ökonomisch-politischen Vermittlungen zwischen Basis und Überbau. Der im Prozeß dieser Vermittlung unausweichliche Widerspruch bestand darin, daß der solange verkittete Riß zwischen der traditionellen Bestimmung der Universität aus dem Geiste bürgerlicher Humanität und der tatsächlichen Zweckbestimmung bzw. Zweckentfremdung nicht länger zu kaschieren war. Im Gegenteil, sobald eine neue Generation dem manipulierten Alptraum des kalten Kriegs entronnen war, mußte vor ihren Augen ein gesamtgesellschaftlicher Widerspruch in diesem Riß zutage treten. Zum guten Teil war dies gerade ein Effekt der *mass education*, wodurch die Humanitätsutopie der bürgerlich-liberalen Universität in ihrem positiven Anspruch *und* in ihrer negativen Weltfremdheit krisenbar wurde: Sie wurde kritisiert vom massenhaften Standpunkt einer neuen Studentengeneration, die *noch nicht* in den Integrationsformen des bürgerlichen Lebens (Familie, Karriere, Besitz) und *nicht mehr* in den üblichen elitär-akademischen Verkehrsformen (Verbindung, Klub, *fraternity* usw.) aufgegangen war.²⁹

Der hier am Beispiel der Universität dargelegte Widerspruch wurde nun zum Ausgangspunkt und Begleitumstand von zwei grundverschiedenen Tendenzen, die – in ihrer Ambivalenz – beide im Zusammenhang der zunehmenden Vergesellschaftung auch der Prozesse der geistigen Produktion und Kommunikation standen. Die Institution Wissenschaft, speziell die Funktion der Theorie in ihrer sozialen Bestimmtheit, vermag kraft dieses Vergesellschaftungsprozesses in erhöhtem Maße *beides* zu sein: Gegenstand der Integration *und* Subjekt der Verweigerung, ein Objekt der Manipulation *und* ein Medium der Selbstbestimmung, ein Fall des staatsmonopolistischen *Eigentums* wie auch ein Feld gesellschaftlicher *Aneignung* von Erkenntnis und Erfahrung. Diese zwei Seiten des *einen* objektiven Prozesses kennzeichnen die gegenwärtigen Grenzen, aber auch die neuen Möglichkeiten des „Wachstums der demokratischen Tendenzen“ der Wissenschaft im Spätkapitalismus.

Die im vorliegenden Zusammenhang besonders interessierende Wissenschaft und Theorie der Literatur nimmt bei alledem eine Sonderstellung ein, die nur anhand ihres spezifischen literarischen Gegenstands historisch-konkret bestimmt werden kann. Dabei darf vom Gegenstand gesagt werden, daß die literarische Produktion den geschilderten Kontext gesellschaftlicher Kommunikationsbedingungen insofern teilt, als sie gleichfalls der Aporie zwischen Integration und Selbstbestimmtheit ausgesetzt ist. Darin ist die Alternativfunktion der Kunst womöglich noch prekärer als die der Wissenschaft: „Der Gegensatz zur Lebenspraxis ist Bedingung dafür, daß die Kunst ihre kritische Funktion zu erfüllen vermag, und verhindert doch zugleich, daß ihre Kritik praktisch folgenreich werden kann.“³⁰ Hier wie dort ist die Qualität dieser „Lebenspraxis“ solcherart, daß sie – unmittelbarer Gegenstand der Literatur und mittelbarer Gegenstand der Literaturtheorie – diese doch zugleich herausfordert zu

einer alternativen Funktion. Das ist eine Funktion, die im objektiven Prozeß der Vergesellschaftung ein mögliches Substrat, freilich noch keine soziale Bestimmung eines neuen Inhalts findet.

2

Der Integrationsdruck auf die künstlerische und wissenschaftliche Produktion erreichte seinen unmerklichen Höhepunkt genau zu dem Zeitpunkt, da der revolutionäre Prozeß der Selbstbefreiung und Selbstbestimmung in Algerien, Vietnam und in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung eine bis dahin unerreichte Intensität und Ausstrahlungskraft gewann. *Erst dadurch* traten der Protest und die Artikulation der Widersprüche innerhalb der wissenschaftlich-künstlerischen Institutionen aus ihrer lokalen und sozialen Begrenztheit in einen weltpolitischen Kontext hinein. Und erst in dem Augenblick, wo die Sache der Studenten – wie zögernd und partiell auch immer – sich mit der Sache der Unterdrückten im eigenen Lande und in der ganzen Welt solidarisierte, gewann der kritische Inhalt des neuen intellektuellen Selbstbewußtseins den realgeschichtlichen Bezugspunkt einer wirklichen Alternative zur Integrationsmacht des Kapitals und zu den entfremdeten Inhalten der ihr objektiv zugrunde liegenden Vergesellschaftungsprozesse.

Aus diesem Grunde ist das gegenwärtige Verhältnis von Kunst, Theorie und politischem Bewußtsein eine konkrete, sozialhistorische Relation, die aus den jeweiligen geschichtlichen Veränderungen der Kräfte im Klassenkampf verstanden werden muß. Blicken wir hier einmal zurück auf die Geschichte des Verhältnisses der Literatur und der Literaturtheorie zur revolutionären Bewegung im Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts, so lassen sich drei – vielfach überlappende – Etappen unterscheiden, die bei aller Verschiedenheit eine übergreifende Gesetzmäßigkeit aufweisen: Zu Zeiten des Aufschwungs der revolutionären Alternativen und der Zuspitzung der Krisen in der kapitalistischen Gesellschaft gerät ein Teil der künstlerisch und theoretisch Produzierenden in Bewegung, gewinnt ein neues soziales Verhalten und zugleich Gefordertsein im Herstellungs- und Wirkungsprozeß der Künste. Das war – erstens – der Fall im Anschluß an den Ausbruch der Oktoberrevolution in Rußland und die Novemberrevolution in Deutschland, von wo aus die Literatur wesentlich Impulse bezog, die sich dann aus den Klassenkämpfen der zwanziger Jahre erneuerten und vertieften. Das war – zweitens – der Fall in den dreißiger Jahren, im Zeichen des Antifaschismus, der Volksfront, des Kampfes für die spanische Republik, wo die Einheit von sozialistischer und humanistisch-demokratischer Literatur gefordert wurde und wichtige Anstöße für ein humanistisches und realistisches Wirklichkeitsverhältnis erfolgten. Und das ist – drittens – der Fall seit Mitte und Ende der sechziger Jahre, wo wiederum das Verhältnis der Kunst- und Theorieproduzenten zum revolutionären Prozeß zu einer Kardinalfrage geworden ist, die über die Funktion und Struktur der künstlerischen und theoretischen Weltaneignung wesentlich mitentscheidet.

Wenn dieser weitgespannte, prozeßhafte Zusammenhang zwischen Literatur und Revolution im zwanzigsten Jahrhundert hier einmal rigoros vereinfacht werden darf, so ließe sich sagen, daß über alle drei Phasen hinweg Kontinuitäten und Diskontinuitä-

ten im Verhältnis von politischer Bewegung, sozialer Funktion und ästhetischer Theorie und Praxis in Erscheinung treten. Während in den zwanziger Jahren die (in Frankreich vorweggenommene) avantgardistische Attacke auf die bürgerlichen Kunst- und Kulturverhältnisse mit hohem Innovationseffekt erfolgt und die Revolution in der Gesellschaft mit der Revolutionierung der Künste verknüpft wird,³¹ wandeln sich im Zeichen der Volksfront und ihrer weitergefaßten Bündniskonstellationen die Bedingungen, unter denen fortschrittliche Politik und soziale Kunstfunktion in Wechselwirkung treten und sich zum Beispiel auch in einer weiten, demokratisch-humanistischen Erbekonzeption niederschlagen.³² Während in den zwanziger Jahren die Frage nach dem Funktionsstatus revolutionärer Kunst innerhalb und außerhalb der herrschenden bürgerlichen Kommunikations- und Kulturverhältnisse in den Vordergrund tritt, wird in den dreißiger Jahren die Funktionsfrage zwar keineswegs aufgehoben, aber doch stärker in die wirkungsästhetische Dimension der Kunstwerke selbst hineingenommen. Die sich in diesem Prozeß ergebenden Verschiebungen von der politisch-institutionellen Funktionsfrage zur weltanschaulich-philosophischen Gehaltsfrage bezeichnen freilich nur die extremen Positionen, die natürlich nicht säuberlich chronologisch auf die zwanziger bzw. auf die dreißiger Jahre aufgeteilt werden können, vielmehr als unterschiedlich ausgeprägte Momente im Klassenkampf zu verstehen sind.

Schon bei dem flüchtigen Vergleich der gegenwärtigen Phase mit den vorausgehenden Etappen zeigen sich nun eine Reihe von Besonderheiten, die insbesondere die Literaturtheorie und ihr Verhältnis zum historisch-sozialen Prozeß charakterisieren. Während in den zwanziger und noch in den dreißiger Jahren Literaturtheorie vom Standpunkt der Gesellschaftsumwälzung einen verschwindend geringen Anteil an der literaturtheoretischen Produktion als ganzem hatte, sind seit etwa einem Jahrzehnt historisch-materialistische Kunstauffassungen zum öffentlichen Bezugspunkt diverser Erkenntnisinteressen geworden. Während noch vor kurzem die Frage nach dem Realismus als ein Interesse an „schlechter Ästhetik“³³ desavouiert wurde, während selbst in den zwanziger Jahren die Realismusfrage kaum gestellt und während noch in den dreißiger Jahren die Realismusdebatte auf die führenden literarischen Köpfe in der politischen Vorhut der Arbeiterklasse beschränkt blieb, ist die Debatte um den Realismus und um die Fundierung des literarischen Prozesses in Politik und Geschichte heute weltweit geworden.³⁴

Um nun die Vorstöße und Widersprüche, wie überhaupt die Besonderheiten im gegenwärtigen Verhältnis von Literaturtheorie und politischer Bewegung auch nur andeutungsweise herauszuarbeiten, genügt eine Kritik der Kritik, also eine bloß theoretische Beschäftigung mit der neuen Theorieentwicklung keinesfalls. Anstelle dessen sollen im folgenden ihre veränderten Gegenstände und Bedingungen in Form von sechs Thesen stichwortartig benannt und sogleich historisiert werden, wobei auch das Ausmaß von Kontinuität und Diskontinuität im Vergleich zu den vorausgehenden zwei Phasen revolutionärer Politisierung andeutbar wird. Wie im Vorausgehenden darf dabei die Entschiedenheit der thesenhaften Formulierung nicht darüber hinwegtäuschen, daß damit noch wenig geklärte und zum Teil gänzlich offene Fragen zur Diskussion gestellt werden:

1. Dabei ist im Gegenstand der Literaturtheorie von den *weltliterarischen Folgen der antiimperialistischen Emanzipation* der Völker auszugehen. Die realgeschichtlichen Voraussetzungen der realistischen und emanzipatorischen Literatur und Literaturtheorie sind dadurch erweitert worden und werden sich in noch höherem Maße dadurch verändern, daß heute eine viel größere Zahl von Ländern und Literaturen von revolutionären Prozessen ergriffen sind. Die Bedingungen der internationalen Literaturproduktion als weltliterarischer Vorgang haben sich seit 1917 tiefgreifend verändert: Die Zeit, in der die europäische Exploitation des Weltmarktes „die Bauernvölker von den Bourgeoisvölkern, den Orient vom Okzident abhängig gemacht“³⁵ hat, geht auch in kultureller Hinsicht ihrem Ende zu: Die gesellschaftliche Aneignung des nationalen Reichtums in der dritten Welt ist schon viel enger verbunden mit der Aneignung dieses Reichtums in der Literatur und der Aneignung dieser Literatur als selbstbestimmtes Moment nationaler Emanzipation. Aus diesem Grunde verarbeitet die internationale Literatur heute eine entsprechend größere Vielfalt ethnischen oder nationalen Kulturerbes, das in der Regel den antiimperialistischen Funktionen ihres notwendigen nationalen Identitätsbewußtseins dienlich ist. Dadurch wird aber nicht allein der stoffliche, thematische, metaphorische Darstellungsbereich der Weltliteratur erweitert; die Normen und Maßstäbe ihrer theoretischen Verallgemeinerung und ästhetischen Wertung selbst haben sich verändert. Die Internationalisierung der sozialen und politischen Auseinandersetzung verlangt auch internationale Prämissen in der Literaturtheorie. Damit zerbricht endgültig und unwiderruflich der normative, noch dazu europazentrische Anspruch auf die Vorbildhaftigkeit einer bestimmten Gattung, Form oder Weise der Abbildung oder Konstruktion des Lebens in der Literatur.
2. Wenn dem so ist und wenn der Realismus heute aus neuen und umfassenderen Quellen und Traditionen schöpft, so muß auch das europäische *Erbe des klassischen bürgerlichen Humanismus* auf seine weltgeschichtliche Signifikanz neu befragt werden. Kann es noch immer als hauptsächlichlicher weltliterarischer Traditionsgrund gelten? Oder tritt es in einen weiteren Kontext, der unter anderem auch durch die Verarbeitung vorbürgerlicher Kulturtraditionen gekennzeichnet wird – wie zum Beispiel im „magischen Realismus“ Lateinamerikas oder in den plebejischen Strömungen etwa der Volkstheatertradition des Renaissance-Erbes? Anders als in den dreißiger Jahren, wo die Volksfront gegen einen barbarischen Irrationalismus die traditionellen Werte europäischer Humanität hochhielt und verteidigte, ist ja heute – vom Standpunkt des antimonopolistischen Bündnisses – der Gegner nicht bereits durch ein Bekenntnis zur klassischen Humanität zu isolieren. Das ist noch kein Grund, dieses Erbe als unser europäisches Erbe gering anzusetzen: nur kann sich heute der Realismus in seiner sozialistischen und konsequent demokratischen Bestimmung um so überzeugender auf die Marxsche Kritik an den Grenzen des klassischen bürgerlichen Humanismus berufen: Erst jenseits dieser Grenzen kann der „Widerspruch zwischen dem schöpferischen und dem werktätigen Wesen des Menschen, in welchem der klassische Humanismus verstrickt bleiben mußte“,³⁶ überwunden und die Theorie und Praxis der realistischen Weltaneignung mit der Selbstbefreiung und Selbstbestimmung der Menschheit als ein dann tatsächlich weltumspannender Prozeß verknüpft werden.
3. Diese Erweiterung und teilweise Neubestimmung des kulturellen Erbes wider-

spiegelt gleichzeitig eine *veränderte Bündniskonstellation* des organisierten Proletariats in den jeweiligen Ländern Westeuropas. Die aus der Einheitsfront- und dann aus der Volksfrontstrategie hervorgegangene Bündniskonzeption, die bis in die Nachkriegszeit reichte, ist heute mit einer weithin veränderten weltpolitischen Situation konfrontiert. Ohne die bedeutenden Erfolge der Arbeiterparteien in den romanischen Ländern zu verkleinern, muß doch angenommen werden, daß sowohl der neue theoretische Opportunismus wie auch die im Jahre 1968 gipfelnde revolutionäre Ungeduld einander diametral entgegengesetzte Zeichen dafür sind, daß die Weiterentwicklung der überlieferten Formen der Volksfrontstrategie angesichts der verhinderten Situation vor bislang unbekannten Problemen und Widersprüchen steht – vor Problemen, die zum Teil gerade aus den Erfolgen und der gegenwärtigen Massenrepräsentation dieser Parteien folgern. So verändert sich die Bündniswirklichkeit und Strategie der sozialistischen und demokratischen Kräfte: Das Einrücken in die lokale Verwaltung, die dadurch zugespitzten Widersprüche zwischen Ökonomie und Politik, die als langfristig erkannten Antagonismen (wie auch die neuen Verklammerungen) zwischen Basis und Überbau, zwischen den Verhältnissen der Produktion und den Verhältnissen in Staat und Ideologie schaffen neue Probleme, aber auch neuen Spielraum für antimonopolistische Kultur und Kulturpolitik. Insbesondere stellt sich daraus die Frage nach der ideologischen Funktion der Kunst und Kultur *innerhalb* der herrschenden Apparate und Kommunikationsformen. Damit wird die Frage nach der Funktion der Kunst und ihrer Stellung in den Kommunikationsmechanismen zu einer entscheidenden theoretischen Ausgangsfrage – einer Fragestellung, die vor allem in Frankreich, aber auch in Italien, den Strukturalismus überwindet, dabei allenthalben die produktionsästhetische Seite der Wirklichkeitsaneignung überschattet, ja sogar das produzierende Subjekt unterschätzt oder aber rein auf *Bedingungen* der literarischen Produktion zurückführt.

4. Im Zusammenhang mit der sich wandelnden Bündniskonstellation gewinnen die veränderten Inhalte und Formen der *antikapitalistischen Opposition seit 1967/68* eine besondere Bedeutung für die Literatur und Literaturtheorie. Erinnern wir uns noch einmal daran, daß wesentliche Anstöße dieser Opposition mit der aktivierten Friedensbewegung und dem Protest gegen den Vietnam-Krieg aufs engste verflochten waren, so genügt es nicht zu sagen, der Aktivismus von 1968 ist gescheitert, ohne hinzuzufügen, daß seine Entstehung und sein Scheitern symptomatisch sind für eine neue Phase im revolutionären Prozeß, in denen sich (gemäß der Leninschen Prognose) der „Antagonismus zwischen diesen demokratischen Bestrebungen und den antidemokratischen Tendenzen der Trusts *verschärft*“ hat. Die gegenwärtige antikapitalistische Opposition hat für die Kunst- und Theorieentwicklung schon deshalb eine besondere Bedeutung, weil erstmals im revolutionären Weltprozeß (und ganz anders als etwa im Deutschland der zwanziger und dreißiger Jahre) bürgerlich-intellektuelle Produzenten von Ideologie massenhaft aus ihren gesellschaftlich konservierenden Funktionen gerissen wurden und als potentielle, wenn auch widersprüchliche Bündnispartner der Arbeiterbewegung in Erscheinung treten. Die soziale, bürgerliche Herkunft und der studentisch-intellektuelle Status der neuen Opposition bergen Gefahren in anarchistischer wie auch in opportunistischer Richtung; sie eröffnen Möglichkeiten des Übergangs zu sozialistischen Positionen ebenso wie Möglichkeiten der

Integration in antikommunistische oder herrschende Funktionsmechanismen. Im Verlauf der notwendigen Auseinandersetzung und Differenzierung bieten sich nichtsdestoweniger neue Bündnisperspektiven mit einer Intelligenz, die sich heute viel stärker als Objekt von Abhängigkeit und Ausbeutung weiß, also der Arbeiterklasse objektiv und subjektiv näher gerückt ist. Das sind Bündnisperspektiven außerhalb, doch nicht notwendig im Gegensatz zu der klassischen Volksfrontstrategie, die ja – seinerzeit in Frankreich und Spanien – ihren Schwerpunkt im Bündnis zwischen Proletariat und Kleinbürgertum hatte. Diese Strategie wird nicht aufgehoben, steht aber doch in einem neuen Kontext. Ähnlich wie im England des Left Book Club der dreißiger und vierziger Jahre³⁷ hat zumindest in Italien, Frankreich und der BRD die neue Politisierung der Intellektuellen und Studenten die Bewußtseinsbildung der gesamten Gesellschaft verändert. Ihr vorzügliches Vehikel wurde die ästhetische und kulturkritische Theorie. Gerade weil diese von der Praxis der gesellschaftlichen Prozesse (ja selbst von der Praxis der künstlerischen Arbeit) durch ihren theoretischen und akademischen Sonderstatus isoliert blieb, wurde die Kunst so häufig entweder pragmatisch denunziert und für tot erklärt oder aber – die Kehrseite – zum utopischen Ort der „Rückgewinnung der in der kapitalistischen Entfremdung verlorengegangenen menschlichen Gattungspotenz“³⁸ hinaufgehoben.

5. Nicht zufällig wurde unter diesen Bedingungen das humanistisch-demokratische und sozialistisch-realistische Erbe der dreißiger Jahre weniger beachtet, dafür aber das Erbe der proletarisch-revolutionären und avantgardistischen Literaturbewegung, vor allem auch die Theorie Walter Benjamins, verstärkt rezipiert und aktualisiert.³⁹ Sie wurde aktualisiert als ein Erbe und eine Theorie, die der umfassenderen nationalen und demokratisch-sozialistischen Volksfront-Konstellation der dreißiger Jahre vorausgeht und die Bündnisfrage gleichsam avantgardistisch stellt: das heißt, sie stellt sie von der politisch-weltanschaulichen Funktion der Intelligenz im revolutionären Prozeß einer vornehmlich kulturell-technischen und theoretisch-literarischen Verarbeitung der Umwälzung her. Dadurch sind die Kontinuität und die Aktualität jener bündnispolitischen Strategie freilich nicht aufgehoben, die seinerzeit auf der Komminternkonferenz von 1935 ihre offizielle Bestätigung fand und kulturpolitisch mit der 1934 beschlossenen Programmatik des sozialistischen Realismus korrespondiert. Nichtsdestoweniger ist damit doch in der progressiven Literaturtheorie des Westens eine wesentliche und irreversible Erweiterung erfolgt. Diese Erweiterung zur Programmatik revolutionärer Kunst und revolutionärer Theorie hin entspringt nicht den Köpfen einiger oppositioneller linker Intellektueller und Studenten; sie widerspiegelt vielmehr objektiv eine historische Situation, in der die ursprüngliche Basis, die proletarisch-kleinbürgerliche Allianz der traditionellen Volksfront, selbst verändert und erweitert wird. Es ist diese objektive historische Situation, in der die revolutionäre Arbeiterbewegung der wachsenden Widersprüche, aber auch der neuen Wechselwirkungen zwischen Basis und Überbau gewahr wird und in ihrem neuen Bündnis mit der Intelligenz den ganzen Reichtum ihrer Literatur- und Kulturtraditionen zu mobilisieren trachtet, um ihn entsprechend den Notwendigkeiten ihres Kampfes zu nutzen und zu mehren.

6. Neben all diesen genannten Veränderungen – also neben der Erweiterung und Internationalisierung (1.) des literarischen Gegenstandes bzw. der ästhetischen Maß-

stäbe der Theorie sowie (2.) der historischen Quellen und Traditionen des Humanismus und Realismus; neben (3.) den gewandelten Kräfte- und Bündnisverhältnissen und angesichts (4.) der neuen antikapitalistischen Opposition und (5.) der damit verbundenen Bündnis-, Funktions- und Erbefragen – neben all diesen Momenten muß schließlich und vor allem auch (6.) die veränderte Qualität gesellschaftlicher Praxis berücksichtigt werden, wenn die neuen Elemente im Verhältnis von progressiver Literaturtheorie und politischer Bewegung in ihrer Dynamik angedeutet werden sollen. Wenn nämlich die antimonopolistische Bündnis- und Kulturpolitik in eine veränderte Situation getreten ist, so vor allem auch aufgrund jener zunehmenden und durchaus ambivalenten Vergesellschaftungstendenzen, die einleitend bereits skizziert worden sind. Diese Bündnis- und Kulturpolitik steht heute innerhalb eines weitaus widersprüchlicheren Geflechts von Integration und Selbstbestimmung, von monopolistischer Vergesellschaftung und demokratischer Öffentlichkeit. Insofern sie diese Widersprüche analysiert und verallgemeinert, kann sie jenem höheren Grad von Dynamik in den Beziehungen von Basis und Überbau Rechnung tragen, der die politische Wirklichkeit und ihre eigene Wirksamkeit in diesem Rahmen prägt.

Gerade weil heute die Perspektiven des Nebeneinanderbestehens von kapitalistischer Produktion und revolutionärer Ideologie in einer Gesellschaft viel längerfristiger erscheinen als das in den zwanziger und selbst in den dreißiger Jahren der Fall war, treten nun die Widersprüche zwischen materieller und geistiger Aneignung so viel schärfer ins Bewußtsein: Die Verhältnisse der Produktion und Distribution stehen außerhalb und innerhalb der Bedingungen des Denkens, Schreibens und literarischen Kommunizierens. Setzen wir voraus, daß das Bewußtsein fortschreitender Vergesellschaftung alle Lebensbereiche umfaßt, so wird der dadurch verschärfte Widerspruch zwischen ökonomischem Eigentum (als entfremdete, enteignete Arbeit) und realistischer Weltaneignung (als selbst-bestimmte, eigene Arbeit der künstlerisch Produzierenden) stets noch anwachsen.⁴⁰ Die Folge ist nicht nur eine Aufspaltung oder Dissoziation zwischen den ökonomischen Produktions- bzw. Distributionsverhältnissen auf der einen Seite und den Kommunikations- und Funktionsbedingungen realistischer Literatur auf der anderen Seite. Ebenso folgenreich ist die Kluft zwischen künstlerischer Aneignung und ökonomischem Eigentum deswegen, weil diese Differenz zwischen realistischer Kunst und Realität zugleich den entscheidenden Gegensatz zwischen der künstlerischen Arbeit des Schriftstellers und der entfremdeten Arbeit des sich verkaufenden intellektuellen Lohnarbeiters markiert.

Unter diesen Bedingungen gerät die Theorie des Realismus und darüber hinaus die gesamte materialistische Literaturtheorie in Bewegung: Sie kann im Prozeß der ästhetischen Aneignung nicht die Weltverhältnisse als Ganzes unter einen einheitlich-umfassenden Typisierungsbegriff subsumieren: Angesichts der zunehmenden Verflechtung von Basis und Überbau, angesichts der Aufspaltung zwischen ökonomischer und politischer Praxis, zwischen Praxis und Theorie erscheint der traditionelle Realismusbegriff, der – nach Hegel – den „Inhalt durch die Art seiner Darstellung ein organisches Ganzes“ sein läßt, immer weniger praktikabel. Kann die „echte Originalität des Künstlers wie des Kunstwerks“ auch heute „nur darin“ bestehen, „von der Vernünftigkeit des in sich selber wahren Gehalts beseelt zu sein“?⁴¹ Die Beantwortung dieser Frage darf aber nicht dadurch vereinfacht werden, daß „Gehalt“ gleich Stoff (oder

Gegenstand gleich Bedeutung) gesetzt werden. Eine historische Ästhetik auf dem Boden der heutigen bürgerlichen Gesellschaft wird gleichwohl in Frage stellen müssen, ob „in allem wahrhaftigen Dichten, Denken und Tun... die echte Freiheit das Substantielle als eine Macht in sich walten (läßt), welche zugleich so sehr die eigenste Macht des subjektiven Denkens und Wollens selber ist, daß in der vollendeten Versöhnung beider kein Zwiespalt mehr übrigzubleiben vermag“.⁴² Von hier aus wäre weiter zu fragen, ob aus der Kritik an der „vollendeten Versöhnung“ des Substantiellen und der Subjektivität nicht auch die klassische These von der künstlerisch zu gestaltenden Einheit von Wesen und Erscheinung in eine Krise gerät: Der von Hegel „versöhnte Gegensatz“ zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen wird somit aufgerissen und die geforderte Versöhnung ersetzt durch ein Bewußtsein von Widerspruch und Widerstreit. Die organische Ganzheit und die wohlgefällige Totalität im Abbild werden aufgebrochen: Sie fallen der Aufgespaltenheit der ökonomisch-geistigen Lebens Tatsachen zum Opfer und besiegeln damit die langwierige Zerrissenheit der theoretischen Subjekte zwischen den Verhältnissen kapitalistischer Produktion und Distribution und dem Hervorbringen revolutionärer Ideologie.

3

Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, wie sich die neuen Vorstöße zugleich mit neuen Widersprüchen derartig vermengen, daß eine historisch-kritische Übersicht (wie die hier vorgetragene) ihre eigenen theoretischen Positionen ins Spiel der referierten Kräfte bringen muß, um ihrer kritischen Aufgabe Genüge zu tun und diese darüber hinaus bis zum Ausblick auf konstruktive Positionen weiterzuführen. Als erstes Beispiel dafür bietet sich die soeben zitierte Hegelsche Kunstwerkkonzeption im Spiegel ihrer neulinken Kritik: Mit der Hegelschen *Aussöhnung* des Widerspruches zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen wird dieser *Widerspruch selbst* in seiner Dialektik eliminiert, schließlich sogar jede Erkenntnistheorie und jede systematische Ästhetik zugunsten einer „Theorie literarischer Praxis“ preisgegeben. Das verlangt unsere Kritik vor allem dort, wo die dialektisch-materialistischen Vermittlungen zwischen Basis und Theorie, zwischen den Verhältnissen der Produktion und den Verhältnissen des Denkens utopisch-voluntaristisch oder vulgär kurzgeschlossen werden. Dahinter steht – wie Karlheinz Barck bemerkt – ein „Funktionsfetischismus, der... vor den Verhältnissen kapituliert“,⁴³ indem er die bürgerlichen Funktionsbedingungen fiktiver Literatur als unveränderbar hinnimmt und die Fiktion selbst dann als traditionelles Glasperlenspiel denunziert. Das ist dann das realistische Abbild an sich bereits spiegelbildliche Affirmation bestehender oder gewesener Zustände: „Der ‚Wahrheit‘ evozierende Sinn“ verlange vom Leser „Identifikation“ – was bereits „den ideologischen Effekt (Realismuseffekt), der als ästhetischer zugleich Herrschaftseffekt ist“,⁴⁴ nach sich ziehe.

Also darf Literatur nur noch dokumentarisch oder gar nicht abbilden? Der in dokumentarischer Form hervorgetretene Realismus ist und bleibt eine der wertvollsten Leistungen der sechziger und siebziger Jahre, doch die jüngste Bewegung der Literatur (und nicht zuletzt der politisch engagierten) ist über die antirealistische These von der Abschaffung der Kunst und der Liquidation des Erbes bereits hinweggeeilte. Kei-

nesfalls erledigt ist jedoch der Affront gegen die geschichtsphilosophische Fundierung der materialistischen Ästhetik, der sich aus der berechtigten Furcht vor einer teleologischen „Begründung“ geschichtlicher Abläufe herleitet, aber neben dem Subjekt und neben der Ursprungsfrage zugleich auch die Erkenntnistheorie (und damit den Wahrheitsbegriff) aus der Literaturgeschichte eliminiert. So wertvoll und ausbaufähig der Gedanke der „Erkenntnis als Produktion“ auch ist, den Louis Althusser unter Berufung auf die Marxsche Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie entwickelt hat, so steht er doch im Widerstreit zu seinem (Althusser's) eigenen Erkenntnisbegriff, der „nur dazu da (ist), um in der konkreten Analyse konkreter Prozesse zu verschwinden: In der komplexen Geschichte der Erkenntnisprozesse“.⁴⁵ Dadurch wird der doppelte Sinn der künstlerischen Arbeit als Produktion (der „zugleich auf die Arbeit, die Praxis und auf die Herausbildung der Wahrheit hinweist“⁴⁶) wieder halbiert, indem der Erkenntnisbegriff und damit die Wertfrage aus dem Prozeß der literarischen Praxis herausgehalten wird.

Dieses eine Beispiel kann kaum andeuten, in welcher Richtung, auf welche Weise und mit welcher Problematik die historisch gewandelten Voraussetzungen materialistischer Kunstauffassung in kapitalistischen Ländern ihren Niederschlag in theoretischer Reflexion finden. Das Feld der neuen Vorstöße ist zu weit, zu komplex und zu widersprüchlich, als daß es hier am Beispiel eines einzelnen Theoretikers, habe er auch den Rang und den Einfluß von Louis Althusser, demonstriert werden kann. Ähnliches gilt für die neuerdings vieldiskutierte Theorie des Realismus: Als eine im letzten Jahrzehnt im Westen arrivierte Kunstauffassung ist dieser schon vielerseits umworben: Die Lebensinteressen, die er bedient, sind heute so zerklüftet, daß darin die Motive der Konservierung ebenso einschlüpfen wie die der Revolution.⁴⁷ Aber die uns interessierende Richtung literaturtheoretischer Arbeit weist dorthin, wo die Frage nach der Funktion der literarischen Weltaneignung und die Frage nach der Wahrheit als künstlerische Erkenntnis unteilbar sind: Wo die Funktionsfrage ebenso eine politische ist wie die Wertfrage, weil sie den Zusammenhang zwischen Eigentum und Aneignung wiederherstellt und damit die Arbeit des Schriftstellers in die Praxis des Kampfes zurückführt – in den Kampf, vorerst den antimonopolistischen, um die rechte Form des Eigentums an den reichhaltig akkumulierten Stoffen und Mitteln des Lebensunterhalts auf einer hochgradig vergesellschafteten Ebene sozialer und politischer Existenz.

Anmerkungen

Der vorliegende Aufsatz enthält (im 2. und 3. Abschnitt) Thesen, die zuerst auf dem Kolloquium '77 des Zentralinstituts für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR (Oktober 1977) vorgetragen wurden. Wertvolle Hinweise und Anregungen verdanke ich darin meinen Kollegen: allen voran Dieter Schiller und Ursula Reinhold, den Kaufmanns und den Schlenstedts. Die hier publizierte durchgesehene und wesentlich erweiterte Fassung bewahrt den Thesencharakter, versteht sich jedoch als ein erster Versuch, als ein Beitrag zur Diskussion offener Fragen, der für ein künftiges Projekt auf dem Gebiet der gegenwärtigen Literatur und Literaturtheorie in kapitalistischen Ländern einige erste vorbereitende Ansatzpunkte bieten soll.

1 Gert Mattenklott, „Erbkrankheiten. Vom Elend der Literaturwissenschaft an der Universität“, *kürbiskern* 2/77, S. 63, 65. Hier und im folgenden ist zu unterscheiden zwischen der antikapitalistischen Bewegung als „an active and visible movement“ (George Watson, *Politics and Literature in Modern Britain*, London 1977, S. 15) und als politisch-intellektuelle Position, die auch in England keineswegs die ihr von Watson zugeordnete „obituary or autopsy“ (S. 18) verdient. Freilich ist es einfacher, einen Nekrolog über die englisch-amerikanische Bewegung zu verfassen (vgl. etwa die mir noch nicht zugängliche Arbeit von Nigel Young, *An Infantile Disorder, Crisis and Decline of the New Left*, London 1977) als über die westdeutsche, die höhergradig entfaltet ist und sich deshalb als besseres Paradigma einer Kritik des gegenwärtigen Verhältnisses von Literaturtheorie und Politik anbot.

2 Klaus Hartung, „Versuch, die Krise der antiautoritären Bewegung wieder zur Sprache zu bringen“, *Kursbuch* 48 (Juni 1977), S. 43. Von bürgerlicher Warte wird die fortdauernde Wirkung nicht abgestritten; vgl. etwa Kurt Sontheimer, „Die Veränderung-

- gen des politischen Bewußtseins durch die studentische Protestbewegung", *Merkur*, 30. Jg. (1977), S. 267–279.
- 3 Burkhardt Lindner, „Prosperität des Bestattungswesens. Anmerkungen zur ‚Tendenzwende‘ in der Literaturwissenschaft“, *Lesen 6* („Literatur und Studentenbewegung“), Opladen 1977, S. 17.
- 4 *Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft*, hrsg. von H. L. Arnold und Volker Sinemus, Bd. 1 *Literaturwissenschaft*, München 1963, S. 9.
- 5 Lindner, a. a. O., S. 16. Hervorhebung von mir. Vgl. dazu Robert Weimann, „Beyond Formalism? Recent American Criticism and the Sense of History“, *Philologica Pragensia* 20 (1977), S. 51–66.
- 6 Lindner, a. a. O., S. 18.
- 7 So Marcel Reich-Ranicki, „Rückkehr zur schönen Literatur“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 8. 10. 1975.
- 8 Urs Jaeggi, *Literatur und Politik. Ein Essay*, Frankfurt am Main 1972, S. 53.
- 9 Hans Burkhard Schlichting, „Das Ungenügen der poetischen Strategien: Literatur im Kursbuch 1968–1976“, *Lesen 6*, S. 35.
- 10 Raul Hübner, „Klau mich! oder die Veränderung der Verkehrsformen. Anstöße der Studentenbewegung“, *Lesen 6*, S. 220.
- 11 Vgl. nur Jimmy Carters Bericht „Zur Lage der Nation“ vom 19. 1. 1978.
- 12 Oskar Negt, „Interesse gegen Partei. Über Identitätsprobleme der deutschen Linken“. Ein Gespräch mit Harald Wieser, *Kursbuch 48*, S. 176.
- 13 Vgl. die Analysen in *frontal*, Oktober 1977, S. 5–7, und *rote blätter*, Januar 1978, S. 8–18.
- 14 Vgl. die Diskussion „Neue Studentenbewegung?“, *Sopo*, 9. Jg., April 1977, S. 66–106; ferner *Kursbuch 48* („Zehn Jahre danach“), u. a.
- 15 W. I. Lenin, *Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus*; vgl. *Werke*, Bd. 23, S. 43.
- 16 Zu diesem Begriff vgl. Oskar Negt / Alexander Kluge, *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*, Frankfurt am Main, 1972, bes. S. 106 ff., 313–486. Dem entsprach (und damit kontrastierte) Louis Kamps und Paul Lauters Konzeption einer „radical culture“ – entstehend aus „the struggle to create a peaceable, egalitarian and socialist United States“ (*The Politics of Literature. Dissenting Essays on the Teaching of English*, New York 1973, S. 47).
- 17 Frank Böckelmann, *Theorie der Massenkommunikation*, Frankfurt am Main 1975, S. 307. Vgl. britischerseits James Curran / Michael Gurevitch / Janet Woolcott (Hrsg.), *Mass Communication and Society*, London 1977.
- 18 Dieter Prokop, *Massenkultur und Spontaneität. Zur veränderten Warenform der Massenkommunikation im Spätkapitalismus*, Frankfurt am Main 1974, S. 15.
- 19 Peter F. Schütze, *Zur Kritik des literarischen Gebrauchswertes. Eine literarphilosophische Untersuchung*, Darmstadt und Neuwied 1975, S. 205.
- 20 Ebenda, S. 208.
- 21 Manfred Naumann, Dieter Schlenstedt, Karlheinz Barck u. a.: *Gesellschaft – Literatur – Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht*, Berlin und Weimar 1975, S. 29.
- 22 Ralph Miliband, *Der Staat in der kapitalistischen Gesellschaft. Eine Analyse des westlichen Machtssystems*, Übers. von Nele Einsele, Frankfurt am Main 1975, S. 9.
- 23 Alain Touraine, *Die postindustrielle Gesellschaft*, Übers. von Eva Moldenhauer, Frankfurt am Main 1972, S. 104.
- 24 Ebenda, S. 11.
- 25 Der hier einschlägige Begriff wird gelegentlich auch von marxistisch-leninistischen Historikern benutzt; (vgl. etwa Maurice Dobbs Aufsatzsammlung *Organisierter Kapitalismus*, Übers. von Gert Schäfer, Frankfurt am Main 1973), sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Rationalität in den Teilen des Systems ständig zunimmt, ohne daß die Rationalität des ganzen dadurch in irgendeiner Weise wächst“ (so Paul Baran / Paul M. Sweezy, *Monopolkapital. Ein Essay über die amerikanische Wirtschaft- und Gesellschaftsordnung*, Übers. von Hans-Werner Saß, Frankfurt am Main 1973, S. 321).
- 26 Wolfgang Fritz Haug, *Kritik der Warenästhetik*, Frankfurt am Main, 5. Aufl. 1976, S. 60.
- 27 Vgl. Bettina Aptheker, *The Academic Rebellion in the United States. A Marxist Appraisal*, Secaucus, N. J., 1972, S. 202.
- 28 Vgl. ebenda, S. 73–86.
- 29 Vgl. Christopher Lasch, *The Agony of the American Left*, New York 1969, S. 177.
- 30 Peter Bürger, „Institution Kunst als literatursoziologische Kategorie. Skizze einer Theorie des historischen Wandels der gesellschaftlichen Funktion der Literatur“, *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte*, 1/1977, S. 56.
- 31 Vgl. Silvia Schlenstedt, *Wegscheiden. Deutsche Lyrik im Entscheidungsfeld der Revolutionen von 1917 und 1918*, Berlin 1976, S. 85: „Die Hauptvorgänge im revolutionären Prozeß wurden zu Kulminationspunkten der geistigen Auseinandersetzung und Differenzierung...“ Ferner: „Problem Avantgarde“, *Weimarer Beiträge*, 23. Jg., 1/1977, S. 126: Nicht der historische oder der Neoavantgardismus interessieren heute in erster Linie, „vielmehr die mit ihnen aufgeworfene geschichtliche und kunstgeschichtliche Frage nach dem Verhalten eines Teils der oppositionellen künstlerischen Intelligenz zu und in der revolutionären Bewegung...“, nach dem Standort revolutionärer Kunst und Kunstprogramme innerhalb herrschender bürgerlicher Kulturverhältnisse.
- 32 Dazu grundlegend: Dieter Schiller, „... von Grund auf anders“. *Programmatik der Literatur im antifaschistischen Kampf während der dreißiger Jahre*, Berlin 1974, bes. S. 166–253.
- 33 René Wellek, „Der Realismusbegriff in der Literaturwissenschaft“, *Begriffsbestimmung des literarischen Realismus*, Hrsg. von Richard Brinkmann, Darmstadt 1974, S. 433.
- 34 Während aber das Realismus-Problem in der Bundesrepublik höchst lebhaft und in England mit einigem Interesse diskutiert wird, hat es in den USA und in Frankreich weniger Resonanz gefunden. Zu den wichtigsten Beiträgen von Richard Brinkmann (1957) bis Helmut Widhammer (1972), Friedrich Gaede (1972), Hermann Kinder (1973), Jost Hermand (1975), Peter Wapnewski (1975), Peter Laemmle (1976), Wolfgang Powrosto (1976), Ulf Eisele (1976) u. a. vgl. meine Einleitung zur Suhrkamp-Ausgabe von *Literaturgeschichte und Mythologie*, Frankfurt am Main 1977, bes. S. XIV–XX.
- 35 Karl Marx / Friedrich Engels, *Manifest der Kommunistischen Partei*, *Werke*, Bd. 4, S. 466.
- 36 Klaus Träger, „Zur Stellung des Realismusgedankens bei Marx und Engels“, in: *Studien zur Realismustheorie und Methodologie der Literaturwissenschaft*, Leipzig 1972, S. 30 f. In der Kritik an der „immer weiterschreitenden Entfernung des wirklichen lebendigen Menschen von den Idealbildern...“, welche der bürgerliche Humanismus der Zeit des aufsteigenden Bürgertums entworfen hatte“, sah auch Alfred Kurella (*Der Mensch als Schöpfer seiner selbst. Beiträge zum sozialistischen Humanismus*, Berlin 1961, S. 46) den Ansatz von Marxens „Auffassung von der Produktion als werktätigem Gattungswesen“, auch für die hier im Ausblick implizierte Realismus-Konzeption grundlegend ist.
- 37 *Marxistische Literaturkritik in England. Das „Thirties Movement“*, hrsg. und übers. von H. Gustav Klaus (collection alternative, Bd. 6), Darmstadt, Neuwied 1973, S. 8 et passim.
- 38 Norbert Krenzlin / Erwin Pracht, „Politik und Ästhetik“, *Weimarer Beiträge*, 22. Jg., 1/1976, S. 60.
- 39 Vgl. nur die wiederholten Ausgaben und hohen Auflagen der Schriften Benjamins im Suhrkamp-Verlag; darüber hinaus die

internationale Wirkung auf Periodica wie *new german critique* (Milwaukee, Wisconsin) oder *Praxis* (New York).

40 Die hier (allzu knapp) eingeführte historische Dialektik von Arbeit und Eigentum verweist auf die sich wandelnden Voraussetzungen und Funktionen realistischer Weltaneignung, die ich ausführlicher untersucht habe in *Realismus in der Renaissance. Aneignung der Welt in der erzählenden Prosa*, Berlin 1977, bes. 26–33; 53–182.

41 G. W. F. Hegel, *Ästhetik*, Hrsg. von Friedrich Bassenge, Berlin 1955, S. 305.

42 Ebenda.

43 Karlheinz Barck, „Revolutionserwartung und das Ende der Literatur. Zur Kritik der Ideologie der ‚Neuen Linken‘“, in: *Revolution und Literatur. Zum Verhältnis von Erbe, Revolution und Literatur*, hrsg. von Werner Mittenzwei und Reinhard Weisbach, Leipzig 1971, S. 447.

44 Redaktionskollektiv Alternative, „10 Thesen zur materialistischen Literaturanalyse. Nach Althusser, Balibar, Macheray, Lecourt, Pêcheux / Fuchs, Redaktionskollektiv Alternative. *alternative* 106, 19. Jg., Februar 1976, S. 46.

45 Vgl. etwa Louis Althusser, „Ist es einfach, in der Philosophie Marxist zu sein?“, übers. von Peter Schöttler, *Sopo* 34/35, 8. Jg., 1/1976, S. 23.

46 Ebendort.

47 Vgl. etwa die in Anm. 38 genannten westdeutschen Autoren zur Realismus-Problematik.

Joachim Nowotny Arbeit und Alltag – die graue Maus?

Mit dem Vizepräsidenten des Schriftstellerverbandes der DDR Joachim Nowotny sprach Oskar Neumann

Wir freuen uns, zum Erscheinen des Romans „Ein gewisser Robel“ in der Kleinen Arbeiterbibliothek unseren Lesern den Autor im Gespräch vorstellen zu können: Der Schriftsteller Joachim Nowotny wohnt in Leipzig, arbeitet dort am Literaturinstitut Johannes R. Becher zur Ausbildung des Schriftstellernachwuchses der DDR und wurde auf dem Schriftstellerkongreß im Mai dieses Jahres zum Vizepräsidenten des Verbands gewählt.

Die Massenmedien der Bundesrepublik waren ja sehr bemüht, diesen Kongreß von vornherein ins Zwielicht zu bringen – als Versammlung von „Nichtliteraten“, weil die echten Schriftsteller „Exilierte“ und „Ausgeladene“ sein sollten; als eine Pflichtübung, auf der es nur Akklamation und keine Diskussion geben würde. Nun entnehme ich Ihrem Diskussionsbeitrag, Genosse Nowotny, und anderen Veröffentlichungen, daß nicht nur das Plenum recht lebhaft debattiert hat, sondern daß dem Kongreß außerdem Arbeitsgruppen zu verschiedenen Themen, wie Geschichtsbewußsein, Gegenwartsdramatik, Arbeit und Alltag vorgeschaltet waren. Wie beurteilen Sie die Resultate des Schriftstellerkongresses und speziell diesen Aspekt seiner Vorbereitung?

Die These vom nicht-diskutierenden Kongreß sollte wohl heißen, wir hätten nichts zu diskutieren, oder wir dürften nicht diskutieren. Das ist schon eine absurde Behauptung. Denn auch wenn man sich nicht in die Vorstellungswelt von sozialistischen Schriftstellern hineindenken kann, müßte man uns doch sowas wie Berufsethos, oder auch nur Berufsehrgeiz, zubilligen, und schon dann kann man nicht mehr mit gutem Gewissen die Behauptung in die Welt setzen, es kämen da einige hundert Leute in Berlin zusammen, die sich anschweigen würden und zu ihren Problemen nichts zu sagen hätten. Das Gegenteil ist der Fall: Wir haben heftig diskutiert, wir haben kontrovers diskutiert, wobei wir übrigens nie erwartet hatten, in allen Fragen zu einer einheitlichen Auffassung zu kommen. Wir haben, das ist in den Presseveröffentlichungen nachzulesen, in einigen Fragen Ergebnisse, in anderen ein Stück Vorwärtsbewegung erreicht, und das in einem Maß, wie es einem Kongreß ansteht. Dabei haben wir auch bewiesen, daß wir selbst mit denen im Gespräch bleiben können, die im Ruch stehen, nicht mehr mit uns reden zu wollen. Ich betone aber: Auch dieser letzte Halbsatz ist mehr eine Legende, als daß er der Wahrheit entspräche. Es gibt sicherlich einige, vielleicht sogar viele Affektionen; die müssen immer wieder abgebaut werden, klug und geduldig, wie Anna Seghers gesagt hat. Auch dazu hat der Kongreß beigetragen, er hat nichts verbaut, die Gespräche werden weitergehen.

Es ist allerdings deutlich geworden, daß sich das kontroverse Gespräch miteinander leichter führen läßt, wenn wir dazu auf unserm Boden bleiben und uns nicht die Argumente auf dem Umweg über bürgerliche Zeitungen jenseits unserer Grenzen zuwerfen. Als Resümee soviel: Wir haben die Pressemeldungen von drüben zur Kenntnis genommen, wonach im Plenum keine Diskussion zugelassen sei, und dann doch getan, was wir uns hier vorgenommen hatten – miteinander zu reden, unsere Probleme zu diskutieren. Dadurch sah die bürgerliche Presse, soweit ich das überblicke, teils schon im Vorspiel und erst recht in der Interpretation des Kongresses ziemlich schwach aus. Verschiedene Korrespondenten versuchten sich dann damit herauszureden, sie hätten nicht teilnehmen können. Aber was wäre da erst an Verwirrung entstanden, welche Fehlinformationen über das Plenum mit 350 Kollegen wären von Leuten zu erwarten gewesen, die schon zwei nicht ganz unbekannte DDR-Schriftsteller durcheinanderbrachten, weil sie sich offenbar von vorneherein nicht für Tatsachen interessierten! Ich habe da ja meine persönliche Erfahrung: Zum Kongreßbeginn gab's eine ARD-Sendung, ich war groß im Bild, hieß aber Kohlhaase – was mir durchaus schmeichelt; denn Kohlhaase schreibt außerordentlich gute Prosa. Aber ich bleibe eben doch lieber Nowotny, weil man halt gern man selber bleibt.

Die Einrichtung der Arbeitsgruppen vor dem Plenum geht auf eine Anregung unseres Vorstandes zurück, der dabei eine Erfahrung auswertete, die wir beim vorigen Kongreß gemacht hatten. Danach schien es uns günstiger, die Arbeitsgruppen zeitlich so zu legen, daß sie ihre Diskussionsergebnisse im Plenum einbringen und auf diese Weise allen Delegierten verfügbar machen konnten. Die vorherige Einberufung dieser Arbeitsgruppen hatte einen weiteren wesentlichen Effekt: Wir konnten dadurch die Zahl der am Kongreß beteiligten Kollegen erheblich erhöhen. Die Arbeitsgruppen waren ja für alle Verbandsmitglieder offen, es konnten dadurch sehr viel mehr Kollegen anwesend sein und aktiv werden als auf dem abschließenden dreitägigen Plenum. So haben sich die Arbeitsgruppen auch als demokratische Ergänzung zum Delegierungssystem bewährt.

Was ich im einzelnen dazu sagen kann, bezieht sich auf die Gruppe *Arbeit und Alltag* in der jüngeren DDR-Literatur, an der ich teilgenommen und für die ich auch den einleitenden Diskussionsbeitrag übernommen habe. Ich bin immer noch erstaunt, wie viele Kollegen sich gerade dafür interessierten. Eigentlich hatte ich vorschlagen wollen, dieser Arbeitsgruppe einen andern Namen zu geben, weil *Arbeit und Alltag* immer so nach der grauen Maus klingt, eher abschreckend als anlockend. Aber es war die Gruppe mit der größten Teilnehmerzahl, an die hundert, und sie repräsentierte einen großen Teil der Autoren und der Leser, die an dieser Problematik ein ungeheures Interesse haben.

Ich habe untersucht, wie wir uns diesem Stoff, dieser Thematik stellen, und ich habe mit voller Absicht von einem *Trick* gesprochen, den wir anwenden, um den Stoff an den Mann zu bringen – diese gewisse Vorliebe für die Ausnahmesituation. *Trick* – dem wurde in der Diskussion vielfach widersprochen; man wollte es wohlklingender haben: poetische Idee, Grundeinfall oder so ähnlich. Ich bin bei *Trick* geblieben, um den großen Erwartungen, die hinsichtlich dieses Themas vorhanden sind, etwas Handwerkliches entgegenzusetzen; es kam mir darauf an zu zeigen, daß das *gemacht sein will* und daß die Sache nicht einfach schon dadurch erledigt ist, daß man sich diesem Thema überhaupt zuwendet.

Im Ergebnis haben wir in unserer Arbeitsgruppe gewisse Leerstellen konstatieren müssen. So gibt es erst schüchterne Anfänge in der literarischen Reportage, die sich mit der Arbeitswelt beschäftigt und den Arbeiter beziehungsweise bestimmte Gruppen von Arbeitern zum Gegenstand hat. Dabei sind wir nicht gehalten, den Schwerpunkt so sehr auf formale Aspekte zu legen als besonders auf den dokumentarischen Charakter der Reportage – mit authentischer Auskunft, wie der Arbeiter lebt, denkt, fühlt. Das wäre eine große Hilfe auch für den, der dann später Erzählungen, Gedichte oder Dramen schreiben will. Das macht nötig, daß es eine Öffentlichkeit gibt, die eine solche genaue Auskunft ohne Zaghaftigkeit entgegennimmt. Da haben wir noch einiges zu tun, was unser Selbstbewußtsein indes nur stärken kann; denn ich bin überzeugt, daß das Gesamtergebnis allemal für den realen Sozialismus sprechen wird. *Der Robel ist ja nun keinesfalls ein Dokumentartext. Und doch sehe ich da auch eine authentische Auskunft, nämlich die, daß ein solcher Charakter, solche Verhaltensweisen sich erst im Sozialismus, bei einem Erbauer des Sozialismus herausbilden können. Dabei ist der Held alles andere als die oft behauptete Denkmalsfigur; ich finde ihn sehr menschlich: ein ganzer Kerl, mitten im Prozeß des Aneignens von Wirklichkeit mit den Händen und mit dem Kopf und mit allen Sinnen, beim Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, Lieben. Gerade deswegen verstehe ich auch das Wort, das ein Arbeiter im Leuna-Werk – sicher sehr zur Freude des Autors – von diesem Robel gesagt hat: Der könnte ja einer von uns sein.*

Diese Stunde im Leuna-Werk war für mich ein Ereignis, wie es dem Autor auch unter unseren Bedingungen nur selten begegnet. Die Kollegen waren zu meiner Lesung unmittelbar vom Arbeitsplatz gekommen, in ihnen war noch die Arbeit, sie hatten noch keinen Nerv für Literatur und saßen nur mit dem halben Hintern auf dem Stuhl. Mindestens die halbe Aufmerksamkeit galt dem Aggregat, das sie soeben verlassen hatten und dessen Arbeitsgeräusche von draußen zu hören waren. Vielleicht hatte ich einen guten Tag, ich merkte beim Lesen, wie sie sich allmählich auf den Stühlen zu-

rücklehnten. Und dann fiel in der gar nicht langen, aber sehr schönen Aussprache dieses Wort: *Das könnte ja einer von uns sein.*

Das ist für mich besonders bedeutend, weil mir diese Überraschung viel besser, als es manche Kritiker getan haben, bestätigt, wonach ich gesucht habe: daß da beim Leser ein ganz unpräziser Arbeiter ankommt, der gar nicht den Ehrgeiz hat, durch eine große Hauruck-Leistung zu einer Figur für die Öffentlichkeit zu werden, der sein Selbst auf seine Weise verwirklicht. Ich bin überzeugt, und ich versuche das auch zu begründen: Das ist in sehr eigentlicher Weise ein DDR-Arbeiter, unmittelbar verbunden mit der gesellschaftlichen Entwicklung, die sich bei uns vollzogen hat. In der Jugend hatte dieser Mann die Perspektive, ein kleiner Bauer in der Lausitz zu werden. Seine Eltern waren Bauern. Wenn der Vater ihm in einer guten Stunde über den Kopf strich, sagte er: Du übernimmst einmal den Hof. Dann kam alles ganz anders, infolge einer großen revolutionären Umwälzung. Die Bauern wurden Genossenschaftsbauern, die Landwirtschaft wurde technisiert, in gewissem Grad industrialisiert. Sie beschäftigt trotz höherer Produktion immer weniger Menschen, Arbeitskräfte werden frei für die Industrie, gleichzeitig stößt die moderne Großindustrie bis in die abgelegenen Winkel der Republik vor. So geschah das Erstaunliche: Einer, dem nur die Miststiefel prophezeit werden konnten, steht plötzlich an der Schwelle des technischen Zeitalters. In meinem Buch ist es ja so, daß in unmittelbarer Nähe ein Großkraftwerk gebaut wird, Robel arbeitet dort. Damit wären zwar alle Voraussetzungen gegeben, daß er einer der führenden Arbeiter wird, die unsere Entwicklung in einem Betrieb mit voranreißen. Solche Gestalten haben wir in unserer Literatur; bei Herbert Otto, in dem Buch „Die Sache mit Maria“ gibt es so einen Burschen. Ich hatte den Ehrgeiz, einen zu zeigen, der bei dieser grandiosen Entwicklung nicht abseits, aber ein wenig am Rand steht. Ich wollte zeigen, daß einer auch bei nicht sehr schöpferischer Arbeit – er ist Kiesfahrer – anders wird, daß sich positive Veränderungen im sozialen Wesen dieses Menschen vollziehen. So ist der Robel ausgestattet mit mindestens zwei Perspektiven, auch mit zwei Traditionen zu leben: Er ist in mancher Gefühlsregung noch ein Bauer, in mancher schon der Arbeiter. Diese Mischung hat auf mich einen Reiz ausgeübt, und ich hoffe, das ist auch beim Leser so. Aber nur in seltenen Fällen führt das so weit, daß einem dann direkt gesagt wird: Das könnte ja einer von uns sein.

Ein Arbeiter-Leser in der Bundesrepublik wird sich so ohne weiteres nicht mit dem Robel als einem seiner Kumpel identifizieren. Das hat mit den spezifischen Bedingungen von Robels Entwicklung im Sozialismus zu tun, von denen Sie eben gesprochen haben, Genosse Nowotny. Dennoch: Früher oder später wird es ja nun auch bei uns um die Vorbereitung und schließlich um den Aufbau des Sozialismus gehen. Dabei hängt die weitere Entwicklung ganz wesentlich von der Bewußtseinsbildung in der Arbeiterschaft ab – vor allem, daß sie sich nicht nur als Opfer von millionenfacher Arbeitslosigkeit, als Objekt einer durch die neue Technik verschärften Intensivierung der Arbeit, als vom Spätkapitalismus um die Hoffnung auf Lebensqualität und Glück betrogene Klasse versteht, sondern als die Kraft, die das ebenso ändern kann, wie es anderwärts schon geändert ist. Nun meine ich, es gibt im Robel solche Wesenskräfte, die ein Arbeiter in der Bundesrepublik als auch in sich schon angelegt verstehen kann – trotz des Epochenabstands der beiden Gesellschaftsordnungen also ein direkter Zugang und Bezug.

Auf dieses Urteil will ich mich gern verlassen, und ich möchte dem ein paar Gedanken hinzufügen. Der Robel wird in einer Situation angetroffen, die von ihm eine große menschliche Leistung verlangt. Sie ist zunächst nicht gebunden an eine bestimmte gesellschaftliche Ordnung. Das Land, die Landschaft, die er liebt, wo er sich zu Hause fühlt, wozu er ganz unmittelbare bäuerliche Beziehungen hat – diese Landschaft wird zerstört durch den Braunkohlebergbau. Er wirkt mit an dieser Zerstörung; das Kraftwerk, an dem er baut, braucht die Kohle; damit werden weite Landstriche zur Kippe gemacht. Auch sein Dorf, auch der Wald seiner Kindheit kommt unter die Eimerkette. Robel muß dazu eine Einstellung finden, und seinem Wesen gemäß läßt sich diese Einstellung nicht durch eine rationale Erklärung allein gewinnen. Daß das alles nötig ist, weiß er; das braucht ihm niemand zu sagen. Er muß seine *Emotionen* in eine Verfassung bringen, in der sie die großen Vorgänge bewältigen können. Dieser Aufgabe ist mein Buch gewidmet. Es ist ein innerer Vorgang, bei dem der ganze Mensch mobilisiert werden muß, der sinnliche Teil des Menschen vor allem, nicht so sehr nur der rationale. Es ist also logisch, daß Robel nicht allgemein betroffen ist, sondern daß er sich an einer ganz empfindlichen Stelle getroffen fühlt: *in seiner Liebesfähigkeit.* Das ist ja auch der Ausgangspunkt des Buches: da geht einer los, um sich untersuchen zu lassen, weil er sich impotent glaubt. Ob ja, ob nein, und wer ist schuld – die Frage wird nicht an seine Frau gestellt, sondern an die ihn umgebende Gesellschaft.

Der Unterschied zur Situation in der Bundesrepublik liegt meines Erachtens darin, daß bei uns dieselbe Gesellschaft, die sozusagen den emotionalen Streß erzeugt, zunehmend Elemente in sich trägt, die auch zur Heilung beitragen können. Das und nichts anderes erfährt Robel, damit wird über ihn wie über die Gesellschaft etwas ausgesagt. Im übrigen gibt es, glaube ich, Situationen, in denen er nicht anders reagiert als jeder Arbeiter sonstwo in der Welt: mit einem ganz starken Bedürfnis nach Solidarität zum Beispiel, mit diesem selbstverständlichen Helfenwollen, Helfenmüssen, und auch mit der Erwartung, daß einem selber geholfen wird, wie das eben unter Arbeitern üblich ist. Er ist sich dabei seiner Lage und seiner selbst bewußt; er fühlt sich zu keiner Zeit als Objekt; das wird spätestens dort deutlich, wo er etwas in sich aktiviert, was nun wiederum aus diesem Amalgam von Bauer und Arbeiter hervorgeht: seinen geschärften Sinn in Sachen Schutz der Umwelt. Da sehe ich besondere Chancen für einen Mann wie den Robel: Mit ihm wird nicht gut Kirschen essen sein, wenn jemand aus Gedankenlosigkeit, was auch bei uns noch vorkommt, oder aus mangelnder Einsicht, aus Dummheit Sünden wider die Umwelt begeht. Er ist – sicher ein aktuelles Problem für die Bundesrepublik – nicht gegen wirtschaftliches oder industrielles Wachstum an sich, er ist kein Maschinenstürmer. Es geht dem Robel immer um das Vermeidbare, um die Verhinderung unnötiger Schäden an der Natur, zu der ja auch der Mensch gehört. Ich hoffe, daß meine Leser in der Bundesrepublik da noch Zusammenhänge entdecken werden, die ich beim Schreiben für sie nicht mitgedacht hatte: die Zuversicht, die uns alle beherrscht, daß die großen Fragen des Menschen in einer menschlichen Umwelt lösbar sind – lösbar allerdings für sie erst im Zusammenhang mit dem Übergang zu einer neuen, der sozialistischen Gesellschaft.

Elvira Högemann-Ledwohn
 Von Ich, Welt und „neuer Subjektivität“

Unter den Büchern des Frühjahrs 78 und besonders unter denen, die man als Ergebnis der vielbesprochenen Hinwendung zu einer „neuen Subjektivität“ ansehen kann, finde ich vor allem Christoph Meckels „Licht“ bemerkenswert. Die Erzählung – inzwischen fast typische Kunstform – kommt ohne den wehleidigen Ton aus, der in den nur modischen Texten der Richtung einen weiter anschwellenden Chorus produziert. Meckel erzählt vom Glück, von seiner Erinnerung an Freude, an Vertrauen, an den Umgang zweier unverletzter Personen miteinander. Eine Liebesgeschichte also, innerer Monolog eines Mannes, der entdeckt und sich vergegenwärtigt, daß er seine Freundin verloren hat. Da es eine glaubwürdige Geschichte von heute und hier ist, erscheint Glück nicht als etwas, das man selbstverständlich besitzen könnte. Der Autor vergegenwärtigt viel angeschaute, geschmeckte, gespürte Natur, Landschaft bei jedem Wetter, im Norden und Süden, erlebt in einem zurückgezogenen Dasein zu zweit. Dazu gehören Häuser und Wohnungen, allerlei liebenswürdiger Kram, nichts Dauerhaftes, das binden würde: der Rahmen des Lebens soll nicht zur Fessel werden. Es geht um Leben in der Frei-Zeit, im Frei-Raum, in bewußter Abtrennung von der Berufswelt, aus der sich Held und Heldin kennen, die aber hier lediglich dazu dient, für beide gleiche Voraussetzungen von Unabhängigkeit und Leichtigkeit zu schaffen. Sie sind Journalisten – keine, die von Auftrag zu Auftrag hetzen oder gar kriechen, die Aufträge rollen einfach heran, und man kommt ihnen unbeschwert nach, vielleicht mit einer gewissen Reserve gegenüber den Kollegen. Sie lassen sich durch ihren Beruf nicht anfechten – anders als etwa die Heldin in Ingeborg Bachmanns „Drei Wege zum See“, an deren Lebensgefühl und Lebensstil manches in dieser Geschichte erinnert. (Dabei hat doch wohl der Verschleierungscharakter des Geschäfts seit den fünfziger Jahren zugenommen?) Immerhin kommt aus der Berufswelt eine ganz wesentliche Begrenzung des Glücks: die Wörter gehören ihnen nicht, damit arbeiten sie. Da sie ihre Gemeinsamkeit verstehen als Alleinsein und „Lossein“, da sie so konsequent getrennt haben zwischen Arbeiten und Eigenleben, finden sie vielleicht deshalb keine Worte für sich, weil sie damit so fraglos arbeiten. Als die einzige Provokation zu einem Gespräch, die der Held versucht, mißlingt, ist der Ausgang der Geschichte schon besiegelt, ganz ohne den melodramatischen Schluß, den der Autor dann noch für notwendig hält. „Lossein“ heißt Vereinzelung, selbst wenn der Mangel nicht eingestanden wird. Die Vorbehalte gegen den „Ellenbogenbetrieb“ in der Arbeit, die Ablehnung des etablierten gehobenen Kleinbürgermilieus, machen den Wunsch nach Abtrennung verständlich – nur zu den Bauern führt, trotz Landleben, kein Weg. „Wir bewegten uns in der Landschaft, als gehöre sie uns. Sie gehörte uns, solange wir kein Grundstück besaßen.“ (53) Sozial immer irgendwo ‚dazwischen‘, nicht ganz festgelegt – das ermöglicht in bestimmten Grenzen Genuß und Glücksgefühl. Die Beziehung der beiden zur Welt, so reichhaltig sie auf den ersten Blick scheint, erweist sich bei näherem Hinsehen als einschneidend reduziert. Welt ist verfügbar zum schnell kündbaren Genuß für die Durchreisenden, wobei es zunächst so scheint, als sprächen die Reisenden allein

nach ihrer Stimmung die Kündigung aus. Ausgeschlossen bleibt von Anfang an jeder Anspruch auf Handhabung wenigstens einiger Stücke von Welt und erst recht jeder Gedanke an aktives Einwirken auf sie, Veränderung. Aber die Erzählung übermittelt sehr differenziert die immanenten Widersprüche im Weltverhalten der beiden. Das arglose Anschauen der Länder wird einmal beinahe in Frage gestellt: Konfrontiert mit der Armut afrikanischer Stadtbewohner, fragt sich der Erzähler: Was sind wir für die? – und antwortet lässig, hier zählten sie zu den „Leuten mit dem sicheren Geld“. Dann wird, bei aller entwickelten Sensibilität, nicht weiter nachgefragt, die Grenze der Welt, in der man glücklich sein kann, ist erreicht.

Gegen Ende der Erzählung wird dem Autor klar, daß die Bedingungen seines Glücks auch von fremder Seite kündbar sind: Die schönen Orte, die man noch finden will, werden in Wirklichkeit zerstört durch Industrien, Autobahnen, militärische Abriegelung. Weiter berührt ihn das vorerst nicht, er läßt sich durch die Träume und Wünsche seiner Freundin weitertragen. Aber die Erkenntnis der Grenze bleibt doch stehen, und der Traum von den unberührten erlebbar Landschaften bekommt etwas angestrengt Beschwörendes: „Später, später war ein Leben lang möglich ... Es gab noch den Golf von Alaska und den arktischen Ozean.“ (133)

Das Buch, so leicht und überzeugend es die Möglichkeiten des in Freizeit und Freiraum verfügbaren Glücks vorstellt – die Fülle der guten Empfindungen trägt den ganzen Erzählvorgang –, so diskret es die Begrenzungen dieses Glücks mitliefert – wodurch es unverlogen und unsentimental bleibt –, behandelt Begrenztheit und Gefährdung der menschlichen Beziehungen nicht auf gleicher Höhe: Kollegen, Freunde, Nachbarn, Familie kommen schon gar nicht mehr in Betracht für den Bereich des Glücks. Die Verbindung der beiden Personen dieser Geschichte bleibt Ausnahme und scheitert daran.

Wieviel damit dennoch erfaßt und in die literarische Darstellung eingebracht wird, kann ein Vergleich mit der fast gleichzeitig erschienenen „Winterreise“ von Gerhard Roth zeigen. Das Buch gehörte im Frühjahr zu den Spitzentiteln eines großen Verlages und wurde, soweit ich sehe, in den Medien durchaus stärker beachtet als Meckels bei einem mittleren Unternehmen veröffentlichte Erzählung. „Winterreise“ beschreibt die Flucht eines jungen österreichischen Lehrers aus Beruf und ländlichem Milieu ins januar kalte Italien. Entfremdung, Todesahnung, die Fixierung auf blutige Eindrücke sind der Geschichte von Anfang an einprogrammiert, werden auf den Stationen der Reise immer wieder ausgebreitet und bedarfsweise bedeutungsschwer vertieft. Da das Buch nicht nur mit touristischen Ansichten gefüllt werden kann, trifft es sich günstig, daß der Lehrer seine Freundin Anna als schönen und praktischen Gebrauchsgegenstand mit auf die Reise genommen hat, mit welcher Beschäftigung er über eine ganze Reihe von Seiten hinwegkommt. Außerdem sind seine Vorstellungen besetzt von Erinnerungen und Rekonstruktionen der Biografie seines Großvaters, der als umgetriebener Proletarier einen Sinn in sein Dasein zu bringen versuchte. Das wirklich Ärgerliche an diesem Buch sind weniger die gelegentlichen Sprachentgleisungen, als vielmehr die pausenlosen Inszenierungen – Landschaft mit Vulkan, Stadtpaziergang mit Schlachterszenen, Demonstration mit Erschießung usw. – und die Absicht, dem Leser einzureden, Held und Autor bewegten sich ganz ungezwungen in diesen Kulissen. Ich und Welt werden so gut wie völlig zum Verschwinden gebracht,

es bleiben die Theatereffekte. Die konfektionierte Darstellung von Flucht, Einsamkeit und dem malerischen Süden, der Faszination von Eis und Tod könnte fast vergessen machen, daß es bei der „neuen Subjektivität“ um relevante Dinge geht. Im Blickpunkt steht die Ich-Suche nicht mehr ganz junger Helden, ihre Ich-Schwäche und Verunsicherung. Seine Identität zu finden, scheint heute für einen Angehörigen der Mittelschicht schwieriger denn je. Der Mangel an Beherrschbarkeit und Gestaltbarkeit von Welt, der Verlust an sozialer Tradition spielen da eine Rolle, auch der Wunsch, das Eigene in der erfahrbaren Welt, nicht im Jenseits einer höheren Idee zu finden.

In *kontext 2* spricht der Mitherausgeber Gert Mattenklott diese Ich-Schwäche als Kennzeichen einer Übergangssituation an (und rekurriert hier, als Theoretiker, auf die „Sozialismus-Diskussion... vor allem im Umkreis der zugelassenen demokratischen Parteien und Gewerkschaften“, was immer damit konkret gemeint sein mag). Angst vor Identitätsverlust trete ein, „wenn die alte Identität nicht umstandslos und eindeutig durch eine neue ersetzt werden kann“. (23) Im Vorwort des Heftes weisen beide Herausgeber auf das in diesem Band aufgezeichnete Gegenbild einer anderen, festgefühten Identität hin: den kommunistischen Arbeiter, der sich in lebensbedrohender Situation im KZ noch als Teil einer solidarisch handelnden Gemeinschaft beweist. Damit ist, zwar in ziemlicher Entfernung, ein Pflöckchen in die Erde geschlagen, an dem man sich orientieren könnte. Aber alle Fragen für heute bleiben offen, und wir müssen vielleicht sogar aufpassen, daß es uns mit diesem Gegenbild nicht so geht wie landläufig mit den Helden der klassischen bürgerlichen Literatur: Sie werden als verpflichtender Anspruch zwar anerkannt, sind aber viel zu vollkommen, um mit diesem Leben noch etwas zu tun zu haben. Gerade weil ich die marxistische These in der aktuellen Sozialismus-Diskussion – beispielsweise um den DKP-Programmentwurf – für richtig halte, daß die Frage nach der Identität von Angehörigen der Mittelschicht heute nicht mehr ohne Bezug auf das Proletariat, ohne Bestimmung der Position des kleinbürgerlichen Einzelnen zu der gesellschaftlichen Rolle und den historischen Möglichkeiten der Arbeiterklasse beantwortet werden kann, sollte man auf eine genaue Fragestellung für heute nicht verzichten. Dann tun sich gleich neue Schwierigkeiten auf: Klassenbewußtsein – Kernpunkt der Proletarieridentität – ist heute schwer zu erwerben, und es übt als organisierter Machtfaktor viel zu wenig Einfluß auf den Gang der Entwicklung hierzulande aus. Wenn aber das Proletarier-Ich heute seine Identität erst mühselig finden muß, durch viele Anhängigkeiten, Ablenkungen und Ängste hindurch, um wie viel desorientierter muß noch das Kleinbürger-Ich sein, das historisch an seine Seite gehört! Das Bild Mattenklotts vom „Verräter“, der listig in zwei Sprachen spricht, scheint mir für diese Verhältnisse nicht ganz angebracht: List setzt Klarheit voraus, sonst hat man nur einen dramatischen Namen für eine spezifische Unsicherheit und vielleicht auch für Opportunismus gefunden.

Verlassen wir uns vorläufig mehr auf das, was Schriftsteller über dieses Ich ermitteln. Martin Walser, der so oft in Diskussionen auf seiner sozialen Position als Kleinbürger bestanden hat, veröffentlichte in diesem Frühjahr die Novelle „Ein fliehendes Pferd“, vorabgedruckt in der *Frankfurter Allgemeinen* und dort euphorisch gefeiert von seinem früheren Zuchtmeister Reich-Ranicki. Das Mißtrauen gegen solche kulturpoliti-

sche Begleitmusik wird nicht kleiner, wenn man sich erinnert, wie gerade die FAZ Walsers vorhergehende Erzählung „Jenseits der Liebe“ in Grund und Boden kritisiert hatte – mit rein ästhetischen Argumenten, versteht sich – und wie jetzt geradezu penetrant die formalen Vorzüge einer Geschichte gelobt werden, die von der vorherigen so weit nun auch nicht entfernt ist.

Das „Fliehende Pferd“ geht von einer Konstruktion aus: Zwei Männertypen werden für kurze Zeit zusammengeführt, zur vergleichenden und messenden Gegenüberstellung ihrer Rollen als Teil eines Paares, als beruflich etablierte Bürger mit bestimmtem Lebensstil und Erscheinungsbild, schließlich als „Freunde“ – was bei Walser heißt: hinter der Maske der Konvention Mann gegen Mann. Die Konfrontationen bringen genaueren Aufschluß über beide Typen, manchmal sind sie entlarvend, parodistisch genau, von böser Stimmigkeit. Und dennoch wirkt, aufs Ganze gesehen, mancher wirkungsvolle Einfall wie lose angehängt, ausschmückend, was bei einer in Text und Ereignissen sonst sparsamen Novelle leicht den Eindruck von Gewolltheit hervorruft – gerade das Gegenteil dessen, was mit dem Kierkegaard-Motto angestrebt wird. Großes Unbehagen habe ich bei der Auflösung der Geschichte empfunden. Zunächst verblüfft die Konfrontation der Personen durch ihre Spannung: Da sehen sich zwei gleichwertige, wenn auch sehr unterschiedliche, aber in ihrer Repräsentanz für die heutigen Mittelschichten gleich wichtige Typen ins Auge: der traditionelle, in sich gekehrte Lehrer Halm, der Bildungsbürger, der seinen Mangel an Identität immerhin spürt und seine tiefe Tatlosigkeit durch dauerndes Sich-Entziehen zu bewältigen sucht (die Passivität – „Negativität“ – als das Eigene, das er der immer fremder werdenden Umwelt entgegensetzen möchte – eine Idee, die sich wundervoll selbst parodiert) –, und auf der anderen Seite der aggressive, erfolgsstrahlende Medienprofi Buch, der Schnellverwerter mit Spezialwissen, der das Eigene in der perfekt gestylten Fassade seiner öffentlich ausgestellten Existenz sieht und nun Mühe hat, mit seinem Leben dieser Fassade nachzukommen. Solche Grundkonstruktion ermöglicht facettenreiche Erhellungen, deren Wirklichkeitsnähe betroffen macht (wie sehr, kann man gerade in den Kritiken bürgerlicher Blätter nachlesen). Aber geht der Erzähler Walser nicht unter Niveau, wenn er die Geschichte nach einigem Durchprobieren und Kräftemessen mit einer jähen Entlarvungsvolte – wenn auch zu allerletzt nicht ohne ironischen Effekt – zu Ende bringt? Buch als Betrüger, als Versager – so einer ist für den Halm kein Gegner mehr, die Spannung löst sich auf, und Halm steht am Schluß in einer höheren Weise gerechtfertigt, sozusagen gefestigt in seiner Schwäche da. (Die psychologischen Riesenwellen, die die Nebenfigur Helene bei dieser Gelegenheit vorführen muß, verstärken sehr den Eindruck einer mechanistischen Konstruktion der Geschichte). Was aber ist mit den erfolgreichen Buchs, die es ja sehr wohl gibt – ohne sie würde der Medienbetrieb nicht sein, was er ist – und die für einen wie Halm nach wie vor lebensbedrohend sein müssen?

Der unspielerische Ernst, mit dem der Held in „Jenseits der Liebe“ zu einer Identität zu kommen versuchte, scheint mir nachgerade als Merkmal literarischer Qualität, weil er seichte Konfliktlösungen verbot. Hier aber wird ein Stück Konflikt aufgedeckt und gleich wieder beruhigend zugedeckt: Besser als der andere Kaputte bin ich allemal. So viel Einverständnis mit der eigenen Lage wäre vielleicht doch nicht nötig, selbst wenn, wie als Einwand zu erwarten ist, das alles natürlich in seiner ironischen

Gebrochenheit gesehen werden muß. Daß Neigung und Bereitschaft zur Anpassung an übermächtige Verhältnisse zum Erscheinungsbild des hiesigen Kleinbürgers viel eher gehören als die Fähigkeit zum Widerstand, wird niemand bestreiten. Aber mit der fortschreitenden Unsicherheit und Gefährdung der Mittelschichten müßte doch auch die Frage nach dem Widerstand für den einzelnen dringender, unabweisbarer werden. Schließlich geht es, das zeigen auch die literarischen Befunde, nicht um Bedrückungen, mit denen sich ein Leben lang vor sich hin leiden ließe, sondern um die Existenz.

Von daher erscheint es seltsam, daß der Zusammenhang von Identitätsproblematik und lebensnotwendigem Widerstand in den heute geschriebenen Büchern relativ selten miteinander verklammert auftaucht. Peter Weiss hat die Frage kurzerhand durch Umpolung auf die „Wunschautobiografie“ entschieden (wohinter natürlich der jahrelange Prozeß der Auseinandersetzung mit dem Sozialismus steht). Den Entwicklungsromanen aus der Studentenbewegung war diese Fragestellung auch immanent, sie wurde allerdings von den meist jungen Helden ohne viel Federlesens, im Flüge auf die Arbeiterklasse und ihre Partei zu gelöst. Seither scheint sie bei diesen Autoren vergessen.

Um so mehr fällt unter den Neuerscheinungen ein Buch auf, in dem bei viel genauer Beobachtung, im Zorn und Mißtrauen gegen die Umgebung und mit einer zarten Hoffnung auf die eigene Kraft beide Aspekte der Identitätsfrage, Leiden und Widerstand, im Blick sind.

Hannelies Taschhaus „Landfriede“ ist schon rein quantitativ ein größerer Entwurf als die zuvor erwähnten Erzählungen, angelegt als Roman. Schön ist die Fülle des Konkreten in diesem Buch, die leichte und genaue Sprache, mit dem Tonfall der jungen Leute, der komprimierte, aber ruhige Reportagestil der Darstellung, der blasig-symbolische „Beschreibungen“ (wie etwa in „Winterreise“) gar nicht erst aufkommen läßt. Menschen werden sichtbar in ihren Handlungen, Entwicklungen werden spürbar trotz gelegentlicher greller Effekte. – Ein junger Lehrer zieht aufs Land, er ist tüchtig, bringt einigen Veränderungswillen mit, aber auch die Entschlossenheit, beruflich seinen Weg zu machen. Seine Freundin, die ihm relativ selbstverständlich gefolgt ist, muß sehen, wie sie zurechtkommt. Sie erlebt eine feste, nach außen perfekte Ordnung, konservativ, aber nicht bäuerlich traditionell, sondern auf passablem modernen Konsumstandard, erfährt Isolation und Leere dieses verwirklichten Wohnzeitschriftenlebens. Anne versucht in ihrem Beruf – auch sie ist Journalistin – selbstständig weiterzuarbeiten; sie knüpft im Dorf ein paar stille, vielleicht entwicklungsfähige menschliche Beziehungen an.

Die Mehrheit aller Begegnungen jedoch führt nur zu größerer Reserviertheit. Ihr Freund Schrager gibt sich Mühe mit ihr, aber sein Anpassungsprozeß an diese Umgebung verläuft so schnell, daß Anne erst recht allein bleibt. Ihre Hellsichtigkeit äußert sich selten als direkte Kritik, der Leser vollzieht, verläßlich unterrichtet durch ihre Beobachtungen, einschließlich ihrer eigenen Verfassung, die Herausbildung der Überzeugung nach: hier kann sie nicht leben. Die Flucht in den Süden (offenbar gibt es eine staufische Konstante in unserer heutigen Literatur) bildet weder Ausgangspunkt noch Hauptinhalt der Geschichte, sie ist eine Episode. Anne geht aus dem Dorf und von Schrager fort, nachdem sie durch eigene Arbeit ein Stück Boden unter den

Füßen hat. Vielleicht ist ihr Weggang ein bißchen zu glatt, „schöner Aufbruch zu neuen Ufern“. Ich meine das nicht, weil sie Erfolg gehabt hat mit ihrer Arbeit, nicht, weil sie, die sonst im Dorf ziemlich von oben herab Angesehene, bei dem großen Crack der Landschaft gut ankommt und ihm auch noch den vergötterten Sohn ausspannt – aber daß sie vorbehaltlos auf der Seite der Fernschleute steht, die die Provinzler veralbert haben mit ihrem Beitrag über den aufstrebenden Fußballverein und seine ehrgeizigen Manager, das läßt doch die Frage aufkommen, ob sie sich nicht Illusionen macht über das Berufsfeld, in das sie sich hineinbegibt. (Die Provinzler tun ja nichts Unübliches, wenn sie ihren Fußballverein auf eine unternehmerische Grundlage stellen – nur angesichts der durch und durch kommerzialisierten großen Fußballvereine fehlt den Redakteuren durchaus der Sinn fürs Lächerliche). Nun gut, es stehen ihr Auseinandersetzungen auch in diesem Milieu noch bevor, und sie ist dazu nicht schlecht gerüstet. Das Buch läßt mögliche Entwicklungen offen, nachdem es selbst ein Stück Entwicklung gezeigt hat.

Vor allem beeindruckt die Haltung der Heldin zu sich selbst durch ihre uneitle Aufmerksamkeit gegenüber den eigenen Problemen, Gefühlen, Einstellungen, die sie in Konflikt mit der Umgebung bringen. Sie verteidigt ihr richtiges Gefühl, ihre Unabhängigkeit von Anfang an. Und die Selbstverständlichkeit, mit der hier ein Schwacher auf die eigene Kraft baut, muß man in anderen Büchern erst suchen. Da die Konflikte des Ichs einbahnig in die Innerlichkeit abgedrängt werden, kann in wechselseitigen Widersprüchen und Widerständen mit der umgebenden Realität eine Auseinandersetzung geführt, Welt nicht nur bereist, sondern auch erfahren werden. So wächst, bei aller Verletzbarkeit der Person, eine Fähigkeit zum Handeln, die über das Leiden hinausreicht. Und damit wächst auch das Ich.

Vera Botterbusch „Autorentalk“: Leselive

Um endlich von der von vielen Zuschauern als langweilig empfundenen Form herkömmlicher Buch- und Autorenpräsentation wegzukommen, hat das Bayerische Fernsehen einen weit in die Zukunft weisenden Versuch unternommen, das Publikum näher ans literarische Geschehen heranzubringen, also besser ins Bild zu setzen. Die Redaktion des körbiskern hält es für angebracht, den Wortlaut der Anfang dieses Jahres ausgestrahlten Sendung ihren Lesern nicht vorzuenthalten.

(Befrager = B, Autor = A)

- B: Grüß Gott. Schön, daß Sie da sind. Bitte nehmen Sie Platz. Ich denke, wir fangen gleich an. Wir wollen ja ab heute in unserer Sendereihe regelmäßig ein Live-Interview bringen, den sogenannten Autorentalk oder „Leselive“, wie wir es nennen. Sie wissen, verehrte Zuschauer, daß das natürlich ganz andere Risiken mit sich bringt als ein vorher aufgezeichneter Beitrag. Diesbezüglich bitten wir Sie schon jetzt um Ihr Verständnis. Wir hoffen aber auch, daß sich gerade durch das Unvorhersehbare, das Nichtkalkulierbare Ihr Genuß am offenen Frage-und-Antwort-Spiel erhöhen wird. Aber beginnen wir doch, unsere Zeit ist ja natürlich begrenzt. Ich wollte Sie also fragen: Also Sie schreiben Bücher?
- A: Nun, ja.
- B: Ja, aber wie gelingt es Ihnen eigentlich immer wieder...
- A: Ja, wissen Sie, ich mache das ja nun schon seit Jahren. Und da ist es natürlich in gewisser Weise selbstverständlich...
- B: Und gerade das erstaunt mich ja so.
- A: Obwohl man sich das einerseits nie so recht zutraut, und andererseits doch sehr darauf hofft.
- B: Denn das Ganze wirkt ja doch gleichzeitig auch so leichthin, so – wie soll ich sagen – ja, irgendwie wie von selbst...
- A: Erlebt.
- B: Also authentisch.
- A: Darum bemühe ich mich.
- B: Ich verstehe schon.
- A: Ich dachte mir...
- B: Ja, und das Resultat haben wir nun heute vor Augen.
- A: Nun, ich gehöre eben nicht zu jenen Autoren, die eine dünne Idee auf 500 Seiten zugrunderichten oder die ihre Überzeugungen zwischen zwei Buchdeckeln plattpressen.
- B: Und wie gehen Sie da vor?
- A: Ja, ich würde so sagen...
- B: Genau. Obwohl, bei mir hat sich da doch auch ein gewisses Unbehagen eingeschlichen, wenn ich mich mal so ausdrücken darf, wie soll ich sagen: Irgendwie erscheint mir die ganze Sache doch weniger homogen als vielmehr...
- A: Da haben Sie recht, das ist ja mein Problem, wie es überhaupt das Problem in der Literatur ist...
- B: Der Titel ist auch schon symptomatisch, zumindest dann, wenn man ihn pro-

grammatisch versteht.

- A: Das ist doch meine Geschichte, das Doppeldeutige, Doppelbödige. Wenn man zum Beispiel...
- B: Was war Ihnen denn nun wichtig?
- A: Also das sind Fragen, davon verstehe ich zuwenig, damit beschäftige ich mich eigentlich nicht.
- B: Ja, könnten Sie das vielleicht noch ein bißchen differenzieren?
- A: Ich schreibe schon am liebsten über Sachen, die ich auch genau kenne.
- B: Diesen Punkt möchte ich doch noch genauer hinterfragen...
- A: Aber das habe ich, glaube ich, schon angedeutet.
- B: Das ist natürlich einerseits so und doch, also ich weiß nicht, ja, wie soll ich mich ausdrücken...
- A: Das Wichtige ist das Spiel mit den Möglichkeiten.
- B: Also die Realität, und was dahintersteht, strukturieren, um es mal etwas pauschal zu sagen.
- A: Ich habe da keine Wahl.
- B: Heißt das, daß Sie versuchen, die Schichten zu überlagern bzw. abzutragen, auf einer anderen Ebene?
- A: Nun, ich klammere einfach.
- B: Und was transportieren Sie?
- A: Was mir einfällt, also, was halt so kommt.
- B: Das ist in der Tat ein interessanter Aspekt. Darf ich mal einen Satz zitieren?
- A: Diese Passage finde ich schon recht gelungen, weil transparent, hier flossen mir die Bilder von allen Seiten zu. Ich erinnere mich – wenn ich mal diesen kleinen autobiographischen Hintergrund skizzieren darf – ich hatte Schnupfen an diesem Tag und blieb im Bett.
- B: Und so haben Sie das alles aufgefangen. Aber ich möchte doch noch einmal an den Ausgangspunkt unseres Gespräches zurückkehren.
- A: Also ich sehe das so...
- B: Ja, wenn Sie das so sehen, sind Sie dann nicht der Meinung, wie es einer Ihrer Kollegen einmal ausgedrückt hat, der von der Ambivalenz des Schreibens sprach.
- A: Da muß ich passen.
- B: Lassen Sie uns das noch einmal im Zusammenhang betrachten...
- A: Natürlich, das ist eine schwierige Sache...
- B: Das meine ich, beziehungsweise...
- A: Das hängt aber auch schon sehr mit meinen speziellen Erfahrungen zusammen, und dann die Zeit, um sich zu entwickeln. Wissen Sie, das Leben...
- B: Das ist doch wohl diese Ambivalenz, von der Ihr Kollege sprach?
- A: Ich sagte Ihnen ja vorhin schon...
- B: Ich sehe, Sie sind weitergegangen.
- A: Es geht um das Material, ich jongliere. Das ist nicht zuletzt eine Stilfrage.
- B: Und wie lange brauchen Sie nun?
- A: So je nachdem.
- B: Sie springen also ins kalte Wasser, einmal bildlich gesprochen.
- A: Früher machte ich mir einen Plan. Aber jetzt geht das so. Und so geht das jeden Tag. Es gibt natürlich auch Schwierigkeiten.

B: Die Forderungen des Alltags.

A: Man kann sich da auch vollkommen verlieren.

B: Ich denke, wenn man erst einmal in die Klammer einsteigt...

A: Aber dann muß man ja vorher schon durch sein.

B: Wie auch immer.

A: Der Leser schwebt vor mir.

B: Können Sie das bitte im Detail erläutern.

A: Ich lese selber nicht gern...

B: Ach, deshalb sind Ihre Texte so kurz?

A: Früher war ich ja länger.

B: Dafür sind Sie inzwischen größer, wenn ich mir diesen kleinen Scherz gestatten darf.

A: Ich wollte aber noch weiter gehen...

B: Ja, da gibt es ja Leute, die ganz gerne denken beim Lesen...

A: Das ist mir alles ziemlich egal. Wissen Sie, ich als Künstler...

B: Doch nun noch eine persönliche Frage...

A: Ich bin engagiert.

B: Wie bitte?

A: Politisch.

B: Wo bitte?

A: Politisch.

B: Sehen Sie darin Ihre Aufgabe als Schriftsteller?

A: Meine Leser haben ja schließlich gewisse Erwartungen.

B: Aber lassen wir doch die Politik. Ich fasse zusammen...

A: Das ist eben unausweichlich...

B: Und die Zukunft?

A: Ich werde noch weiter gehen.

B: Wie sind Ihre weiteren Pläne? Unsere Sendezeit ist leider abgelaufen. Ich danke Ihnen für das Gespräch. Wir hoffen, verehrte Zuschauer, daß Ihnen unser kleiner Autorentalk einige nützliche Informationen und Anregungen geben konnte, und wir verabschieden uns bis zum nächsten Leselive.

Helder Yureen Ausgeschaltet und entsorgt

Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.
Bertolt Brecht

Offenbar gibt es eine Spezies, die den Namen homo administrans verdient, zu deutsch: Verwaltungsmensch. Nach dem Parkinsonschen Gesetz breitet sich die Art unaufhaltsam aus. Doch nicht überall tritt die betroffene Bevölkerung den expansiven Wesen mit lauter Sympathie entgegen. E. F. Schumacher versucht, die Unstimmigkeiten und Mißverständnisse zwischen Verwaltern und Verwalteten so zu erklären: „Selbst wenn die von einer Bürokratie abgefaßten Vorschriften außergewöhnlich menschenfreundlich sind, möchte niemand von Vorschriften regiert werden, das

heißt von Menschen, deren Antwort auf jede Beschwerde heißt: „Ich habe die Vorschriften nicht gemacht, ich halte mich an sie.“

Deutschlehrer sind Verwaltungsmenschen, denen nachgesagt wird, sie vermöchten es, Grammatik und Lyrik zu verwalten und obendrein, was ungleich bewundernswerter ist, die Qualität des Schülerdeutsch mit dem Lineal der landesüblichen Notenskala von 1 bis 6 zu quantifizieren, deutsch: zu vermessen.

Mein Deutschlehrer hatte die Angewohnheit, pünktlich mit dem Klingelzeichen in die Klasse zu treten und forsch sein auf handlichen Karteikarten festgelegtes Stunden-soll abzuwickeln. Dem stand entgegen, daß immer ein paar Schüler zu langsam schalteten, woraufhin in schöner Regelmäßigkeit Unmut laut wurde in dem Aufruf: „Umschalten!“

Ich will nicht ausschließen, daß unter gewissen Voraussetzungen der unpersönliche Infinitiv auch einmal durch die persönliche Anrede ersetzt wurde: „Schalten Sie um!“ Wo selbst das nicht half, lag wohl ein methodischer Fehler vor. Denn umschalten unterstellte, daß etwas schon oder noch eingeschaltet war. Nicht wenige Schüler bringen es jedoch beachtlich weit in der Fertigkeit, vorübergehend oder gar ein für allemal abzuschalten. Vielleicht hätte der Unterrichtsbeamte besser daran getan, erst einmal „Einschalten!“ anzuordnen, bevor er den nächsten Schalter betätigte.

Daß die pflichtbewußte Lehrkraft schaltete und waltete, als wären wir elektrotechnisches Gerät in Form von Schülermaterial, werden ihr gewiß nur Mimosenartige vorwerfen wollen. Man muß den Unterrichtsauftrag des Lehrkörpers sehen, muß sich vergegenwärtigen, daß jede Unterrichtsstunde von einer elektrischen Klingelanlage exakt ein- und ausgeläutet wird, um zu erfassen, wie zweckdienlich und sachgemäß die Aufforderung an uns Schüler erging. Sie lief, nüchtern funktionell betrachtet, auf eine verbale Wiederholung des verbindlichen und endgültigen Klingelsignals hinaus, einen Appell von bestechender Ausdrucksklarheit, eine Maßnahme, die den Leistungserfordernissen des modernen Schulbetriebs nur gemäß war.

So oder ähnlich dürfte Hildegard Wagner jedenfalls sprachkritische Einwände gegen den pädagogischen Gebrauch besagter Vokabel entkräften. Die Autorin hat in ihrem Buch „Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart“ eine klare Trennungslinie zwischen wissenschaftlicher und wertender Sprachbetrachtung gezogen. Im reinen Dienst an der Sache der deutschen Amtsschreiber der Gegenwart stellt Frau Wagner dieselbe niemals in Frage, sondern erkennt für Recht, was, wie auch immer sachlich bedingt, zweckmäßig und erforderlich ist unter den Bedingungen gegenwärtiger Verwaltung.

Das pädagogische Kommando meines ehemaligen Deutschlehrers paßte sich, wie dargetan, harmonisch ein in die etablierte Schulverwaltung und hatte daher, schlußfolgert man mit Hildegard Wagner, erwiesenermaßen seine Berechtigung.

Als Schüler hatte ich zwar jedesmal ein ungutes Gefühl, wenn es wieder laut „Umschalten!“ hieß, aber inzwischen, linguistisch gewieft, weiß ich und tröste mich noch im nachhinein damit, daß mich seinerzeit lediglich außersprachliche Faktoren hinderten, unmittelbar einzusehen, wie zweckmäßig und angemessen jene unliebsame Vokabel doch eigentlich war.

Also geläutert lese ich den Satz: „Wenn in der gegenwärtigen Sprache der Öffentlichkeit, auch der Verwaltung, eine sachliche, unpersönliche und abstrakte Sprechweise

hervortritt, so kann daraus nicht gefolgert werden, daß die menschliche Person mißachtet und dem Funktionieren des Apparats untergeordnet werde.“

Frau Wagner sprach's, und aus ihrem Munde die Wissenschaft. Dolf Sternbergers aber und Karl Korn's moralistische Zwischenrufe sind unvereinbar mit der wissenschaftlichen Disziplin. Nein, wozu würde das aber auch führen, wenn Deutschlehrer beauftragt wären, ihre Schüler zu belehren über den „Untertanenfall“ nach den Verben mit Präfix „be-“? „Akkusativierung“ klingt dahingegen schon weit wissenschaftlicher und klagt nicht so einseitig an. Am besten aber spricht man natürlich vom soundsovielten deutschen Fall.

Die Aussage eines amtlich geprüften Wissenschaftlers strahlt oft eine ungemeine Beruhigung, ja zuweilen sogar die Heiterkeit des Weisen auf den Zuhörer oder Leser aus. In so gefestigter Verfassung begegnete ich neulich dem heimischen Bildschirm, der wie immer beruhigend zwinkerte.

Der Herr Innenminister berichtete in einer Pressekonferenz über die Ereignisse in Mogadischu. Er sprach ruhig. Doch dann geschah etwas Beunruhigendes. Der Minister gebrauchte ein alltägliches Wort. Die Terroristen an Bord der entführten Luft-hansa-Maschine wurden „ausgeschaltet“. Nicht getötet, nicht lebensgefährlich verletzt, nicht tödlich getroffen, nein, „ausgeschaltet“. Der Mann sprach das Schaltwort dreimal nacheinander in den Strauß der Mikrofone, für jeden Terroristen gesondert, wie es der Hergang an Bord befahl. Ausgeschaltet, ausgeschaltet, ausgeschaltet. Dort stand jemand an den Schalthebeln der Macht und knipste drei Lebenslichter aus, keine großen Leuchten, gewiß, eher Irrlichter. Doch es geht hier nicht um die Frage, unter welchen Umständen oder ob überhaupt Töten erlaubt sei. Das Wort in dieser Situation, das stereotyp wiederholte Wort des Ministers, hat mein Sprachgefühl eingeschaltet. Ist der ausschaltende Minister nicht aus dem gleichen Holz wie mein umschaltender Deutschlehrer? Und hat nicht derselbe Minister vor einiger Zeit nachrichtendienstliche Mittel eingeschaltet, so daß ein unbescholtener Atomphysiker beinahe ausgeschaltet worden wäre? Nicht wahr, Fehlschaltungen ließen sich nicht ganz ausschalten.

Damit ich nicht mißverstanden werde: Nicht das Allerweltswort „um“- bzw. „aus-schalten“ hat es mir angetan. Auf den Kontext kommt es an. Was im technisierten Alltag banal klingt, wird durch die Übertragung in den Verwaltungsbereich zu einer Ungeheuerlichkeit. Anders als der reine Linguist kann ich mich nicht auf die engen Grenzen der Disziplin ausreden, sondern muß der Beunruhigung durch die Worte bis zuletzt nachgehen. Wohin das führt? Die Saussuresche Auffassung vom Systemcharakter der Sprache legt es nahe, Sprache als Subsystem im übergeordneten System der Gesamtkultur zu verstehen. Was sagen denn all die Beteuerungen der Wissenschaftler, die sich vom „Wörterbuch des Unmenschen“ herausgefordert glaubten und in lauter Synonymen wie sachliche Bedingtheit, Zweckmäßigkeit, Angemessenheit, Notwendigkeit und Funktionsfähigkeit die Verwaltungssprache verteidigten, als daß die Struktur der Verwaltungssprache sich nahtlos einfügt in die Struktur der Verwaltung? Dolf Sternberger hat diesen innigen Zusammenhalt gesehen und zu Recht betont: „Immer stehen mit der Sprache die Verhältnisse zur Verhandlung.“

Doch gegen solch entschiedenes, die Hoheitsrechte der zuständigen Sachwalter mißachtendes Querfeldeindenken galt es beizeiten einzuschreiten. Das mehr oder minder

atomistische Beweisverfahren der Sprachkritiker machte es den professionellen Linguisten leicht, anhand einzelner Beispiele zumindest den Eindruck zu erwecken, daß der Sprachkritiker nichts als persönliche Überempfindlichkeit bewiesen habe. Von der Sprachkritik blieb durch die metakritische Reduktion nicht viel mehr übrig als eine Geschmacksfrage mit dem sprichwörtlichen Angebot an Streit.

Heute bleibt den am damaligen Disput beteiligten Sprachwissenschaftlern der umgekehrte Vorwurf nicht erspart, daß sie selbst allzu unempfindlich waren für die gesellschaftlichen Implikationen ihres Tuns und sich wie der Wagner im Faust zu gern dem Pergament zuwandten. Da fühlten sie sich behaglich zu Hause und spürten nicht das Unbehagen an der Kultur, einer Kultur, deren auffälligstes Merkmal der Verwaltungsfortschritt ist. Für Peter von Polenz wahrscheinlich eine Selbstverständlichkeit, zumindest kein hinreichender Grund, nachdenklich zu werden. Im Gegenteil. Auch er rechtfertigt, weil er blind ist für die gigantische Einrollbewegung der Verwaltungen, das zugehörige Amtsdeutsch als zweckentsprechend. Das in diesem Jahr von Frithjof Hager vorgelegte wegweisende Buch „Die Sache der Sprache“ unternimmt endlich einen Versuch, den „Reduktionismus der Linguistik“ zu überwinden.

Noch einmal: Mich beunruhigt nicht, wenn jemand ein Gerät ein- oder ausschaltet bzw. wenn davon die Rede ist. Aber es müßte jeden erschrecken, mit welcher Selbstverständlichkeit die Funktionäre der Verwaltungen Personen ein- und ausschalten, nicht nur in Mogadischu, nicht nur in der Schule, nicht nur in der DDR.

Ein großer Verwaltungsapparat ist nach seiner Herkunft und Bestimmung ein Herrschaftsinstrument. Es tut nichts zur Sache, ob es sich um Staats-, Kirchen- oder Konzernverwaltungen handelt. Abgesehen von den Rückkopplungsschwierigkeiten, ist so ein Apparat tatsächlich unmenschlich, weil sich spätestens im Laborversuch durch Prof. Milgram und im nationalen Großversuch durch die Nazis gezeigt hat, welch eine erdrückende Mehrheit der Angehörigen unserer Kultur autoritätsgläubig ist und auf Befehle reagiert wie eine Maschine auf entsprechende Schaltungen. Demnach gleicht eine funktionstüchtige Verwaltung einer schlagkräftigen Keule, die bereitliegt und geradezu darauf wartet, von einem starken Mann aufgegriffen und zweckmäßig eingesetzt zu werden. Erfahrungsgemäß ist die „Gleichschaltung“ dann nur noch eine Frage konsequenter Zweckmäßigkeit.

Da hilft es wenig, sich auf die Schutz- und Sorgefunktion der Verwaltung zu berufen. Zwar bedeutete das Verb „verwalten“ schon im Mittelhochdeutschen außer „in Gewalt haben“ auch „für etwas sorgen“. Und wenn wir an die Atomtechnologie denken, haben wir ein schönes Beispiel für die unlösbare Verflechtung von Verwaltung und Versorgung in der Gegenwart. Doch die bekannten Maßnahmen der Verwaltung um Brokdorf und Kalkar dürften auch den letzten, arglos am Unschuldsgogma hängenden davon überzeugt haben, wie mißverständlich sich verwalterische Fürsorge äußern kann.

Weil zuletzt durch die Atomverwaltung mit der Tendenz zum Atomstaat die in ihr beschlossene gesellschaftliche Sprengkraft offenkundig geworden ist, weicht der offizielle Sprachgebrauch vom üblichen Kurs der Sorglosigkeit ab und zeigt sich allenthalben von der fürsorglichen Seite. Im Amtsdeutsch steht das Wort „Entsorgung“ dafür. Auch die Sprache will entsorgt werden, wo die Dinge besorgniserregend werden. Anfangs genügte es, von der „friedlichen Nutzung der Atomenergie“ zu reden,

um den Frieden im Lande nicht zu stören. Jetzt hilft nicht einmal mehr das allesverheißende Wort „Entsorgungspark“, um die angesammelten Sorgen der Bevölkerung zu beseitigen. Die größte und gefährlichste Giftgrube aller Zeiten ist und bleibt umstritten.

Ökologisch im Bilde, haben die Umweltschützer das Mistvieh Industrie endlich durchschaut und angeklagt. Die Verwaltung sieht sich gezwungen, Vorsorge zu treffen und fürsorglich aufzutreten. Weil aber das Mistvieh noch lange nicht umweltrein geworden ist, passiert ab und an und hier und da mal ein kleines Malheur wie der im norwegischen Ekofisk. Der tüchtige Wischlappen der Verwaltung bereinigt eilends die zu ernster Sorge Anlaß gebende Situation, vor allem in der Sprache.

Für die kommunale Müllabfuhr haben die guten Gastarbeiter ihre Eignung unter Beweis gestellt. Was lag näher, als auch den Sprachputz von Hilfskräften aus südlichen Zonen besorgen zu lassen? Welcher andere Souffleur hätte dem Nachrichtensprecher wohl sonst die märchenhafte Formel vom „Olteppich auf der Nordsee“ eingeben können? Wie der Olteppich verweist auch der Entsorgungspark eindeutig auf orientalische Fantasiequellen und malt einen neuen Garten Eden an die Wand.

Euphemismen hat es immer schon gegeben. Davon ist hier nicht die Rede. Es geht in den genannten Beispielen um mehr, nämlich um die öffentliche Maßnahme sprachlicher Entsorgung. Im total verwalteten Nazistaat gehörte die Sprachregelung zum zynischen Alltag. Es sei an den Ausdruck „Schutzhäft“ erinnert, der den typisch verwalterischen Zwiespalt aus Fürsorge und Bemächtigung so rein widerspiegelt. Doch auch unsere demokratische Verwaltung hat noch jüngst einen ähnlich diabolischen Bastard zur Welt und unters Volk gebracht: „die reine Bombe“. Und der rechtmäßige Erbe des „Konzentrationslagers“ ist heute das sogenannte „Zwischenlager“, in dem zum Schutz der Gemeinschaft „gefährliche Elemente“ konzentriert werden sollen. Aus der glücklichen Liaison der Verwaltung mit der Kybernetik sind als legitime Sprößlinge die Brüder „Datenschutz“ und „Verfassungsschutz per Datenbank“ hervorgegangen.

Wenn jedoch die Schützlinge der solchermaßen fürsorglichen Verwaltung hierzulande trotz der allüberall verstärkten und ziemlich kostspieligen „Sicherheitskräfte“ nicht nachlassen, sich Sorgen zu machen, so kann das fürwahr nur Ausdruck unverbesserlicher Miesmacherei und querköpfiger Verstocktheit sein, und man hat angesichts dieser Situation Verständnis für die von Herzen kommende Drohung väterlich besorgter Verwalter, daß im Falle fortgesetzter Obstruktion in den achtziger Jahren überall die Lichter ausgehen werden.

Wem ginge bei dieser Drohgebärde nicht endlich ein Licht auf! Die Verwaltung gibt unmißverständlich zu erkennen, daß sie es in der Hand hat, uns alle zu gegebener Zeit auszuschalten.

Henning Müller Vom kalten Krieg in den „offenen Dialog“?

Anmerkungen zur Geschichte Westberliner Theater- und Kulturpolitik

„Ich werde nie mehr zulassen, daß Kommunisten bei uns dirigieren. Man muß überhaupt viel strenger durchgreifen. Ich verlange von jedem Volksschullehrer, daß er gegen den Osten auftritt. Ich werde es auch nicht mehr zulassen, daß Westberliner Künstler noch in Ostberlin arbeiten.“

Der Westberliner Volksbildungs-Senator Tiburtius, 1954¹

„Die geistig-kulturelle Einheit der Deutschen kann am deutlichsten an und in Berlin sichtbar bleiben. Damit, und in einem fruchtbaren kulturellen Wettbewerb mit Ost-Berlin... erwachsen für Berlin (West) zusätzliche kulturpolitische Aufgaben, die weit über die kommunalen Erfordernisse eines zwar anspruchsvollen, aber doch begrenzten Marktes von zwei Millionen Menschen hinausgehen.“

Der Senat von Berlin (West), 1974: Perspektiven der Stadtentwicklung²

Von der Gefahr einer Wiederbelebung des kalten Krieges, der Verketzerung Andersdenkender und dem Versuch, den freien und offenen Streit der Meinungen „durch die staatlich verordnete Ideologie des Antikommunismus zu ersticken“, hat kürzlich der Christ und Pazifist Heinrich Häberlein gesprochen, der als Lehrer unter Berufsverbot steht, weil er kein aktiver Antikommunist ist.³ Historische Parallelen sind nicht zu übersehen: Gut dreißig Jahre zuvor wurde in den Westsektoren Berlins der *Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands* verboten, weil er die Zusammenarbeit und freimütige Diskussion von deutschen Humanisten verschiedenster Weltanschauungen innerhalb seiner Organisation verwirklichte und die damals einsetzende „Marxistentötere“ nicht mitmachte.⁴ Kulturbundmitglieder wurden durch eine Verfügung aus dem öffentlichen Dienst entfernt.⁵

Die Praxis von Berufsverboten und administrativen Maßnahmen gegen die jeweiligen Bündnisse von fortschrittlichen Christen, Demokraten, Humanisten und Marxisten hat Tradition im westlichen Nachkriegsdeutschland. Sie begann spätestens im Jahre 1947, nachdem mit der Truman-Doktrin der kalte Krieg eröffnet worden war und Lucius D. Clay in Berlin zur Hexenjagd auf Kommunisten (und alles, was er dafür hielt) geblasen hatte. Da heute unter neuer Verkleidung bereits wieder das alte Feldzeichen des kalten Krieges hervorzuschauen beginnt, lohnt eine Rückschau auf die Zeiten, als der Westen die Weichen zum kalten Krieg stellte und die politisch-ökonomische wie kulturelle Spaltung Deutschlands einleitete, die heute – heuchlerisch – so sehr beklagt wird.

Der kalte Krieg begann am frühesten und sichtbarsten in der Viersektorenstadt Berlin, die prowestlichen Politikern als „Modellfall“ galt. In dieser Stadt, in der zwei antagonistische Gesellschaftssysteme unmittelbar konfrontiert waren, wurde bereits kurz

nach Kriegsende die seitdem immer stärker werdende Bedeutung des kulturellen Kampfes in der Klassen- und Systemauseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus demonstriert:

Die 1947 im Zuge des sich verschärfenden internationalen Klimas herbeigeführte Spaltung weiter Bereiche des Berliner Kultur- und Theaterlebens war erstes Mittel, offensiver Auftakt und Probefeld für die imperialistische Strategie des kalten Krieges. Der 1947 von antikommunistischen Kräften inszenierte Kampf um das Berliner Theater, die Spaltung der Berliner Volksbühne,⁶ das Kulturbund-Verbot in den Westsektoren Berlins sowie der Aufruf des US-Gastes Melvin J. Lasky vor dem 1. Deutschen Schriftstellerkongress in Berlin, jetzt eine „dritte Front des Kampfes für die kulturelle Freiheit“ gegen die Sowjetunion zu eröffnen⁷ – all dies bereitete auf geistig-kulturellem Feld die im Juni 1948 vom Westen auch ökonomisch und politisch vollzogene Spaltung Berlins mit vor.

Antifaschistische Wandlungsdramatik: „Unerwünscht“

Die historische und kulturpolitische Bedeutung deutschen Nachkriegstheaters wurde nach der Befreiung vom Faschismus darin gesehen, auch mit den Mitteln des Theaters dazu beizutragen, faschistische Ideologie aus den Köpfen des Publikums zu vertreiben. Fortschrittlichen Theaterschaffenden war es nach 1945 im noch ungeteilten Berlin zu verdanken, daß zur Rückgewinnung der einfachsten menschlichen Werte und zur läuternden Katharsis zunächst einmal die Werke einer antifaschistischen Wandlungsdramatik sowie die Werke der deutschen Klassik in den Mittelpunkt des Spielplans rückten; deren Aussage war imstande, „der Humanität, der Menschenwürde, der geistigen und sozialen Freiheit wieder Luft und Licht zu schaffen“.⁸ So war der kämpferische Humanismus von Lessings „Nathan der Weise“ 1945 durchaus geeignet, beim Publikum eine „radikale Absage an den Ungeist der Hitler-Zeit“⁹ hervorzurufen.

Neben Lessings „Nathan“ gehörte auch der dezidierte Antifaschismus, den der aus der Emigration heimgekehrte Friedrich Wolf in seinem „Professor Mamlock“ vorführte, zu einem der nachhaltigsten Theaterindrücke der ersten Berliner Nachkriegszeit. Als dieses 1933 geschriebene und seitdem weltweit gespielte Stück 1946 erstmals einem deutschen Publikum bekannt wurde, hatte es nichts an Aktualität eingebüßt, sondern war durch den Verlauf der deutschen Geschichte grausam bestätigt worden. Den Leidensweg des jüdischen Arztes Mamlock waren später Millionen gegangen. Das Vermächtnis und die Wandlung des zunächst „unpolitischen“ Professors Mamlock, der kurz vor seinem Tode erkennt, „kein größeres Verbrechen gibt es, als nicht kämpfen wollen, wo man kämpfen muß“, zwangen das deutsche Nachkriegspublikum zur inneren Entscheidung über die miterlebte jüngste Vergangenheit: „Das Publikum, das abends im Theater die erschütternde Wandlung Mamlocks erlebte, las am Morgen in der Zeit die Berichte vom Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher. Wahrlich, es bedurfte keiner Darlegung der Aktualität dieses Werkes.“¹⁰

Die größte kulturpolitische Bedeutung der Aufgaben des Nachkriegstheaters lag für Friedrich Wolf im „Willen zu einer nicht bloß formalen, sondern kämpferischen Demokratie“.¹¹ Der antifaschistische und engagiert demokratische Grundgehalt des

„Professor Mamlock“ war der wiedererstarkenden Reaktion allerdings bald wieder ein Dorn im Auge. Im Januar 1946 hatte das Stück seine Berliner Premiere erlebt, bereits am 23. Februar 1946 wurde dem Autor Friedrich Wolf über den Politischen Offizier der US-Control-Commission die Ansicht offizieller Stellen mitgeteilt, „daß Stücke wie Mamlock unerwünscht seien – weil sie nicht optimistisch sind.“¹² Während die westliche Seite mit einer Flut leichter bürgerlicher Unterhaltungsware vom Schlage „Hurra, ein Junge“, „Charleys Tante“ oder „Tante Jutta aus Kalkutta“ und konfektioniertem Hollywood-Humor wie in Holm/Abbotts „Drei Mann auf einem Pferd“ die kleinbürgerliche Sucht nach Vergessen in klingende Münze verwandelte und Stücke zu fördern begann, die eine Flucht vor der bedrückenden Not des Nachkriegsalltags propagierten, war offener Antifaschismus schon wieder unerwünscht. Mit US-Importen wie Wilders „Wir sind noch einmal davongekommen“ wurden gesellschaftliche Erklärungsversuche der „deutschen Misere“ zusätzlich zugunsten einer geschichtsfatalistischen Schicksalhaftigkeit der ewig menschlichen Katastrophe Krieg zurückgedrängt – Wolfs „Professor Mamlock“ hingegen konnte in den Westsektoren Deutschlands schon 1946/47 nur noch gegen die allgemeine Kultur- und Spielplanpolitik, über mit Wolf befreundete Intendanten oder fortschrittliche Organisationen durchgesetzt werden: „Wo die Aufführung nicht verhindert werden konnte, trat die reaktionäre Theaterkritik auf den Plan, um das Drama ästhetisch zu diffamieren oder in seiner politischen Bedeutung zu bagatellisieren.“¹³ Früh wurde die antifaschistische Dramatik auf westdeutschen und Westberliner Bühnen unterdrückt. Statt dessen bot man mit den Stücken vornehmlich der französischen Existenzialisten den von den Nachkriegsergebnissen enttäuschten bürgerlichen Intellektuellen eine Ideologie der „Freiheit des individuellen Entschlusses“ an. Brecht hat damals geringschätzig von den „fäseleien der existentialisten“ gesprochen; in der politischen Entwicklung des Westens hatte die Überschwemmung der Spielpläne mit ahistorischen und individualistischen Modellen der menschlichen Entfremdung allerdings eine wichtige Funktion: Die bürgerlich-apologetische Funktion des Theaters konnte restauriert, für den Großteil des Theaterpublikums die Denkrichtung blockiert werden, „um die gesellschaftlichen Ursachen für den schrecklichen Krieg zu erforschen und zu erkennen, daß nicht ein unabwendbares Schicksal ihre Existenz vorzeitig in die Nachbarschaft des Todes gebracht hat, sondern daß es ganz bestimmte gesellschaftliche Kräfte getan haben.“¹⁴

Kalter Krieg gegen die sozialistische Dramatik

Es entbehrt nicht einer bitteren historischen Ironie, daß im Februar/März 1947 die koordinierten Angriffe der Westberliner Presse, die bis zum Vergleich mit dem gerade überwundenen Faschismus gesteigert wurden, gerade dem Dramatiker Friedrich Wolf galten, dessen leidenschaftlicher Humanismus und konsequenter Antifaschismus durch sein Leben und Werk eindrucksvoll belegbar waren. Der kalte Krieg der Kritiker gegen „Die Matrosen von Cattaro“ und „Cyankali“ richtete sich, nach der Zurückdrängung antifaschistischer Stücke, mittlerweile gegen die sozialistische deutsche Dramatik insgesamt, die vom ideologischen Bannstrahl des Totalitarismus-Vorwurfes getroffen werden sollte.

Die Angriffe galten aber auch der Persönlichkeit Friedrich Wolfs selbst, der durch die genannten beiden Damen und seine berühmte Analyse „Kunst ist Waffe!“ Ende der zwanziger Jahre maßgeblich an der Entstehung und Ausformung der deutschen sozialistischen Dramatik beteiligt war, der damals unter den Arbeitern der bekannteste sozialistische Dramatiker war und der nach 1945 auch als Kulturpolitiker entscheidenden Anteil am antifaschistisch-demokratischen Aufbau des Theaterwesens, des Rundfunks, der DEFA, des „Bundes Deutscher Volksbühnen“ und bei der Gründung des *Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands* hatte.

Westberliner Rezensenten ließen daher bei den Wolf-Dramen endgültig die Maske der Theaterkritik fallen und gingen zur unverblühten politischen Bewertung und zur Diffamierung marxistischer Stückinhalte über. Den vergeblichen Kampf revolutionärer Matrosen um eine bessere Gesellschaft hatte Friedrich Wolf 1930 in den „Matrosen von Cattaro“ gestaltet – der Westberliner *Kurier* erblickte in diesem nach siebzehnjähriger Pause in Berlin wiederaufgeführten Stück undemokratische Tendenzen: „Hier wird vorgeführt, wie abwegig und gefährlich es wäre, demokratisch zu sein, wenn es um eine ‚Sache‘ geht... Nicht jeder Marxist sagt das so geradezu wie Friedrich Wolf.“¹⁵ In diesem Tenor politischer Leitartikel bewegten sich auch die übrigen Kritiken im Westen – bis hin zur demagogischen Frage: „Beunruhigt leiht man sich vom Nachbarn das Theaterglas aus, um festzustellen, ob auf der roten Fahne, die über dem Verdeck des Kriegsschiffes flattert, sich nicht schon ganz heimlich das Hakenkreuz eingenistet hat.“¹⁶

Der Berliner *Tagesspiegel* hatte schon in seiner Cattaro-Kritik Ende Februar 1947 jenen „diktatorischen politischen Stil“ sozialistischer Dramatik kritisiert und in seiner „Widerlegung“ des Marxschen Satzes „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt darauf an, sie zu verändern“ seine Geschichtserfahrungen verkündet, die „heute an die Stelle des revolutionären Aktes, der doch immer seine Reaktion fand, die permanente Revolution setzten, d. h. die Evolution“.¹⁷ Wenig später polemisierte der Mitherausgeber dieser Zeitung, Walther Karsch, auch gegen die „Ausgrabung“ der Problematik des § 218 in Friedrich Wolfs „Cyankali“, das – 1929 uraufgeführt – im Jahre 1947 in die „Mottenkiste des Klassenkampfes“ gehörte. Über Wolfs „Cyankali“ hinaus galt Karschs Polemik auch der zentralen Aufgabe des Theaters nach 1945, die „gesellschaftliche Wahrheit zum dramatischen Erlebnis werden zu lassen“.¹⁸ An „Cyankali“ erweise sich erneut ein Denkfehler marxistischer Theatertheorie, „die ganze Brüchigkeit der Theorie von der ‚gesellschaftlichen Wahrheit‘“.¹⁹

Innerhalb kurzer Zeit vom *Tagesspiegel* zum zweitenmal politisch angegriffen, analysierte Friedrich Wolf Mitte März 1947 unter der Überschrift „Theaterkritik als Maske“ in einem offenen Brief an Walther Karsch, daß es hier gar nicht mehr um Theaterkritik, „sondern um die irreführende Form einer politisierenden Camouflage“ gehe: „Hätte ich ein psychologisierendes oder allegorisches Stück mit dem ‚Recht auf deinen Körper‘ geschrieben und nicht ein Stück aus dem Bereich der Wirklichkeit und jener verruchten ‚gesellschaftlichen Wahrheit‘, Sie wären bestimmt zufriedener gewesen.“

Nach einer eindrucksvollen Widerlegung der politischen „Erkenntnisse“ der *Tagesspiegel*-Rezensenten stellte Wolf derartigen Vertretern der Intelligenz die politisch-moralische Gewissensfrage für die damalige Zeit:

„In Westfalen haben unbekannte Täter wieder jüdische Grabsteine zertrümmert. Die Göttinger Universität hat dem Professor Fritz Lenz, dem Vater der Nazirassenlehre, wieder einen Lehrauftrag für ‚menschliche Erblickkeitslehre‘ erteilt. Und im Rheinland verbieten die Behörden bereits jede öffentliche Diskussion über den § 218. Andernorts wird die Diskussion unter einer literarischen Maske im Sinne der Muckermänner gelenkt. Ist es klar, wohin unter gütiger Mitwirkung einer gewissen geistigen Elite die Fahrt geht? Und wenn es dann wieder einmal soweit ist, glaubt man dann noch einmal und immer wieder die Unschuld vom Lande spielen zu können?“²⁰ Spätestens im April und Mai 1947 bekam der kalte Krieg um das Berliner Theater eine internationale Qualität. Die Truman-Doktrin war inzwischen proklamiert, im beginnenden weltweiten Feldzug gegen den Kommunismus inszenierte die Westberliner Publizistik jetzt auch den ideologischen Kampf gegen sowjetische Dramen: Als in den Westsektoren Berlins bekannt wurde, daß Wolfgang Langhoff am Berliner „Deutschen Theater“ Konstantin Simonows „Die russische Frage“ vorbereitete, setzte ein zwischen amerikanischer Besatzungsmacht und westlicher Lizenzpresse abgestimmter Totalangriff gegen die Politik der Sowjetunion und den Intendanten des „Deutschen Theaters“, Langhoff, ein. Ein für den Westen politisch brisantes Stück war „Die russische Frage“ schon insofern, als es aus sowjetischer Sicht den Wunsch nach friedlicher Koexistenz, die Sicherung des Weltfriedens und den Wunsch nach Fortsetzung der Rooseveltischen Politik der Verständigung zwischen den USA und der UdSSR auf die Bühne brachte. Diese Phase amerikanischer Politik war von Truman bereits zugunsten des kalten Krieges abgebrochen worden, was an der Diskussion um dieses Stück dazu führte, daß Simonows Differenzierung zwischen den zwei Amerikas – dem demokratischen Amerika eines Abraham Lincoln und dem monopolistischen Amerika eines Pressezaren wie Randolph Hearst – von der US-Militäradministration und der Westberliner Presse zu einem antiamerikanischen Affront umgedeutet wurde. Simonows Kritik an Praktiken der amerikanischen Monopolpresse wurde schon Wochen vor der Premiere des Stückes zum Vorwand für die geistige Aufspaltung des Berliner Theaters gemacht und mit Simonow als künstlerischem Vorwand ein Schlag gegen die Sowjetunion und deren Anwesenheit in der damaligen SBZ geführt.

Bereits am 22. April 1947 – zwei Wochen vor der Premiere – hatte der Leiter der Nachrichtenkontrolle der US-Militärregierung, General Robert A. McClure, in einer Westberliner Zeitung äußern lassen, daß „die Aufführung des Stückes für schlechten Geschmack zeugen würde und es weder eine wahre Anschauung der amerikanischen Presse noch der amerikanischen Meinung vermitteln“.²¹ Nach diesem offiziellen Signal aus dem Lager der Besatzungsmacht versuchten westliche Blätter, das Zustandekommen der Premiere mit allen Mitteln zu verhindern: Ihre Herausgeber – meist gar keine Theaterexperten – schrieben antikommunistische Leitartikel über das Stück, Falschmeldungen über Rollenrückgaben durch Ensemblemitglieder wurden lanciert, angebliche Probenabsetzungen gemeldet, Gerüchte ausgestreut, nach denen die Amerikaner schwarze Listen führten mit den Namen derer, die an dieser Aufführung mitwirkten; einem Westberliner Intendanten wurde der „gutgemeinte Ratschlag“ erteilt, seine Premierenkarten demonstrativ an Wolfgang Langhoff zurückzugeben.²² Antikommunismus auch im Bereich des Theaters sollte seit dieser Premiere damit legitimiert werden, daß dieses Stück und seine Aufführung in Berlin – so Friedrich Luft

drei Tage nach der Premiere – angeblich die „geistige Elbelinie direkt und mit dem Anspruch einer unstatthaften Notwendigkeit in diese Stadt verlegt“ habe.²³ In der offiziellen Westberliner Theatergeschichtsschreibung wird seither der „Russischen Frage“ und den Kommunisten die Schuld an der Spaltung des Gesamtberliner Theaters angelastet. Daß man diesen kalten Kritikerkrieg selbst inszenierte und zudem schon drei Monate zuvor mit dem Beschluß gegen Friedrich Wolf begonnen hatte, wird geflissentlich verschwiegen. Schiebt man den antikommunistischen Nebelschleier dieses Mythos beiseite, so zeigt sich, daß es schon Mitte 1947 in Wirklichkeit darum ging, die möglichen Wirkungen sozialistischen Theaters beim Publikum einzudämmen. Man schirmte das westliche Theaterpublikum mit einer Flut spätbürgerlicher Dramatik davon ab, zur Erkenntnis objektiver gesellschaftlicher Lebens Tatsachen und zur wirklichen Vergangenheitsbewältigung vorzudringen. Andererseits bekam das gleiche Berliner Publikum wenig später in Boleslaw Barlows „Schloßpark-Theater“ höchst fragwürdige Verharmlosungen und sogar Glorifizierungen des Nazimilitärs als westliche Form der Vergangenheitsbewältigung angeboten: Als Zuckmayers „Des Teufels General“ zum Kassenschlager Westberliner Nachkriegstheaters aufrückte und der Nazidramatiker W. E. Schäfer in „Die Verschwörung“ die Gestapo als eigentlichen Helden des antifaschistischen Widerstands präsentierte.

Zum Verbot des Kulturbundes in den Westsektoren Berlins 1947

Tiefe Betroffenheit herrschte am 8. Oktober 1947, dem letzten Sitzungstag des 1. Deutschen Schriftstellerkongresses, unter den aus allen Besatzungszonen in Berlin zusammengekommenen Delegierten: Die amerikanische Militärregierung hatte über ihre Nachrichtenagentur DENA das Verbot des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands im amerikanischen Sektor von Berlin bekanntgegeben. Bereits am Tage zuvor waren in das „Parlament der Poeten“ durch angloamerikanische Gäste die Töne des kalten Krieges hineingetragen worden, als der Amerikaner Lasky zum antisowjetischen Kulturkampf aufrief, ein britischer Kongreßgast Freiheit für Neonazis forderte.²⁴ Zwar war der Kongreß, den der Kulturbund mitveranstaltete, dennoch zu einer bewegenden Manifestation des Einigungs- und Erneuerungswillens geworden; mit dem Kulturbund-Verbot war aber dennoch nicht mehr zu übersehen, daß starke gesamtdeutsche Foren der demokratischen und fortschrittlichen Intelligenz den Spaltungsabsichten der Westmächte im Wege standen.

Überwiegend parteilose und religiös gebundene Männer hatten im Juni 1945 in Berlin den Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands gegründet. Zumindest damals noch waren sich auch die Parteien bis hin zur CDU mit dem Kulturbund darin einig, daß es bei der Umgestaltung des deutschen Geisteslebens im Zeichen einer streitbaren Demokratie um die Gewinnung breiter Schichten der künstlerischen, wissenschaftlichen und studentischen Intelligenz gehen mußte, die in ihrer Mehrzahl dem Faschismus gedient hatte. Die im Kulturbund verwirklichte weltanschauliche Bandbreite, die von Kommunisten wie Johannes R. Becher bis hin zu Christdemokraten wie Ernst Lemmer reichte, erlaubte ideologisch kontrovers geführte Diskussionen und machte den Kulturbund zum Sammelbecken der gesamten humanistischen Intelligenz.

Von den Westmächten wurde diese radikaldemokratische Organisation von Anfang an mit Mißtrauen beobachtet, ihr Aufbau in den Westzonen behindert. Bald hatten die Westalliierten erkannt, daß der programmatische Anspruch des Kulturbundes, auch den Ursachen der geschichtlichen Katastrophe des deutschen Volkes auf den Grund zu gehen, eine grundsätzlich antikapitalistische Qualität beinhalten konnte. Als zusätzlich auf dem 1. Bundeskongreß des Kulturbundes im Mai 1947 von Delegierten aus allen Zonen Forderungen nach Erhaltung der nationalen Einheit und einem Friedensvertrag für Deutschland erhoben wurden, lief dies bereits den objektiven Interessen der Westmächte zuwider, einen kapitalistischen westdeutschen Separatstaat zu errichten: Da der Kulturbund mit seinen 120 000 Mitgliedern zur größten und bedeutendsten Kulturorganisation Deutschlands und als starke Einheitsbewegung zum politischen Störfaktor geworden war, beschlossen die Alliierten, ihn administrativ zu liquidieren. Der Verbotsort Berlin war nicht zufällig gewählt. Berlin, das unbestrittene Zentrum demokratischer und fortschrittlicher Kultur, strahlte immer stärker auch auf die westdeutsche Intelligenz aus; hier saß im britischen Sektor auch die Bundesleitung des Kulturbundes. Als am 12. November 1947 auch die britische Militärregierung den Kulturbund in ihrem Sektor von Berlin verbot, forderten rechte SPD-Führer folgerichtig im Sozialdemokrat: „Das Verbot . . . nun auch im englischen Sektor, wird Nachwirkungen auch auf die französische und amerikanische Zone haben. Westdeutschland muß in die Pläne einbezogen werden.“²⁵ In der Tat wurde das Westberliner Kulturbund-Verbot, dem sich bald auch die französische Militärregierung anschloß, „zum Signal für die Behinderung der Kulturbundaktivitäten im gesamten Einflußbereich der drei westlichen Besatzungsmächte“.²⁶ Ende Oktober 1947 verkündete General Clay in Berlin offiziell die „neue Politik“ der USA, den geistigen Propagandafeldzug gegen den Kommunismus. In einem „Marshall-Plan der Ideen“ wurde seitdem gegen Kommunisten und alle fortschrittlichen Kräfte moralisch-ideologisch aufgerüstet. Daß der Widerstand gegen den absehbaren Marsch in den kalten Krieg offenbar bis in die eigenen Reihen reichte, verdeutlichte die damalige Ankündigung des Chefs der amerikanischen Nachrichtenkontrolle, Oberst Textor, „daß alle amerikanischen Beamten aus Berlin entfernt würden, die nicht an die von der Militärregierung vertretenen Prinzipien glaubten“.²⁷ Liberalgesinnte amerikanische Kulturoffiziere wurden abgelöst – wie Benno Frank, verantwortlicher Deputy-Director der Information Control Division für Film-, Theater- und Musikkontrolle in Deutschland, oder John Bitter, der die gleichen Funktionen für den „Berlin-Sektor“ wahrnahm.²⁸

Der verordnete Antikommunismus oder die Disziplinierung eines Intendanten

Der Westberliner Starkritiker Friedrich Luft benannte 1951 unverblümt die politische verbindliche Funktionsbestimmung Westberliner Theater- und Festivalaktivitäten: Jede Theateraufführung müsse hier gleichzeitig „Notwehr und deutlicher Angriff gegen einen politischen Totalitätsanspruch“ sein, um „ein kleines Licht legitimer Theaterkunst in das umliegende Dunkel auszusenden“²⁹ – mit den 1951 initiierten „Berliner Festwochen“ wolle man „in die Zone der kulturellen Verdorrung hinein ausstrahlen“.³⁰ Um die Einwohner der Westsektoren andererseits wirkungsvoll von

den Versuchen sozialistischer Kultur und der Theaterkunst Brechts, Langhoffs oder Felsensteins abzuschirmen, hatte man bereits 1948/49 den Kartenverkauf für Veranstaltungen im Ostsektor Berlins in Westberlin unter Strafe gestellt, ließ Spielplanankündigungen für die Ostberliner Theater von den Westberliner Anschlagssäulen verschwinden und rief – wie der *Tagesspiegel*-Mitherausgeber Erik Reger – schon Ende 1948, mehrfach und in großer Aufmachung, zum vollständigen Boykott aller Medien und Kulturinstitutionen im Ostsektor auf: „Reicht niemandem mehr die Hand, der in jenem SED-Lager der Unzucht steht; ... laßt die vom Ostsowjet annektierten Theater veröden; nennt nicht mehr die Namen der Künstler, die dort spielen – sie seien vergessen; kauft die Ostzeitungen nicht länger; bildet schweigende Kreise der Verachtung um den, der sie an öffentlichen Plätzen liest; hört niemals Radio Berlin ... Meidet die Pest, wie man die Pest eben meidet. Scheuert den Tisch mit Seife ab, auf dem ein Blatt wie die *Tägliche Rundschau* gelegen hat, ...“³¹

Von der „künstlerischen Bastion Westberlin“ hatte Anfang 1950 der damalige Stadtrat für Volksbildung, Walter May (SPD), gesprochen³² – Oberbürgermeister Ernst Reuter war im gleichen Jahr Schirmherr jenes ersten, mit CIA-Geldern finanzierten „Kongresses für kulturelle Freiheit“ gewesen, mit dem der Westen von Berlin aus beabsichtigte, das angebliche „Propagandamonopol zu brechen, das die ‚Friedenspartisanen‘ (gemeint ist der Weltfriedensrat, H. M.) und ähnliche Tarnorganisationen bisher in der Kulturwelt innehatten“.³³ Nach außen waren damals die Weichen darauf eingestellt worden, auch über Kunst und Kultur antikommunistische Befreiungsstrategien zu propagieren – nach innen brachte diese aggressive Kulturpolitik in Westberlin Einschüchterungen, Maßregelungen und die offene politische Disziplinierung in sämtlichen Bereichen des Kunstschaffens mit sich.³⁴

Personifiziert wurde diese Politik des militanten Antikommunismus seit 1951 durch den Westberliner Volksbildungssenator Tiburtius (CDU), der gegen die vermeintliche ideologische „Zweigleisigkeit“ Westberliner Künstler zu Felde zog. Diese unstatthafte „Zweigleisigkeit“ zwischen Ost und West sah Tiburtius u. a. darin, daß Westberliner Sänger und Schauspieler Engagements auch im DDR-Teil der Stadt eingingen – was im übrigen bei der damaligen Arbeitslosenquote von 80 Prozent z. B. unter den Schauspielern wohl vorwiegend materielle Gründe hatte.

Erstes prominentes Opfer einer Senatspolitik der endgültigen Unterbindung gesamtberliner Kultur- und Theaterkontakte und eines zur Herstellung der ideologischen „Eingleisigkeit“ Westberliner Kunstschaffens offiziell verordneten Antikommunismus wurde Boleslaw Barlog, Westberliner Generalintendant der städtischen Schauspielbühnen „Schloßpark-Theater“ und „Schiller-Theater“. An Barlog, der wiederholt für die Einheit Berlins eingetreten war und auch in Publikationen – noch dazu in „östlichen“ – für die in Westberlin nicht mehr erwünschte Zusammenarbeit mit den Theatern im Ostteil der Stadt eingetreten war,³⁵ sollte ein Exempel statuiert werden.

Zwei bis dahin in der Berliner Theatergeschichte einmalige Vorfälle bewiesen, daß die Ausdehnung des antikommunistischen Feindbildes mittlerweile gegen alle kritischen und nonkonformistischen Kräfte Westberlins gerichtet war:

Eine der letzten noch bestehenden Gemeinsamkeiten des gesamtberliner Theaterlebens nutzend, war Boleslaw Barlog als Intendant des neubauten „Schiller-Theaters“ einer üblichen Praxis gefolgt und hatte zur Wiedereröffnung des Theaters auch

seine Intendantenkollegen aus dem DDR-Teil Berlins zur Premiere des „Wilhelm Tell“ eingeladen. Am Premierentag, dem 6. September 1951, erging an Barlog die dienstliche Anordnung des Volksbildungssenators, seine DDR-Kollegen wieder auszuladen – mit dem Hinweis des Senators, daß die Intendanten selbst bei regulärem Kartenkauf keinen Zutritt zur Premiere bekommen würden, notfalls von Aufsichtsorganen des Westberliner Senats aus dem Theater entfernt würden und daß diese Anordnungen ein generelles Verbot für Premierenbesuche durch DDR-Intendanten auch für die Zukunft einschließe. Trotz dieser Brückierung erklärte z. B. Walter Felsenstein, „Herrn Barlog und die anderen Westberliner Theaterleiter weiterhin regelmäßig zu den Premieren der Komischen Oper einzuladen“; Fritz Wisten, damaliger Intendant des „Theaters am Schiffbauerdamm“, bewertete „diese Maßnahme als einen weiteren Beweis dafür, wer wirklich einen Eisernen Vorhang herstellen wolle“.³⁶ Anlaß zur politischen Disziplinierung von Barlog selbst wurde einen Monat später ein zweiter Vorfall: In einem privaten Brief an Boleslaw Barlog hatten nahezu alle Intendanten aus Berlin (DDR) auf die Notwendigkeit gesamtdeutscher Gespräche angesichts des durch die westdeutschen Remilitarisierungspläne bedrohten Friedens hingewiesen und im Sinne des DDR-Volkskammerappells vom 15. September 1951 zu gesamtdeutschen Kulturgesprächen aufgerufen. Über ideologische Gräben hinweg müsse man jetzt für die nationale Einheit Deutschlands und gegen Wiederaufrüstungspläne öffentlich auftreten: „Wir wissen, daß Sie und sehr viele Freunde von Ihnen im Grunde Ihres Herzens aufs tiefste die Entwicklung bedauern, die zur Zerreißung Deutschlands und seiner Hauptstadt geführt hat. Wir wissen, daß Sie mit wachsender Besorgnis dem heraufziehenden Unheil eines neuen Weltkrieges entgegenblicken, das sich in der Wiedererrichtung des deutschen Militarismus und den Wiederaufrüstungsplänen Westdeutschlands ankündigt ... Kann man in diesem Moment noch mit seinem Gewissen vereinbaren, das der Öffentlichkeit nicht zu sagen, was man wirklich denkt?“³⁷

Barlog konnte dies anscheinend. Als der Intendantenbrief vom 22. September 1951 fast einen Monat später in DDR-Zeitungen veröffentlicht wurde, zeigte sich, daß man Boleslaw Barlog offenbar politisch und moralisch überschätzt hatte. Barlog verharnte weiterhin in seiner Trennung zwischen privater und öffentlich geäußelter Meinung. Da er um seine Arbeitsmöglichkeiten an Westberliner Bühnen fürchtete, erklärte er, den Intendantenbrief „nur zur Hälfte gelesen und dann in den Papierkorb geworfen“ zu haben.³⁸

Trotzdem entging Barlog nicht seiner politischen Disziplinierung und der Polemik der Presse. Der *Tagesspiegel* wies Barlog auf die antikommunistischen Aufgaben des Westberliner Theaters hin: „Ob er will oder nicht, seine Arbeit ist ein Teil unseres Abwehrkampfes gegen den Osten. Es wäre schon besser, er wollte.“³⁹ Auf einer von Senator Tiburtius zum „Fall Barlog“ einberufenen Pressekonferenz wurde Barlogs „Vergehen“, den privaten Brief Ende September nicht an den ihm vorgesetzten Volksbildungssenator weitergeleitet zu haben, zu öffentlichen Diskussionen um Barlogs „Haltung im Ost-West-Konflikt“ hochstilisiert.⁴⁰

Wie weit die Verfechter westlicher Freiheitsideale bereit waren, individuelle Freiheitsrechte einzuschränken, wenn dies im antikommunistischen Kampf opportun erschien, zeigten die auf der Pressekonferenz gegen Barlog verfüigten Auflagen:

– Als Vertreter der vorgesetzten Behörde ordnete Senator Tiburtius an, daß Barlog

auch als Privatperson „in Zukunft Briefe dieser Art, auch wenn sie persönlicher Natur sind, dem Volksbildungsamt zur Kenntnis geben“ müsse.⁴¹

– Den Intendanten Barlog zwangen der Senator und die Presse auf dieser Pressekonferenz nicht nur, Einzelheiten über die politische Gesinnung bzw. ideologische „Eingleisigkeit“ einzelner Ensemblemitglieder zu berichten, sondern verlangten, zukünftig auch sicherzustellen, „daß keines der von ihm engagierten Mitglieder der Städtischen Bühnen irgendeine neue Aufgabe im Ostsektor“ übernehmen werde.⁴²

Als Helene Riechers, Mitglied des Barlog-Ensembles und Ehrenmitglied der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger, dennoch gegen die verordnete „Eingleisigkeit“ verstieß und Anfang 1952 auf der Großberliner Konferenz der Kulturschaffenden aufzutreten wagte, die zur Überwindung der kulturellen Spaltung der Stadt u. a. forderte „freie Engagementswahl in ganz Berlin, Wiederaufnahme der ständigen Verbindung aller Berliner Bühnen, um die Koordinierung ihrer Spielpläne anzustreben, gegenseitige Einladungen von Bühnenkünstlern und Musikern zu Veranstaltungen und Proben“, mußte sie ihre Zivilcourage teuer bezahlen. Auf Anweisung von Senator Tiburtius mußte Helene Riechers fristlos aus dem Ensemble des „Schiller-Theaters“ ausscheiden...⁴³

Westberliner Kulturpolitik heute: Auf der Suche nach „neuer Identität“

Fraglos hat das 1972 in Kraft getretene Vierseitige Abkommen über Berlin Möglichkeiten auch der kulturellen Entkrampfung zwischen beiden Teilen der Stadt eröffnet. Westberliner Kulturpolitik will und muß unter den im Vierseitigen Abkommen festgelegten Bedingungen der Entspannung seitdem „Berlin eine neue Identität geben, die gleich stark nach innen und außen wirkt“.⁴⁴ Dabei begreift man sich allerdings nach wie vor als „Hauptstadt“ jener „einheitlichen deutschen Kulturnation“, die man – wie skizziert – in früheren Jahren selbst zerrissen hat: Die Einrichtungen der größtenteils von Bonn bzw. den Ländern der BRD aus finanzierten „Stiftung Preussischer Kulturbesitz“ z. B. erfüllen – so eine Senatsquelle – „heute von Berlin aus überregionale gesamtstaatliche Kulturaufgaben“.⁴⁵ Um für das politische Dogma von der Einheit der Deutschen auch als Kulturnation zu wirken, sollte Westberlin auch Standort des mittlerweile wohl fraglich gewordenen Projekts „Deutsche Nationalstiftung“ werden. Obwohl diesem Wunsch nach gesamtdeutscher Kulturrepräsentanz realistisch denkende Kräfte in der BRD kritisch gegenüberstehen und dem demonstrativen Standort Westberlin sogar wiederholt die westlichen Alliierten widersprochen haben, bestand noch im Februar 1978 Westberlins Regierender Bürgermeister, Dietrich Stobbe, unter dem Druck der CDU darauf, „daß – käme es zur Gründung einer Deutschen Nationalstiftung – Berlin der Sitz sein müsse“.⁴⁶

Der Abschied von der so lange gespielten Rolle Westberlins als „billigste Atombombe“ gegen den Sozialismus und „Pfahl im Fleisch der DDR“ ist auch der offiziellen Kulturpolitik schmerzlich gefallen und hat jenes Schlagwort vom „Identitätsverlust“⁴⁷ mit sich gebracht. Theater und Kultur im Zeichen antikommunistischer Frontstadtspolitik sind heute auch unter dem Druck der demokratischen und fortschrittlichen Kräfte Westberlins einer modifizierten Sicht gewichen, in der sich auch die Niederlage der antikommunistischen Politik des kalten Krieges widerspiegelt. Das Erstarken der

demokratischen Bewegung hat im Theaterbereich dabei durchaus beachtenswerte künstlerische Erfolge mit sich gebracht: Weitgehend an den Interessen der Westberliner Bevölkerung orientiertes Theater, das statt bürgerlich-apologetischer heute fortschrittliche Inhalte vermittelt, wird in der „Schaubühne am Halleschen Ufer“, in der „Zentrifuge“, „Theatermanufaktur“, im „TIK-Theater“, „Zan Pollo Theater“, „Rote Grütze“ und „Birne“ oder in den zahlreichen freien Theatergruppen gespielt – oft genug unter schwierigsten finanziellen Bedingungen und trotz permanenter Angriffe und Behinderungen durch reaktionäre CDU-Kulturpolitiker.

Daß es Westberliner Kulturpolitik dennoch immer noch um ideologische Einbahnstraßen in Richtung Osten geht, zeigte im April 1978 der Abschlußbericht der Arbeitsgruppe „Stadtentwicklung“ an den Landesparteitag der Berliner SPD. Hier wurden – mit Richtung auf die umliegende DDR – überzeugende Beweise dafür gefordert, „zu welcher hohen politischen, sozialökonomischen und kulturellen Leistung eine Gesellschaft freier Menschen in einer friedlichen Welt befähigt ist“ und als Ziel Westberliner Kulturpolitik formuliert, über die Wirkung westlicher Rundfunk- und Fernsehprogramme in den Raum der DDR hinaus „den offenen Dialog nach allen Seiten zu führen und das Bewußtsein der kulturellen Zusammengehörigkeit zu stärken“.⁴⁸

Westberliner Kulturpolitik benutzt daher auch die Produktionen demokratischer Kunst, wenn sie sich davon überregionale Ausstrahlung, kulturelle Reizwirkungen und die Stärkung der Attraktivität der Stadt verspricht. Wie das Beispiel der Leiterin des renommierten Westberliner „Hanns-Eisler-Chores“ – Christina Hoffmann – demonstriert, scheint das aber nicht im Widerspruch zur gleichzeitigen Unterdrückung demokratischer Künstler zu stehen. Einerseits wird dieser „Hanns-Eisler-Chor“ zu den (West-)Berliner Festwochen 1977 vom Senat engagiert und gibt dort einige vielbeachtete Konzerte – andererseits darf die Dirigentin des Chores, eine hochqualifizierte Musikpädagogin, nicht Lehrerin werden, weil u. a. die Leitung genau desselben Chores Anlaß zu „Zweifeln an ihrer Verfassungstreue“ gäbe.

Nach außen wird Weltoffenheit demonstriert, in der antisozialistischen Grundhaltung ist sich die hiesige Kulturpolitik jedoch treu geblieben. So durfte kürzlich zwar der DDR-Regisseur Konrad Wolf, Sohn jenes Friedrich Wolf, an dessen Dramen Westberliner Publizisten den kalten Krieg um das Berliner Theater entfachten, Mitglied der Jury der (West-)Berliner Filmfestspiele sein; der ideologische Kampf geht aber dennoch weiter.

Auf der Berlinale 1977 wurde z. B. der sowjetische Film „Die Erhöhung“ mehrfach ausgezeichnet – u. a. von der Filmkritikerjury –, fand aber bis heute keinen westdeutschen Verleiher. Er wurde einmal im ZDF gezeigt, im Nachtprogramm nach 22 Uhr. „Vor dem Vorhang der Festivals ein freundschaftlicher Händedruck mit Künstlern aus sozialistischen Ländern, während hinter den Kulissen die antikommunistischen Nebelwerfer angeworfen werden.“⁴⁹

Anmerkungen

- ¹ BZ am Abend, 19. 2. 1954.
- ² Der Senat von Berlin (West): Perspektiven der Stadtentwicklung. Westberlin 1974, S. 65.
- ³ Vgl. DVZ Nr. 19, 11. 5. 1978.
- ⁴ Alexander Abusch: Das Exempel Kulturbund (1947). In: Abusch, Kulturelle Probleme des sozialistischen Humanismus, Beiträge zur deutschen Kulturpolitik 1946 bis 1967. Berlin/Weimar 1967, S. 45.
- ⁵ Karl-Heinz Schulmeister: Auf dem Wege zu einer neuen Kultur. Der Kulturbund in den Jahren 1945–1949. Berlin 1977, S. 175.
- ⁶ Zur hier nicht behandelten Spaltung der Berliner Volksbühne vgl.: Heinrich Braulich: Die Volksbühne, Theater und Politik in der deutschen Volksbühnenbewegung. Berlin 1976, S. 173–204; Siegfried Nestripke: Neues Beginnen. Die Geschichte der Freien Volksbühne Berlin 1946 bis 1955. Westberlin 1956; Henning Müller: Theater im Zeichen des kalten Krieges. Untersuchungen zur Theater- und Kulturpolitik in den Westsektoren Berlins 1945–1953. Westberlin 1976, S. 87–116.
- ⁷ Melvin J. Lasky: Kulturelle Freiheit. Rede vor dem 1. Deutschen Schriftstellerkongress. In: Tagesspiegel, 8. 10. 1947.
- ⁸ Falk Harnack: Die Aufgaben des deutschen Theaters in der Gegenwart. München 1946, S. 9f.
- ⁹ Paul Rilla: Das Hohelied der Humanität. In: Berliner Zeitung, 9. 9. 1945.
- ¹⁰ Werner Mittenzwei (und andere): Theater in der Zeitenwende. Zur Geschichte des Dramas und des Schauspieltheaters in der DDR 1945–1968. Band I. Berlin 1972, S. 92.
- ¹¹ Friedrich Wolf: Zeitprobleme des Theaters (1947). In: Wolf, Aufsätze über Theater. Berlin 1957, S. 131.
- ¹² Karl-Heinz Martin: Brief an Friedrich Wolf vom 23. 2. 1946. In: Friedrich-Wolf-Archiv, Lehnitz (DDR).
- ¹³ Mittenzwei: Theater in der Zeitenwende, a. a. O., S. 95.
- ¹⁴ Deutsche Kulturpolitik. Reden von Otto Grotewohl. Dresden 1952, S. 27.
- ¹⁵ Walter Busse: Die beschränkte Mehrzahl. In: Kurier, 20. 2. 1947.
- ¹⁶ Sie. Illustrierte Berliner Wochenzeitung, 2. 3. 1947.
- ¹⁷ Herbert Pfeiffer: Die Matrosen von Cattaro. In: Tagesspiegel, 21. 2. 1947.
- ¹⁸ Fritz Erpenbeck: Zeittheater oder Theater der Zeit? (1946) In: Erpenbeck, Lebendiges Theater. Aufsätze und Kritiken. Berlin 1949, S. 10.
- ¹⁹ Walther Karsch: Friedrich Wolf. „Cyankali“. In: Tagesspiegel, 9. 3. 1947.
- ²⁰ Friedrich Wolf: Theaterkritik als Maske. Offener Brief an Walther Karsch vom 15. 3. 1947. In: Wolf, Aufsätze über Theater, a. a. O., S. 188 ff.; hier: S. 192, S. 195.
- ²¹ Neue Zeitung, Berliner Ausgabe, 22. 4. 1947.
- ²² Vgl. Müller: Theater im Zeichen des kalten Krieges, a. a. O., S. 70 ff.
- ²³ Friedrich Luft: Die russische Frage. In: Neue Zeitung, Berliner Ausgabe, 6. 5. 1947.
- ²⁴ Vgl. Originalprotokoll des 1. Deutschen Schriftstellerkongresses. Berlin 1947, S. 354 u. S. 465.
- ²⁵ Berliner Sozialdemokrat, 13. 11. 1947.
- ²⁶ Peter Schütt: Zum Wirken des DKBD nach 1945. In: Kultur & Gesellschaft, Nr. 11/1976, S. 7.
- ²⁷ Quelle: Tagesspiegel, 29. 10. 1947.
- ²⁸ Vgl. Müller: Theater im Zeichen des kalten Krieges, a. a. O., S. 31.
- ²⁹ Friedrich Luft: Theaterstadt Berlin. In: Offizielles Programm der Berliner Festwochen 1951. Westberlin 1951, S. 26/27.
- ³⁰ Friedrich Luft: Musikkongress auf der Insel. In: Der Monat, Heft 38/1951. Westberlin 1951, S. 187.
- ³¹ Erik Reger: Wofür? In: Tagesspiegel, 5. 12. 1948; vgl. außerdem: Tagesspiegel vom 15. 12. 1948, 18. 12. 1948 u. 22. 12. 1948.
- ³² Tagesspiegel, 28. 3. 1950.
- ³³ Melvin J. Lasky: Die Antwort des Westens. In: Tagesspiegel, 24. 6. 1950.
- ³⁴ So wurden z. B. von der Westberliner Hochschule für bildende Künste damals die Professoren Ehmsen, Seitz, Nerlinger und Grzimek entfernt. Vgl.: Ulrich Roloff: Karl Hofer als Hochschullehrer und Kulturhistoriker. In: Karl Hofer 1878–1955. Ausstellungskatalog, hrsg. von der Staatlichen Kunsthalle Berlin. Westberlin 1978, S. 632.
- ³⁵ Boleslaw Barlog: Theaterstadt Berlin. In: Theater der Welt. Ein Almanach. Hrsg. von Herbert Ihering. Berlin 1949, S. 126.
- ³⁶ Quelle: Der Eiserne Vorhang des Herrn Tiburtius, Tägliche Rundschau, 9. 9. 1951.
- ³⁷ Berliner Intendanten schreiben Boleslaw Barlog. Berlin, 22. 9. 1951; vollständig abgedruckt in: Neues Deutschland, 19. 10. 1951.
- ³⁸ Berliner Anzeiger, 25. 10. 1951.
- ³⁹ Walther Karsch: Notwendige Entscheidungen. In: Tagesspiegel, 25. 10. 1951.
- ⁴⁰ Berliner Anzeiger, a. a. O.
- ⁴¹ Neue Zeitung, Berliner Ausgabe, 26. 10. 1951.
- ⁴² Barlog eingleisig. In: Der Tag, 25. 10. 1951.
- ⁴³ Konferenz der Berliner Kulturschaffenden, 31. 1.–2. 2. 1952. Protokoll und Pressestimmen, hrsg. vom Groß-Berliner-Komitee der Kulturschaffenden. Berlin 1952, S. 53 u. S. 61.
- ⁴⁴ Gerd Löffler: Kulturpolitik in Berlin. In: Blätter der Freien Volksbühne Berlin, 19. Jg./Heft 5. Westberlin 1975, S. 4.
- ⁴⁵ Werner Stein: Zehn Jahre Stiftung Preussischer Kulturbesitz. Hrsg. vom Presse- und Informationsamt des Landes Berlin, VII/6. Westberlin 1972, S. 3.
- ⁴⁶ Abgeordnetenhausitzung vom 9. 2. 1978; zit. nach: Die Welt, Berliner Ausgabe, 10. 2. 1978.
- ⁴⁷ Vgl. hierzu: Herrschende Kulturpolitik auf der Suche nach „neuer Identität“ und die demokratische Alternative. In: Konsequenz, Heft 25/26. Westberlin 1976, S. 3–42.
- ⁴⁸ Anträge zum Landesparteitag der SPD am 29. 4. 1978 = Abschlußbericht der Arbeitsgruppe „Grundprobleme der Stadtentwicklung“. In: Berliner Stimme, 8. 4. 1978; Beilage, S. I/II.
- ⁴⁹ Ralf Franz/Thomas Creelius: Die Festival-Tauben machen keinen Sommer. Notizen zur Kulturpolitik des Senats (II). In: Die Wahrheit, Westberlin, 18. 5. 1978.

Andreas Dress Wer ist ein Verfassungsfeind?

Rede auf dem Unterbezirksparteitag der SPD in Aachen

Vor knapp 200 Jahren, nämlich im Jahre 1784, erschien in der Berlinischen Monatsschrift ein Aufsatz unter dem Titel: „Was ist Aufklärung?“ In diesem Aufsatz heißt es: „Daß der bei weitem größte Teil der Menschen den Schritt zur Mündigkeit, außerdem daß er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich hält, dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht haben und sorgfältig verhüteten, daß diese ruhigen Geschöpfe ja keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie sie einsperren, wagen durften, so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen droht, wenn sie es versuchen, allein zu gehen.“

Zehn Jahre später erhielt der Autor einen Brief auf seiner königlichen Majestät allergnädigsten Spezialbefehl. In diesem Brief heißt es: „Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen: wie Ihr Eure Philosophie zu Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christentums mißbraucht; ... Wir haben uns zu Euch eines Besseren versehen; da Ihr selbst einsehen müsset, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen Unsere Euch sehr wohl bekannte landesväterliche Absichten handelt. Wir verlangen des ehesten Eure gewissenhafteste Verantwortung und gewärtigen Uns von Euch bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin Nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch bei fortgesetzter Renitenz unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt.“

Der Autor des oben zitierten Aufsatzes und Adressat des Briefes war Immanuel Kant, einer der tiefsten und zugleich aufrechtesten Denker der deutschen Philosophiegeschichte.

Wieder etwa 10 Jahre später brachen das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und das preußische Königreich seiner allergnädigsten Majestät unter den Hammer schlägen der vorwärtsdrängenden Geschichte im Gefolge der durch die Französische Revolution in Gang gebrachten Veränderungen jämmerlich zusammen. Zwar versuchte der Feudalismus sich in immer neuen Versionen, aber mit immer den gleichen Mitteln: nämlich Zensur, Verbot und Unterdrückung, gegen sein Ende zu stemmen. Gerettet hat ihn aber weder das Sozialistengesetz noch sein Bündnis mit der Rüstungsindustrie und dem Wirtschaftsimperalismus der aufstrebenden deutschen Konzerne, noch seine Aussöhnung mit den wohlgestellten Bürgern unseres Landes, die ihre Söhne Otto und Wilhelm nannten. Wohl aber hat die Bereitwilligkeit zu solchem Bündnis und zu solcher Aussöhnung bis hin zu dem Spruch: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“, und der Bewilligung der Kriegskredite durch die deutsche Sozialdemokratie gegen die Stimmen weniger Warner dem preußischen Militarismus und Feudalismus eine scheinbare innenpolitische Stabilität gegeben und ihn dadurch zu jenen Abenteuern ermutigt und ermuntert, die in unserem

Land und in unseren Nachbarländern zu unsäglichem Leid und Katastrophen globalen Ausmaßes geführt haben.

Und heute: Gewiß, Feudalismus und Faschismus sind überwunden. In Bund und Land regiert eine sozialliberale Koalition. Aber, Genossen: „Mehr Demokratie wagen“ – was ist von diesem Motto geblieben?

Vergleichen wir den an Immanuel Kant gerichteten Brief des morschen Königreiches Preußen mit dem Brief, den das Fernmeldeamt Mainz auf Anweisung des Bundesministers für das Post- und Fernmeldewesen dem Arbeiter Hans Friedrich Rauch schrieb. Hier heißt es:

„Betreff: Arbeitsvertragswidriges Verhalten / Sehr geehrter Herr Rauch! Nach dem bisherigen Erkenntnisstand haben Sie sich aktiv für die DKP betätigt. ... Ein solches Verhalten ... verstößt gegen die Ihnen arbeitsvertraglich obliegenden Pflichten. In § 2 Abs. 1 der Arbeitsordnung ... ist festgelegt: „Der Arbeiter hat sich so zu verhalten, wie es von Angehörigen des öffentlichen Dienstes erwartet wird. Er muß sich durch sein gesamtes Verhalten zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung im Sinne des Grundgesetzes bekennen.“ ... Außerdem steht die bekannt gewordene aktive politische Betätigung für die DKP im Widerspruch zu dem von Ihnen bei der Begründung Ihres Arbeitsverhältnisses entsprechend § 1 der Arbeitsordnung abgelegten Gelöbnis; dieses lautet: „Ich gelobe: Ich werde meine Dienstobliegenheiten gewissenhaft erfüllen und das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland sowie die Gesetze wahren.“

Wir fordern Sie auf, bis zum 12. 05. 1978 schriftlich zu erklären, ob Sie bereit sind, sich künftig gemäß Ihren vorstehend genannten arbeitsvertraglichen Pflichten und in Übereinstimmung mit dem von Ihnen abgegebenen Gelöbnis zu verhalten und daher künftig nicht mehr für die DKP aktiv tätig zu sein. Bei Ablehnung oder Nichtabgabe einer positiven Erklärung im vorstehenden Sinne haben Sie mit der Lösung Ihres Arbeitsverhältnisses zu rechnen, da dies als eine Absicht dahingehend verstanden werden muß, daß Sie sich auch künftig arbeitsvertrags- und gelöbniswidrig verhalten werden.“

Wie hieß es doch bei Kant: „Wir verlangen des ehsten Eure gewissenhafteste Verantwortung und gewärtigen Uns von Euch bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin Nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unsere landesväterlichen Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch bei fortgesetzter Renitenz unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt.“

Dasselbe Muster also. Im jeweils zeitgenössischen Gewand – damals barock und gewunden, heute trockenes Juristendeutsch – dieselbe Kanzleisprache. Wie schrieb Gustav Freytag in seinen 1867 erschienen „Bildern aus dem Mittelalter“: „Das erste Wort in deutscher Sprache, welches uns aufgezeichnet ist, wurde etwa um 200 v. Chr. aus Gallien nach Rom getragen. Es war das altgermanische Wort für Beamter, und bezeichnete ein den Römern fremdes Treueverhältnis des Dienenden zu seinem Herrn. Der Sinn, welchen der Deutsche mit diesem Wort verbunden hat, ist bis zur Gegenwart bedeutsam für sein Gemüth und für seine Geschichte gewesen.“

Gustav Freytag bezieht sich hier auf die Sprachforschungen Jakob Grimms, der heute vornehmlich durch die von ihm und seinem Bruder Wilhelm gesammelten „Kinder-

und Hausmärchen“ bekannt ist. Er mag bei seiner Bemerkung auch an das Schicksal der Brüder Grimm und ihrer Freunde, der sogenannten „Göttinger Sieben“ gedacht haben: daß diese sieben Göttinger Professoren sich öffentlich zu der von ihrem „Herrn“, dem König Ernst August von Hannover, in einem Willkürakt abgeschafften Verfassung bekannten, wurde von diesem als eine Verletzung eben jenes „den Römern fremden Treueverhältnisses des Dienenden zu seinem Herrn“ mit Amtsenthebung und Landesverweis geahndet.

Insofern müssen wir auch festhalten, daß die im Grundgesetz, Art. 33, geforderte Berücksichtigung der „hergebrachten Grundsätze des Berufsbeamtentums“ nur im Rahmen eben dieses Grundgesetzes zu geschehen hat. Das Grundgesetz darf nicht anhand dieser „hergebrachten Grundsätze“ korrigiert werden: Es müssen diese Grundsätze aus feudalistischer und vorfeudalistischer, zum Teil aber auch aus faschistischer Zeit anhand der im Grundgesetz niedergelegten demokratischen Grundrechte korrigiert werden.

Die Umkehrung führt zu einer verfassungswidrigen Praxis, die, wie der Brief an Hans Erich Rauch zeigt, in der schlechtesten Tradition der „hergebrachten Grundsätze des Berufsbeamtentums“ steht, in der Tradition der Immanuel Kant angedrohten „unfehlbar unangenehmen Verfügung“ und der Entlassung der Göttinger Sieben.

Oder ist der Brief an Hans Erich Rauch nur ein Einzelfall, eine einmalige Entgleisung des Bundespostministeriums? Schön wär's, Genossen, aber der oben zitierte Brief ordnet sich nahtlos in den bundesdeutschen Berufsverbotsalltag ein. Da sind seit 1972 etwa 4000 Berufsverbotsmaßnahmen, von Anhörungen und verzögerten Einstellungen über die Einstellungsverweigerung bis hin zur fristlosen Entlassung aus dem öffentlichen Dienst. Da sind Millionen Anfragen. Und da sind parallele Maßnahmen aller Art in den privaten Betrieben. Alles im gleichen selbstgerechten Kanzleideutsch unserer Behörden, denen es um alles in der Welt nicht in den Kopf will, daß Kritik, auch radikale Kritik, an unserer Verfassungswirklichkeit, an Behörden, Ministern und Regierung – vor allem aber Kritik an unserer Wirtschaftsordnung – legal sein kann. Was also begründet in den Augen unserer Behörden Zweifel an der künftigen Verfassungstreue? Die schönsten Blüten der Überprüfungspraxis treibt, wer hätte das anders erwartet, natürlich unser Bundesland Bayern. So wurde der Genosse Klaus Pilhofer nach den Motiven für seinen Gewerkschaftseintritt gefragt, ob er eingetreten sei, weil das so üblich war, oder weil er sich von der IG Metall Lohn erhöhungen versprach, oder ob es nicht politische Gründe waren, die ihn zum Gewerkschaftsbeitritt veranlaßten, ob die gewerkschaftlichen Forderungen nach seinem Verständnis etwas mit dem Begriff der Ausbeutung der Lohnabhängigen zu tun hätten, oder mit der Verbesserung der allgemeinen Lage der Arbeiter; warum den Lohnabhängigen geholfen werden müsse und was mit ihnen zu geschehen habe; ob er in der Gewerkschaft aktiv gewesen sei.

Und der Pazifist Manfred Lehner wurde gefragt: „Sind Sie heute noch aktiv für die DFG/VK?“ – „Ist die BRD ein imperialistischer Staat?“ – „Was verstehen Sie denn unter einer Änderung der bestehenden Herrschaftsverhältnisse?“ – Und auf die Antwort: „Ich möchte hier zum Beispiel die Mitbestimmungsrechte für Arbeitnehmer in den Betrieben ansprechen“ heißt es: „Damit können wir nicht konform gehen.“ – Und weiter: „Mir läuft es bei dem Begriff ‚Marxismus‘ eiskalt den Rücken runter. Was wissen Sie eigentlich über den Marxismus?“ – und schließlich: „Darf ich Sie nach

dem Thema Ihrer Zulassungsarbeit fragen? Wir haben ein Recht, darüber Bescheid zu wissen. Es hat schließlich Fälle gegeben, wo sich Bewerber in den Zulassungsarbeiten lupenrein für den Kommunismus ausgesprochen haben.“

Und in anderen Anhörungen heißt es: „Was verstehen Sie unter Demokratisierung?“ – „Gehört Ihrer Meinung nach zur Gestaltung der Demokratie auch Sozialisierung?“ – Und in Regensburg stellt der Vertreter des Landes Bayern in einem Prozeß fest, der Betroffene vertrete Positionen, wie sie auch in der Veröffentlichung „Gewerkschaftsstaat oder Unternehmerstaat?“ des (gewerkschaftseigenen) WSI zum Ausdruck kämen. Es gelte jetzt, dem Sympathisantenumfeld der Gewerkschaften einen Schuß vor den Bug zu setzen. Das Gericht schließt sich am Ende der Auffassung des Landes Bayern in seiner Entscheidung an.

Aber auch unser eigenes Bundesland zieht mit. So wurde die Bielefelder Lehrerin Dorothea Lewe-Köster gefragt: „Gibt es irgendwelche Beziehungen persönlicher Art zur DKP oder zu Mitgliedern der DKP?“ – Und dem Bielefelder Mathematiker Horst-Eckart Gross, dem jetzt von Niedersachsen seine Tätigkeit für die Deutsch-Kubanische Freundschaftsgesellschaft vorgeworfen wird, wurde bereits vor Jahresfrist vom Kanzler der Universität Bielefeld eröffnet: „Sie haben nur ein Leben, und Sie müssen sich entscheiden, ob Sie wissenschaftlich oder politisch weiterarbeiten wollen.“ – Hildegard Proft aus Bonn wird gefragt: „Haben Sie schon Schriften von Marx und Lenin gelesen?“

Der Landesvorsitzenden der AjLE (Arbeitsgemeinschaft junger Lehrer und Erzieher), Bärbel Mang, wird neben der Nähe zur DKP auch die Teilnahme an einem Autokorso gegen die Ölpreiserhöhung vorgeworfen. Mangelnder Antikommunismus zeige sich darin, daß sie in den Zielen der DKP keinen Widerspruch zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung zu erkennen vermag. Da verfängt auch nicht der Hinweis, daß sie eine Änderung der herrschenden Verhältnisse nur aufgrund demokratischer Mehrheitsentscheidungen anstrebt, denn – so wörtlich –: „Eine Änderung der herrschenden Verhältnisse mittels demokratischer Wahlen beabsichtigt auch die DKP!“ – womit dann auch der von uns Sozialdemokraten angestrebte „demokratische Sozialismus“ in den Augen des Regierungspräsidenten Arnsberg verfassungsfeindlich sein müßte, nur weil auch wir, wie er der DKP anlastet, mittels demokratischer Wahlen doch wohl eine Änderung der herrschenden Verhältnisse anstreben. Und um die Entscheidung unanfechtbar zu machen, heißt es zum Schluß: „Abschließend darf ich darauf hinweisen, daß die Behörde sich ein prognostisches Urteil über Ihre Mandantin hat bilden müssen, das – abgesehen davon, daß es als Beurteilungsentcheidung im wesentlichen nicht überprüfbar ist – die Entscheidung trägt...“

Gewiß konsequent, wenn denn „prognostische Urteile“ zur Entscheidungsgrundlage gemacht werden, aber eben darum ein um so beredteres Zeugnis dafür, daß das Verfahren in seiner ganzen Anlage mit den grundlegenden Prinzipien eines Rechtsstaates nicht vereinbar ist. –

Und immer wieder werden in NRW nach der Dokumentation der AjLE Zweifel begründet mit

- Anwesenheit in einer DKP-Versammlung
- Herausgabe von Flugblättern, etwa zur Ratifizierung des Moskauer Vertrages und (1971) zum internationalen Solidaritätstag mit den Völkern Indochinas
- Verweigerung der Beantwortung der Frage nach Mitgliedschaft in der DKP

- Betreuung einer Ferienfahrt von Kindern in die DDR
- Teilnahme an einer Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing zum Thema „Ende der Revolte oder Engagement in der Demokratie“
- Abonnement der UZ

Kernpunkt ist allerdings in NRW in wohl über 90 Prozent aller Fälle die vermutete Mitgliedschaft in der oder Nähe zur DKP. Wer sich nicht klar von der DKP distanziert, erhält dann etwa Ablehnungsbegründungen wie Monika Ernst aus Münster. Da heißt es: „Die... von Ihnen erklärte Verfassungstreue steht... im Widerspruch mit der durch Ihre Mitgliedschaft bei der DKP ersichtlichen Identifikation mit den politischen Zielen dieser Partei. Auch soweit Ihre Erklärungen unter den gegebenen Umständen als glaubwürdig erachtet werden können, kann bei der dann erkennbaren Fehlinterpretation des Grundgesetzes nicht davon ausgegangen werden, daß die Gewähr für die gesetzlich geforderte Verfassungstreue bei Ihnen gegeben ist.“

Und nachdem das Gericht die Ablehnung als rechtswidrig zurückweist und eine umfassende Würdigung der Gesamtpersönlichkeit fordert, geht das Land NRW in Berufung. Kernpunkt der Berufungsschrift ist:

„Die programmatischen politischen Zielsetzungen der DKP sind materiell verfassungsfeindlich. Die DKP ist somit eine materiell verfassungsfeindliche Partei. Die programmatischen Zielsetzungen der DKP und die Grundsätze der freiheitlich-demokratischen Grundordnung sind objektiv unvereinbar.“

Was sind nun diese „materiell verfassungsfeindlichen“ Ziele der DKP? Auch darüber können wir aus den Schriftsätzen des Landes und seiner Behörden allerlei lernen. So heißt es etwa im Ablehnungsschreiben, das der Rektor der Universität Münster dem Soziologen Dr. Peter Marwedel sandte: Der mit dem Ziel, die Gesellschaftsstruktur rationaler zu gestalten, motivierte Beitritt zur DKP gibt zu erkennen, daß er die politischen Ziele der DKP bejahe. Und: „Ihre Auffassung, daß der politische Willensbildungsprozeß nicht im Sinne einer ‚Bevormundung‘, sondern im Sinne von Emazipation durch Aufklärung vonstatten gehen solle, entspricht der Auffassung der DKP.“ – Und schließlich geht der Rektor so weit, mit der ebenfalls von der DKP vertretenen Argumentation, die arbeitende Bevölkerung sei die Mehrheit der Bevölkerung und müsse deswegen auch über ihr Schicksal entscheiden, stelle sich der Betroffene gegen die Gewährleistung einer freiheitlichen Demokratie.

Das also ist alles in unserem Lande, in NRW, verfassungsfeindlich: „Änderung der herrschenden Verhältnisse durch demokratische Wahlen“, „rationale Gestaltung der Gesellschaftsstruktur“, „Emanzipation durch Aufklärung statt ‚Bevormundung‘“, „Eintreten für das Recht der arbeitenden Bevölkerung als der Mehrheit der Bevölkerung, über ihr Schicksal selbst zu entscheiden“.

Genossinnen und Genossen: Es ist also höchste, allerhöchste Zeit zu der von Brandt und Bahr angekündigten Umkehr. Höchste Zeit, der Verwahrlosung des politischen und juristischen Denkens in unseren Behörden und Gerichten endlich Einhalt zu gebieten. Dazu reicht es nicht, den Radikalerlaß als einen Irrtum zu bedauern; nur der gemeinsame aktive Kampf aller, denen die Sache der Demokratie, denen Freiheit und Recht in unserem Lande am Herzen liegen, in jedem einzelnen Fall und gegen jede Form der Grundrechtsverletzung durch Berufsverbote, wird verhindern können, daß die Berufsverbote von heute zum Faschismus von morgen und zum dritten Weltkrieg von übermorgen werden. Darum: Freiheit im Beruf! Demokratie im Betrieb! Weg mit den Berufsverboten!

Friedrich Hitzer

„Insel des Verstehens im Ozean von Feindschaft“

Im Frühjahr 1977 veröffentlichte Alfred Andersch einen Band mit Reportagen und Aufsätzen (detebe I/XIII, Diogenes Verlag, Zürich), dem er den Titel seines Essays an Konstantin Simonow gab („Öffentlicher Brief an einen sowjetischen Schriftsteller, das Überholte betreffend“). Das internationale Echo auf diesen offenen Brief war groß. Zeitungen mit hoher Auflage publizierten den Andersch-Brief, es folgten für ein Taschenbuch ungewöhnlich lange Kommentare und Rezensionen, darunter eine Besprechung von Heinrich Böll, die mit den Sätzen schließt: „Der deutsche Doppel-Reflex-Komplex auf die sowjetische Literatur wird nur langsam zu heilen sein – ich fürchte, nicht durch den sowjetischen Schriftstellerverband. Auf Simonows Antwort an Andersch darf man wirklich gespannt sein.“ (*Die Zeit* vom 1. 4. 1977)

Ohne Zweifel war damit klar, daß die Leser, die in der *Zeit* den (ohne Einverständnis des Verfassers gekürzten) Brief von Andersch an Simonow lesen konnten, ein Recht auf die Antwort hatten, zumal sie ja auch durch Bölls Meinung zu zusätzlicher Neugierde angeregt wurden.

Doch dieses Recht auf Öffentlichkeit für Konstantin Simonow konnte erst acht Monate später durchgesetzt werden, schien zeitweise sogar überhaupt in Frage gestellt zu sein.

Während die angesehene Schweizer Zeitung *Tagesanzeiger* anstandslos der Bedingung Simonows für eine ungekürzte Veröffentlichung der Antwort an Andersch entsprach, wollte jedoch Fritz J. Raddatz Simonows Brief „amputieren“ – aus Gründen, die ich in meinen Briefen an Raddatz ausführlich darlegte.

Der Schweizer Redakteur Hugo Leber hatte in seinem Vorspann („Ein Brief aus Rußland“) die Leser darauf aufmerksam gemacht, warum er Simonows Forderung nach einem vollständigen Abdruck des Briefes begreife: „Simonow begründet damit nicht nur seine Offenheit, von der er ausgehen will, sondern auch die eigene Haltung und die Form des Briefes. Er stellt seine Entwicklung dar, und die hat zu tun mit seinen Eltern, wie sie auf ihre Zeit reagierten und wie er, der spätere Schriftsteller, Zeit aufgenommen hat und zum Schriftsteller geworden ist. Das anscheinend so Nebensächliche privater Mitteilung schafft die Voraussetzungen, daß ein Versuch, ihn, den russischen Intellektuellen, zu verstehen, einigermaßen gelingen kann. Wenn Andersch konkret zu Boris Pasternak Fragen stellt und ihm Simonow nun dazu antwortet, so ist die Urteilsfindung, ob man sie billigt oder nicht, nachzuvollziehen.“ (*Tagesanzeiger Magazin*, 18. 6. 1977)

Als Konstantin Simonow, den ich über die Schwierigkeiten mit der *Zeit* auf dem laufenden hielt, die Veröffentlichung seines offenen Briefes im „*Tagesanzeiger Magazin*“ erhielt, schrieb er mir: „Mit Befriedigung möchte ich feststellen, daß mein ‚Offener Brief‘ vollständig und ohne jede Kürzungen erschien, und die hohe Qualität der Übersetzung in die deutsche Sprache erwähnen – was mir meine Freunde in Moskau bestätigten, die fließend deutsch beherrschen, und die Tatsache, daß im redaktionellen Vorwort offenkundig das Bestreben zum Ausdruck kommt, meine Position als Autor loyal und objektiv zu betrachten.“

Mir scheint, daß diese Publikation ein Beispiel für die intelligente und gewissenhafte Einstellung zur Sache darstellt, ohne die es schlicht und einfach mühsam wäre, Dialoge und Diskussionen zwischen Schriftstellern unseres Landes und Schriftstellern im Westen zu führen, zu versuchen, in diesen Dialogen und Diskussionen das eine oder andere Maß an gegenseitigem Wissen und Verstehen zu erreichen.“ (Brief vom 14. 7. 1977)

Wie wenig Objektivität und Loyalität sowjetische Autoren mit westdeutschen Redakteuren bürgerlicher Medien und Verlage zu erwarten haben, hat Simonow schon mehrfach erlebt.

Ich erinnere an dieser Stelle an einen Vorgang, der sich 1973 abspielte, und der symptomatisch für eine weitverbreitete, von wenigen jedoch zu überprüfende Machart der Fälschung und der Demagogie ist.

Springers *Die Welt* hatte am 24. Januar 1973 folgende Notiz veröffentlicht:

Ein Film des Konstantin Simonow

Kopenhagen, 23. Januar (SAD)

Konstantin Simonow, sowjetischer Journalist, fiel zum ersten Male auf, als er 1944 als Kriegsberichterstatter über die Invasion der Alliierten in der Normandie berichtete. Westliche Kollegen sprachen damals von „Simonows Märchen“.

Vor kurzem ist Journalist Simonow im Westen wieder aufgefallen. Er ist Autor eines pronordvietnamesischen Filmes des Zentralstudios für dokumentarische Filme in Moskau.

Eine der Szenen des Films („Keine Sorge ist uns fremd“) zeigt einen kleinen nackten Jungen, der mutterseelenallein zwischen Eisenbahnschienen sitzt. Der sowjetrussische Text dazu: „Ein kleiner Nordvietnamese, dessen Eltern von den grausamen US-Piloten ermordet wurden.“

Moskau unterschätzte das Gedächtnis einiger Dänen, die den Film kürzlich in Kopenhagen sahen. Sie erinnerten sich, genau dieses Bild schon in der Grimmburgschen Weltgeschichte, Band 16, Seite 20, gesehen zu haben. Dort heißt die Bildunterschrift: „Ein elternloses chinesisches Kind im Jahre 1937 nach einem Luftangriff durch die Japaner.“

Die Leserschrift des betroffenen Autors, die in der *Literaturnaja gaseta* vom 3. Februar 1977 erschien, wurde nicht nur von der *Welt* unterschlagen: Nicht ein einziger Korrespondent der in Moskau akkreditierten bürgerlichen Zeitungen, auch keiner ihrer heimischen „Sowjetspezialisten“, die – das geht aus der allgemeinen publizistischen Praxis dieser Spezialisten hervor – die *Literaturnaja gaseta* sehr aufmerksam nach Skandalen absuchen, machte die westdeutsche Öffentlichkeit auf die Diffamierung und Fälschung aufmerksam. Hier der Wortlaut der Replik Simonows auf die *Welt*-Notiz:

Erwiderung an die Redaktion Die Welt

Haß macht blind. Zum wiederholten Mal fiel mir das ein, als ich die Notiz in der Zeitung Die Welt über meinen Film „Fremdes Leid gibt es nicht“ las.

Ja, es ist völlig richtig, ein Bild meines Films „zeigt einen kleinen nackten Jungen, der mutterseelenallein zwischen Eisenbahnschienen sitzt“.

Nur lautet mein „sowjetrussischer Text“, der das Bild begleitet, ganz anders, als mir Die Welt zugeschrieben hat: nicht „Ein kleiner Nordvietnamese, dessen Eltern von den grausamen US-Piloten ermordet wurden“, sondern „Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, als japanische Samurai die Kinder Chinas bombardierten“.

Zweiundzwanzig Jahre alt war ich 1937, und genau über diese Zeit, als japanische Piloten Schanghai bombardierten, sind meine Worte gesprochen, die ebendieses Bild meines Films über Vietnam begleiteten.

Ich gestehe, daß ich nicht den sechzehnten Band der Grimmburgschen „Weltgeschichte“ gesehen habe, dafür sah ich aber die Illustrierte *Life* vom 17. Dezember 1971, in der genau dieses Bild meines Film abgedruckt wurde, das Foto des „Kleinen nackten Jungen“ mit der Bildunterschrift: „Ein chinesisches Kind, das seine Mutter verloren hat, bei einem Luftangriff auf Shanghai 1937.“

Klar ist also: Die Welt veröffentlichte eine durch und durch bewußte Lüge, zusammengeschnitten nach Springer-Rezepten.

Der Grund für die Lüge ist offensichtlich: irgend jemand hat es nicht gefallen, daß das dänische Fernsehen den sowjetischen Film „Fremdes Leid gibt es nicht“ gezeigt hat – einen Film über Bomben, die auf Kinder fallen.

Das Leid dieser Kinder und ihrer Mütter ist, wie man sieht, fremdes Leid – für diejenigen, die die Notiz in Die Welt veröffentlichten.

Daher auch ihr Versuch, den Film „Fremdes Leid gibt es nicht“ zu kompromittieren und vor keiner Fälschung zurückzuschrecken.

Man möchte sich wünschen, daß die Redaktion der Zeitung Die Welt noch so viel Gewissen hat und diese Replik veröffentlicht.

Warten wir's ab.

Konstantin Simonow

Moskau, 3. 2. 1973

Die Welt veröffentlichte Simonows Replik nicht.

Sowjetische Schriftsteller für vogelfrei zu erklären, bleibt aber längst nicht mehr nur der Springer-Presse vorbehalten.

„Als 1970 in der BRD Oles Hontschars Roman ‚Der Dom von Satschipljanka‘ in der Übersetzung von Kottmeier/Kostetzky erschien, befanden wir uns mitten im Anstieg der Solschenizyn-Welle, die bald jedes Interesse für die sowjetische Literatur überrollte. Der bundesdeutsche Verleger (Hoffmann & Campe) zog die logische Konsequenz und warb mit einem Klappentext, der Hontschar als einen in der Sowjetunion verfolgten Autor ausgab. Die Übersetzer protestierten; denn nach wie vor war Hontschar Vorsitzender des ukrainischen Schriftstellerverbandes und Abgeordneter im Obersten Sowjet...“ (Elvira Högemann-Ledwohn, *Deutsche Volkszeitung* vom 18. 5. 1978)

Eine persönliche Erklärung und eine Richtigstellung in Sachen Hontschar wurden allen großen Tageszeitungen, Rundfunk- und Fernsehredaktionen der Kulturabteilungen angeboten, weder das eine noch das andere wurde veröffentlicht.

In seinem Brief vom 28. April 1977 schrieb mir Fritz Raddatz: „Ich habe wahrlich nicht die Absicht, Simonow (den ich als erster in der Bundesrepublik bei Kindler verlegt habe) irgend etwas zu amputieren, um die Menschlichkeit wegzunehmen, wie Sie nun sagen.“

Tatsache ist jedoch, daß genau diese erste Veröffentlichung eines Romans von Konstantin Simonow („Die Lebenden und die Toten“), ohne Einverständnis und Wissen des Verfassers, um mehr als hundert Seiten gekürzt wurde. Helmut Kindler, der Verleger dieses Romans und anderer Simonow-Romane, entschuldigte sich später beim Autor für diese Amputation des Romans und richtete es ein, daß das Buch in späteren Ausgaben ungekürzt erschien.

Bleibt noch zu erwähnen, daß der Name des Lektors, der diese Kürzung vorgenommen hatte, Fritz Raddatz war.

Es ist also verständlich, daß sowjetische Schriftsteller mehr als genug Gründe für die Erfahrung, als vogelfrei erklärt oder als Unperson behandelt zu werden, angeben können, die Konstantin Simonow, stellvertretend für seine Kollegen, mit den Worten beschreibt: „Das ist es auch, was sehr stört und dem gewissenhaften Dialog zwischen unseren und westlichen Kulturschaffenden im Weg steht, unseren Versuchen für gegenseitiges Verstehen unter den ohnedies schon ziemlich komplizierten Problemen der Kultur und kulturellen Beziehungen entgegensteht.“ (Brief vom 14. 7. 1977)

Alfred Andersch schrieb für die *Zeit* ein Schlußwort zu dem Briefwechsel mit Konstantin Simonow. Leserbriefe veröffentlichte die *Zeit* keine. Die Korrespondenz mit Fritz Raddatz, die ich im Anschluß an dieses Schlußwort von Andersch veröffentlichte, verdeutlicht den Hintergrund eines Vorgangs in sogenannten liberalen Zeitungen, der für die Strategie einer nur vorgespiegelten Offenheit kennzeichnend ist.

Was Fritz Raddatz dazu bewogen hat, in seinem Brief an Heinrich Böll (den er, wie die Korrespondenz im ganzen zeigt, nicht richtig informierte), zu schreiben – „ich erwarte stündlich ein Telegramm von Breschnew“ –, ist mir rätselhaft.

Ist das wirklich ironisch gemeint?

Alfred Andersch Insel des Verstehens im Ozean von Feindschaft

In meinem Brief an Simonow habe ich, gänzlich unwissend über die Rolle, die gerade er in der Pasternak-Angelegenheit gespielt hat, auf das Verbot des „Doktor Schiwago“ in der Sowjetunion kritisch aufmerksam gemacht. Die Aufschlüsse, die er nun zu dem Fall gibt, sind instruktiv und, soweit ich dies beurteilen kann, kulturpolitisch sensationell. Er sagt nämlich nicht mehr und nicht weniger, als daß sich, fände sich in der Sowjetunion eine Gruppe von Intellektuellen, die den

„Doktor Schiwago“ begründet verteidigte, das Buch erscheinen könnte. Wenn man die Rolle kennt, die Simonow im Koordinatensystem der sowjetischen Literaturpolitik spielt, so weiß man, daß einer solchen Aussage erhebliche Bedeutung zukommt.

Der eine oder andere Leser wird der umständlichen Schilderung von Simonows Familienverhältnissen mit Ungeduld begegnen. Man sollte aber gerade für diesen Teil der Lektüre Geduld aufbringen: In ihm nämlich gibt Simonow weit mehr als eine Schilderung seines privaten Seins, sondern auf private, „existentielle“ Weise eine Entwicklungsgeschichte des russischen Menschen von der Oktober-Revolution bis heute. Plötzlich taucht es auf, ist da, jenes geheimnisvolle Wesen, von dem wir nichts wissen: der Russe. Es ist da, es hat Vater und Mutter, es hat eine Geschichte, und aus Simonows Bericht wird uns klar, wie wichtig es für uns ist, seine Geschichte zu kennen.

Sie ist verschieden von der unseren, nur im Begriff des Geschichtlichen selbst sind wir uns ähnlich. Doch ist die Erkenntnis solcher Ähnlichkeit der erste und entscheidende Schritt auf dem Wege zum Verständnis.

Der Briefwechsel zwischen einem sowjetischen und einem deutschen Autor hat natürlich gar keinen anderen Sinn als den, in einem Ozean von Mißverständnis und Feindschaft eine winzige Insel des Verstehens auszumachen. Wie es zu der Feindschaft gekommen ist, soll hier nicht untersucht werden. Daß zwei der zivilisiertesten Völker der Welt sich in Abneigung gegenüberstehen, ist absurd. Nach dem Krieg hat sich zwischen Amerikanern und Deutschen so etwas wie Freundschaft entwickelt, und ich sehe nicht ein, warum sich nicht auch zwischen Russen und Deutschen eine freundschaftliche Beziehung herstellen sollte.

Die hervorragendste Eigenschaft der Russen ist – das erfährt jeder, der in die Sowjetunion fährt – ihre Herzlichkeit. Im Vertrauen auf die russische Fähigkeit, Freundschaft zu schließen, habe ich mich an Konstantin Simonow gewendet. Seine Antwort erscheint mir als ein Dokument der Intelligenz und Humanität.

Vielleicht sind aber Wörter wie Freundschaft und Herzlichkeit vorläufig noch zu hoch angesetzte Begriffe. In der Sprache der Diplomatie ist heute viel von der „Normalisierung der Beziehungen“ zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik die Rede. Simonow und ich hatten, als wir einander schrieben, gewiß nichts anderes im Sinn, als einem abstrakten Begriff aus dem Völkerrecht einen lebendigen Inhalt zu geben. Wir wollten uns als normale Menschen begegnen, ein ruhiges und zivilisiertes, ein sachliches und kontroverses Gespräch führen, wie es zu den Voraussetzungen friedlichen und befreundeten = normalen Zusammenlebens gehört.

(Auszug aus: *Die Zeit* vom 4. 11. 1977)

Briefwechsel mit Fritz J. Raddatz

Redaktion *DIE ZEIT*
Pressehaus, Hamburg

14. April 1977

Auf meine Initiative hin haben sich Alfred Andersch und Konstantin Simonow bereit erklärt, für ein von mir geplantes Buch mit dem Titel „Wie geht es Ihnen – Kak Vy Poshywajete – BRD und UdSSR im Dialog“ Briefe auszutauschen, die – als Briefwechsel – neben anderen Beiträgen des vorgesehenen Dialogs im Pahl-Rugenstein Verlag, Köln, erscheinen.

Mit Alfred Andersch habe ich vereinbart, daß er seinen Text, mit dem er den Meinungsaustausch mit Simonow eröffnete, in einen Essayband aufnimmt, der vor kurzem im Diogenes-Verlag, Zürich, erschienen ist. Am Schluß dieses Bandes von Andersch ist, wie mit Autor und Verlag fest

vereinbart, der Hinweis korrekt angegeben, der alle Rechte an der Veröffentlichung des Briefwechsels betrifft.

Sie haben in Nr. 12 Ihrer Zeitung (12. März 1977) den Brief von Alfred Andersch gekürzt drucken lassen und mit einem anders als vom Diogenes-Verlag zugesicherten Quellenhinweis versehen. In Nr. 15 (1. April 1977) hat Ihr Rezensent, Heinrich Böll, auch darauf verzichtet, die Quelle dieses Briefwechsels, auf den er ja besonders hingewiesen hat, anzugeben. Dies betrifft freilich weniger die Rechtslage der Sache als das Maß der Genauigkeit eines Kritikers, der das so naheliegende Vordergründige übersehen haben könnte.

Konstantin Simonows Antwort an Alfred Andersch habe ich nun für mein Buch vorbereitet, für das sie bestimmt ist. Der Autor hat mir indessen eingeräumt, den Text in anderen Medien als Vorveröffentlichung verbreiten zu lassen, falls ich das, in Übereinstimmung mit dem Adressaten des Briefes, Alfred Andersch, sowie meinem Verlag für sinnvoll halte.

Abgesehen von dem Umstand, daß Ihre Veröffentlichung des Andersch-Briefes einen Abdruck der Simonow-Antwort auch Ihre Leser interessieren dürfte, würde ich es begrüßen, wenn *Die Zeit* diesen Brief von Simonow an Andersch veröffentlicht.

Voraussetzung dafür ist jedoch, daß der Text – ca. 37 800 Anschläge – ohne jede Kürzung, Veränderung oder Hinzunahme von Untertiteln und Zwischenüberschriften der Redaktion veröffentlicht wird. Ebenso unerlässlich ist es auch, daß der vollständige Copyright-Vermerk angegeben wird, aus dem auch Initiative und Herausgeberschaft des Briefwechsels hervorgehen.

Bitte teilen Sie mir mit, ob Sie den Brief von Konstantin Simonow unter diesen Voraussetzungen für einen Dialog veröffentlichen wollen. Im Namen von Rang und Namen des Autors und um jeden hierzulande weitverbreiteten Mißbrauch der russischen und sowjetischen Literatur auszu-schließen, muß ich auf diesem, der Sache angemessenen Verfahren bestehen.

Hochachtungsvoll!
gez. Friedrich Hitzer

Telegramm 18. April 1977 an Friedrich Hitzer
dank für ihren brief einverstanden mit allen vorschlägen erbitte per expreß den simonow-text raddatz

18. April 1977

Sehr geehrter Herr Raddatz,
ich erhalte gerade Ihr Telegramm und freue mich, daß Sie mit allen Vorschlägen, die ich in meinem Brief vom 14. April 1977 gemacht habe, einverstanden sind.

Der Simonow-Brief geht sofort per Expresß vom Postamt am Hauptbahnhof nach Hamburg ab. Bitte schicken Sie mir einen Korrekturabzug. Honorar an Pahl-Rugenstein Verlag, PSA Köln 65 14 - 503.

Freundliche Grüße
gez. Friedrich Hitzer

22. April 1977

Sehr geehrter Herr Hitzer,
wir haben ja am Telefon gesprochen, ich muß Ihnen also nicht mehr erläutern, warum ich doch ohne Kürzungen den Simonow-Brief nicht drucken könnte. Hier meine Vorschläge. Es wäre nett, Sie bzw. der Autor könnten zustimmen. Mir scheint, der politische Corpus des Briefes ist damit wahrlich nicht verletzt.

Hochachtungsvoll
gez. Fritz J. Raddatz

26. April 1977

Sehr geehrter Herr Raddatz,
mit diesem Brief möchte ich der Redaktion bestätigen, das Sie mir das Manuskript „Offenheit gegen Offenheit“, mit dem Konstantin Simonow auf den Öffentlichen Brief an einen sowjetischen Schriftsteller von Alfred Andersch geantwortet hat, zurückschickten. Darum hatte ich Sie gebeten, als Sie mir am Telefon im Verlauf eines von Ihnen veranlaßten Gesprächs darlegten, warum Sie Simonows Text – entgegen Ihrer festen, schriftlichen Zusage – nun doch nicht veröffentlichen dürfen.

Ich darf noch einmal den Vorgang zusammenfassen:

1. Mit meinem Brief vom 14. April 1977 bot ich Ihnen die Vorveröffentlichung der Simonow-Antwort an, weil ich davon ausgehe, daß Ihre Leser ein Interesse daran haben, nachdem sie durch den Brief von Andersch neugierig gemacht worden sind. Ich meine auch, daß dies sogar guter Brauch und Sitte ist und durchaus im Einklang mit dem sonst weniger guten Pressegesetz der Bundesrepublik steht.

2. Mit einem Telegramm vom 18. April 1977 akzeptierten Sie alle meine Vorschläge, so daß ich mich bereit dazu fand, Ihnen den Text zu schicken.

3. Die Länge des Textes war Ihnen durch den Brief bekannt (ca. 37 900 Anschläge). Ihr Argument, der Beitrag sei der *Zeit* nun doch zu lang, haben Sie ja selbst schon abgeschwächt: der Platz sei nicht der Hauptgrund für die Aufkündigung Ihrer Zusage.

4. Sie betonten dagegen – ich zitiere aus meiner Aufzeichnung des Telefongesprächs: „Das andere aber, was ich für viel wichtiger fast noch finde, ist, daß da, wo seine politische Argumentation einsetzt, vorher so viel Dinge sind, die den Leser vom Lesen eher abhalten. Das ist natürlich ein anderes Leseverhalten, als wenn sie ein Buch lesen, wo mehrere Beiträge drin sind. Diese ganze Geschichte, die Mama war das und Papa war das und so, ist so, daß der Leser, der natürlich eine Zeitung flüchtiger und so mit dem feuchten Finger liest, einfach auf der Strecke bleibt und da, wo das Argumentative einsetzt, schon abgehängt hat.“

In der Tat kann ich Ihnen nur zustimmen, daß der Platz in einer Zeitung, deren Gewicht gut und gern in Kilopond gemessen werden kann, für diesen plötzlichen Sinneswandel nicht der wirkliche Grund der Ablehnung sein dürfte.

Im übrigen kann wohl niemand bestreiten, daß Sie – als erfahrener Redakteur – eine recht genaue Angabe von Anschlägen schon zu dem Zeitpunkt in keineswegs so ungewöhnliche *Zeit*-Längen umgesetzt hatten, als Sie sich zur Annahme meiner Vorschläge entschlossen haben.

Ihren Vorschlag für eine Kürzung verstehe ich sehr gut: Sie wollen Simonow einfach die Menschlichkeit wegnehmen, die auch für viele Leser der *Zeit* seine Argumente einsichtig macht. Ich werde dies dem Autor mitteilen. Ich kann ihm auch nicht verheimlichen, daß es mir schwer-falle, nunmehr mit einer Zeitung eine Grundlage des Vertrauens zu finden, die erst mal zusagt und sich somit zu einem Abdruck verpflichtet, sodann einen Vorschlag machen läßt, der die Vereinbarung verletzt.

Sie bieten, sehr geehrter Herr Raddatz, eine zweite Möglichkeit an. Jeder muß sich doch fragen: Welcher Zusage kann man da noch trauen?

Was mit der zweiten Möglichkeit bezweckt werden soll, habe ich Ihnen unumwunden gesagt. Wie in so vielem anderen, hat auch hier die *Zeit* einfach Angst vor der Vernunft der eigenen Leser, die gegenüber der Sowjetunion in einem Zustand der Vorurteile und der Kritikunfähigkeit gehalten werden sollen.

Dazu paßt auch der Beitrag von Professor Kasack: Die meisten der Titel und Autoren, mit denen er das angeblich harmonische Bild bundesdeutscher Verlegerpraktiken in Sachen sowjetischer Literatur schildert, gehören zum Programm der Verleger – wie etwa Damnitz, München, und Röderberg, Frankfurt –, für die auch die *Zeit* keinen Platz im Rezensionsteil hat.

Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich rechtliche Schritte unternehmen werde, wenn Sie sich – vor einer ungekürzten Veröffentlichung des Textes – darauf beziehen und aus einer nicht autorisierten Fotokopie des Briefes zitieren oder den Inhalt in irgendeiner Form verwerten sollten.

Außerdem verweise ich darauf, daß Sie mit der festen Zusage zum ungekürzten Abdruck eine vertragliche Verpflichtung übernommen haben.

Aus diesem Grund übergebe ich die Sache dem Verband deutscher Schriftsteller in der IG Druck und Papier.

Hochachtungsvoll!

gez. Friedrich Hitzer

28. April 1977

Sehr geehrter Herr Hitzer,

ich weiß wirklich nicht, warum das so sein muß, dieser Ton, solche Verdächtigungen. Wäre mir – nicht zuletzt wegen Alfred Andersch – nicht an dem Simonow-Text gelegen, würde ich mich auf eine derartige Korrespondenz wohl gar nicht einlassen. Sei's drum.

Meine Kürzungen waren, wie am Telefon besprochen, Vorschläge. Ich habe wahrlich nicht die Absicht, Simonow (den ich als erster in der Bundesrepublik bei Kindler verlegt habe) irgend etwas zu amputieren, um die Menschlichkeit wegzunehmen, wie Sie nun sagen. Ich will ja im Gegenteil gerade seine Argumente den Zeit-Lesern zur Kenntnis geben, kann das aber, wie ich ja ganz offen gesagt habe, sowohl aus Platzgründen als auch aus inhaltlichen Gründen nicht in dieser Form. Vielleicht können Sie sich doch überwinden und mir nach Rücksprache mit dem Autor einen Gegenvorschlag machen. Es geht überhaupt nicht darum, hier irgendeine Meinung zu unterdrücken oder Angst vor irgendeiner Vernunft zu haben. Dann hätte ich ja auch den Andersch-Brief solchen „Verlegerpraktiken“ unterwerfen müssen, d. h. nicht drucken. Sie sehen vom Sartre-Interview über Biermanns oder Anderschs Brief bis hin zum Gespräch zwischen Hans Mayer und Boulez, daß solche Texte bei uns gekürzt, und zwar selbstverständlich nach Verabredung und mit Einverständnis der Autoren gekürzt, abgedruckt werden, mit dem Hinweis auf die ungekürzte Publikation im betreffenden Buch. Lassen Sie also noch einmal von sich hören, wie gesagt, am besten mit weniger Grimm und einem konstruktiven Gegenvorschlag. Hochachtungsvoll!

gez. Fritz J. Raddatz

2. Mai 1977

Sehr geehrter Herr Raddatz,

Sie schreiben in Ihrem Brief vom 28. April 1977, daß Sie die Antwort von Konstantin Simonow an Alfred Andersch „sowohl aus Platzgründen als auch aus inhaltlichen Gründen nicht in dieser Form“ bringen wollen, stellen es aber zugleich Simonow oder mir frei, zu kürzen. Ist da kein Widerspruch? Woher sollen wir wissen, was Sie inhaltlich ablehnen? Es ist doch nicht von der Hand zu weisen, daß Sie sich vorbehalten, den Beitrag auch mit unseren Kürzungsvorschlägen abzulehnen.

Nein, sehr geehrter Herr Raddatz, bleiben wir doch bei unserer Übereinkunft: Sie haben einen Text angenommen, in voller Kenntnis der Vorschläge und Voraussetzungen, die Ihnen in schriftlicher Form vorlagen. Nur unter dieser Voraussetzung haben Sie von mir, in völliger Übereinstimmung mit dem Verfasser Konstantin Simonow, der mir die Wahrnehmung seiner Interessen auch nur unter dieser Voraussetzung anvertraut hat, das Manuskript erhalten. Als der Text in Ihrer Redaktion angekommen war, haben Sie die Vereinbarung gebrochen.

Was Sie aus meinen Vorschlägen und der Wahrnehmung meiner Interessen wie der des Schriftstellers Konstantin Simonow heraushören, welche redaktionellen Vereinbarungen mit anderen Persönlichkeiten wie etwa Sartre, Boulez u. a. getroffen worden sind, steht nicht zur Diskussion. Es liegt mir auch fern, den Vorgang auf Ihre Person hin zu bewerten. Der Austausch unserer Briefe ist doch keine Privatsache: Ich verhandle mit der Redaktion der Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft, Handel und Kultur *Die Zeit*.

Gegenüber der Redaktion dieser Zeitung habe ich als gewerkschaftlich organisierter Autor wie als Freund von Simonow mehr Gründe als genug, um jedem Mißverständnis von vornherein

vorzubeugen, lasse gerade aus diesem Grund jede Personalisierung, auch Ihnen gegenüber, aus dem Spiel. Wenn Sie sich persönlich beim Kindler-Verlag für Simonow eingesetzt haben, so ändert das doch nichts an der Tatsache, daß einflußreiche Zeitungsverleger in ihren Medien kommunistische Schriftsteller, insbesondere die der UdSSR, wie Freiwild oder Unpersonen behandeln lassen, dabei selbstverständlich weit über den Kreis von Kommunisten hinauszugehen, weil ja das Motto heißt: Wer Unperson ist, das bestimmen wir.

Es ist auch hinlänglich bekannt, daß die *Zeit* – neben den meisten großen Zeitungen der Bundesrepublik Deutschland – keine Platzschwierigkeiten kennt, wenn es darum geht, die Ergüsse der sogenannten Dissidenten zu verbreiten. Das ist ihr gutes Recht, selbst wenn es sich um die Verbreitung von Lügen handelt, und ich meine, hier sei das Recht eben so stark wie das Kapital. Bleiben wir also bei dem Angebot, das ich Ihnen gemacht habe und das Sie angenommen haben. Ich zitiere zu diesem Vorgang Ihr Telegramm vom 18. April 1977 – die Bestätigung meines Angebots vom 14. April 1977:

„dank für ihren brief einverstanden mit allen vorschlägen erbitte per express den simonow-text raddatz.“

Teilen Sie mir also bitte bis zum 9. Mai 1977 definitiv mit, ob Sie diese Vereinbarung einhalten wollen. In diesem Fall schicke ich Ihnen das Manuskript postwendend zu.

Hochachtungsvoll!

gez. Friedrich Hitzer

5. Mai 1977

Sehr geehrter Herr Hitzer,

mir scheint, es hat wenig Sinn, daß wir uns auf eine Diskussion par correspondance einpegeln; es ist selbstverständlich, daß ich nicht Ihrer Meinung sein kann mit Ihrer Charakterisierung etwa der publizistischen Linie dieser Zeitung. (Beispielsweise wüßte ich nicht, wo im Schwarzweiß-Blatt der *Zeit* in auch nur mit dem Simonow-Text vergleichbarer Länge „Ergüsse sogenannter Dissidenten“ verbreitet worden seien.) Ich jedenfalls möchte eine Diskussion dieser Art nicht fortsetzen.

Dagegen möchte ich noch einmal bitten, ob es Ihnen gemeinsam mit Herrn Simonow nicht möglich ist, eine kürzere Fassung des Briefes für den Abdruck in der *Zeit* herzustellen. Es ist mir definitiv nicht möglich, derart an unseren Lesern vorbeizuproduzieren – und eben um den Verdacht des Manipulierens zu beseitigen, habe ich ja um einen Gegenvorschlag von Ihnen gebeten. Den Inhalt meines Telegramms interpretieren Sie, wie mir scheint, falsch. Es steht dort nirgendwo, daß der Text angenommen ist, zum Druck geht. Das wäre ja auch ein Unding, denn wir pflegen nicht Texte zu erwerben, die wir gar nicht kennen. Sie sehen ja aus diesen meinen Briefen, daß ich nach wie vor sehr an einem ausführlichen Abdruck des Briefes interessiert bin, nur eben nach Lektüre nicht an einem ungekürzten. Wenn Sie sich dazu nicht verstehen können, müssen wir – ich betone das noch einmal: wirklich zu meinem Bedauern – auf den Simonow-Text verzichten.

Hochachtungsvoll

gez. Fritz Raddatz

10. Mai 1977

Sehr geehrter Herr Hitzer,

soeben bekomme ich einen Brief von Heinrich Böll in unserer leidigen strittigen Angelegenheit, von dem ich Ihnen eine Fotokopie beilege.

Darf ich noch einmal bitten, ob Sie und Simonow nicht diesen Vorschlag aufgreifen könnten, Sie sehen ja, daß Böll sozusagen haargenau dasselbe vorschlägt, was ich auch Ihnen vorschlug. Vielleicht kann Simonow sich der Argumentation seines Kollegen Heinrich Böll eher anschließen. Ich habe Böll geantwortet und ihn gefragt, ob er – falls Sie und Simonow sich doch noch zu dieser Lösung entschließen könnten – eine Art Vorspann-Rezension des Briefes schreibe, in der er mit

ein paar Sätzen auch auf den Charakter der Streichungen einging. Damit würde nicht nur deutlich die Streichung annonciert sein, sondern auch von einem neutralen Standpunkt aus die Natur der Kürzung erläutert.

Hochachtungsvoll
gez. Fritz Raddatz

6. 5. 1977

„Lieber Raddatz,
ich werde um Vermittlung gebeten (vom Diogenes-Verlag) in Sachen Abdruck Simonow-Brief an Andersch. Ich habe Andersch (den ich telefonisch nicht erreichen konnte) geschrieben, daß er doch einem gekürzten Abdruck zustimmen möge. Ich finde zwar den biographischen Teil des Simonow-Briefes sehr aufschlußreich, wichtig und auch nobel, aber doch als Antwort auf Anderschs Fragen ist der Pasternak-Novy-Mir-Teil wichtiger – und auch nobel, wie mir scheint. Ebenso wichtig wie Anderschs Zustimmung scheint mir die von Hitzer zu sein. Nun, ich komme mir reichlich komisch vor als ‚Agent‘ – finde aber die Problematik schwerwiegend genug, in diesem Falle einen solchen zu spielen.
Ihr Heinrich Böll“

10. Mai 1977

Lieber Heinrich Böll,
das finde ich nun besonders liebenswert, daß Sie sich die Mühe machen, in dieses Hickhack einzusteigen. Nur zu Ihrer Information (ich will Sie nicht mit einer ganzen Akte fotokopierter Hin- und her-Briefe belasten) der Hergang, der Ihnen zeigen wird, daß es offenere Türen nicht geben kann als die, die Sie hier bei mir einrennen. Bei mir nämlich müssen Sie nicht vermitteln – mein Vorschlag ist ja genau der, den Sie nun machen: den Simonow-Brief um den biographischen Teil gekürzt abzdrukken:

1. Andersch erzählte mir am Telefon, die Antwort sei da und hochinteressant. Herr Hitzer verfüge über die Abdruckrechte.
 2. Ich bat telefonisch und brieflich Herrn Hitzer um Exemplar und Abdruckrechte.
 3. Herr Hitzer teilte mit, daß Simonow und er nur einem ungekürzten Abdruck zustimmen könnten.
 4. Ich erklärte mich dazu bereit, müßte aber den Text erst einmal kennen.
 5. Hitzer schickte die deutsche Fassung, die ich allerdings aus technischen Gründen für viel zu lang für die *Zeit* halte (wir können ja Briefe schließlich nicht in Fortsetzungen drucken; auch Andersch hatte einer Kürzung seines Briefes zugestimmt) und außerdem im ersten, biographischen Teil für zu langatmig. Der Meinung sind hier in meinem Ressort übrigen sämtliche Kollegen.
 6. Ich schrieb das Herrn Hitzer und betonte, wie in der gesamten Korrespondenz jedesmal, mein dringliches Interesse, eine gekürzte Fassung zu publizieren, auch Gegenvorschläge der Kürzungen gern entgegenzunehmen, um den Verdacht, etwa politisch manipulieren zu wollen, auszuräumen.
 7. Danach kamen nur noch Briefe von Herrn Hitzer, deren Ton zu referieren ich Ihnen und mir erspare. Inzwischen übrigens auch ein Fernschreiben der sowjetischen Botschaft aus Bonn. Ich erwarte stündlich ein Telegramm von Breschnew...
- Kurzum: Selbstverständlich will ich sehr gern und so rasch es geht eine um den biographischen Teil gekürzte Fassung publizieren. Nun Sie mich fragen, ob Sie den Brief eventuell rezensieren sollten, hätte ich den Kompromißvorschlag: Wie wäre es, Sie als der Andersch-Rezensent würden einer solchen Fassung (falls wieder Erwarten der gestrenge Herr Hitzer es doch noch genehmigen sollte) eine Art Vorspann vorwegschicken, der beides sein könnte – die knappe Erläuterung der Kürzung und eine Art Rezension des Textes. Ich fände das eine noble Lösung, mit der eigentlich auch Simonow sich einverstanden erklären könnte.

Ganz herzlich und mit guten Wünschen Ihr
gez. Fritz J. Raddatz

Telegramm

17. 5. 1978

Verehrter Herr Hitzer, zum wiederholten Mal erhebe ich Einspruch gegen eine Veröffentlichung meiner Antwort auf den offenen Brief von Andersch, bei welchen Kürzungen auch immer. Zustimmung zu einer Veröffentlichung in der *Zeit* oder einer anderen Publikation nur bei vollem Text.

Gruß Ihr Konstantin Simonow

18. Mai 1977

Sehr geehrter Herr Raddatz,
Konstantin Simonow hat in einem Telegramm noch einmal die Bedingungen wiederholt und bekräftigt, die er für die Veröffentlichung seiner Antwort an Alfred Andersch von Anfang an für unerlässlich gehalten hat. Sie lautet u. a. wörtlich: „Zustimmung zu einer Veröffentlichung in der *Zeit* oder einer anderen Publikation nur bei vollem Text.“

Diese Bedingungen habe ich Ihnen eindeutig schon in meinem ersten Angebot an die *Zeit* formuliert, was sie – ebenso unzweideutig – akzeptiert haben. Als Sie das Manuskript daraufhin erhielten, haben Sie die Vereinbarung gebrochen.

Zur Rolle des „Agenten“ kommt Heinrich Böll – diese Bezeichnung hat er sich ja selbst gegeben – auf einem weder von Simonow als Autor noch von mir als Herausgeber autorisierten Weg. Wenn Böll dennoch darauf eingegangen ist, ohne sich vorher bei den „Zuständigen“ zu erkundigen, ist das seine Sache.

Wie Sie allerdings darauf kommen, Heinrich Böll hier als „neutrale“ Instanz zu berufen, ist mir schleierhaft. Die Neutralität besteht doch lediglich darin, daß er Ihren Vorschlag, mit netten Worten, unterstützt. Er hält dafür allerdings die Zustimmung von Andersch und Hitzer für wichtig. Zu fragen, was dazu die Hauptperson – Konstantin Simonow – sagt, ist ihm gar nicht eingefallen. Wenn sich Heinrich Böll für Konstantin Simonows Meinung interessiert, warum wendet er sich nicht an ihn selbst?

Hochachtungsvoll!
gez. Friedrich Hitzer

25. 5. 1977

Betr.: Briefwechsel Andersch-Simonow

Sehr geehrter Herr Raddatz!

Herr Frieder Hitzer hat mich beauftragt, seine und des Autors, Herrn Simonows, Rechte gegenüber Ihnen in der bezeichneten Sache wahrzunehmen. Mir liegt der bisherige Schriftwechsel dazu vor. Sie haben sich zuletzt geweigert, den Brief von Simonow ungekürzt abzdrukken, bekunden allerdings gleichwohl Ihr Interesse an der Veröffentlichung.

Entgegen Ihrer Deutung im Schreiben vom 5. 5. 1977 komme ich nach Durchsicht des Briefwechsels zu dem Ergebnis, daß ein Vertrag über den Abdruck des Simonow-Briefes bereits zustande gekommen ist. Der Brief von Herrn Hitzer vom 14. 4. 1977 enthält alle wesentlichen und regelungsbedürftigen Punkte für den Abdruck – der Gegenstand des Vertrages selbst ist bezeichnet, der Brief, der eine Antwort auf einen in der *Zeit* bereits gedruckten Brief von Andersch darstellt, der Umfang des Briefes ist angegeben, die Bedingungen des Abdrucks, insbesondere die Bestimmung, daß Kürzungen oder Veränderungen unterbleiben müssen. Am Ende des Briefes heißt es: „Bitte teilen Sie mir mit, ob Sie den Brief von Konstantin Simonow unter diesen Voraussetzungen für einen Dialog veröffentlichen wollen.“

Darauf haben Sie kurz und unmißverständlich geantwortet: „Einverstanden mit allen Vorschlägen.“

Diese Ihre Erklärung läßt keinen Raum mehr für weitere Ausdeutungen. Sie wurde von meinem Mandanten so verstanden, wie sie nur verstanden werden konnte: nämlich, daß der Simonow-Brief zu den im Schreiben meines Mandanten vom 14. 4. 1977 genannten Bedingungen zum Abdruck angenommen ist.

Mein Mandant legt, gerade auch nach Rücksprache mit dem Autor, Wert darauf, daß es bei dem ungekürzten Abdruck bleibt. Er ist, er hat Ihnen dies bereits mitgeteilt, auch entschlossen, wenn notwendig, gerichtliche Schritte deswegen einzuleiten.

Ich möchte jedoch vor Einleitung solcher Schritte nicht versäumen, nochmals anzufragen, ob die *Zeit* sich nicht doch dazu verstehen könnte, zu ihrer einmal gegebenen Zusage zu stehen und den Simonow-Brief ungekürzt abzudrucken.

Ihre Antwort hierzu erbitte ich bis zum 3. 6. 1977.

Mit freundlichen Grüßen

Rechtsanwalt

gez. Gerd Nies

12. Juni 1977

Sehr geehrter Herr Raddatz,
mein Anwalt, Herr Gerd Nies, hat mich gebeten, Ihnen das Manuskript von Konstantin Simonow, das Sie von mir erst erhalten und dann wieder an mich zurückgeschickt haben, für einen ungekürzten Abdruck in der *Zeit* zukommen zu lassen.

Gerd Nies beruft sich auf eine dementsprechende Zusage von Rechtsanwalt Joachim Kersten, dessen Kanzlei die *Zeit* ständig berät und in dem vorliegenden Fall von der Redaktion gebeten worden ist – siehe Brief vom 7. 6. 1977 an RA Gerd Nies –, mir mitteilen zu lassen, daß die Redaktion der *Zeit* die „Vereinbarung vom 14./18. April 1977“ einhält.

Ich bin über diese Lösung sehr froh, im Interesse von Konstantin Simonow und Alfred Andersch, auch unter Wahrnehmung eigener Interessen; vor allem freut es mich für die Leser der Wochenzeitung *Die Zeit*: Diese können sich nun selbst ihr Urteil über Simonows Antwort bilden, in der Form, wie es der Autor für notwendig hält. Ich kann mir auch nicht denken, daß diese Lösung Ihrem Interesse zuwiderläuft.

Hochachtungsvoll!

gez. Friedrich Hitzer

Die Zeit veröffentlichte den Simonow-Brief im November 1977. Der gesamte Briefwechsel Andersch – Simonow erscheint in dem von mir herausgegebenen Band im Pahl-Rugenstein Verlag, Herbst 1978, unter dem Titel „Bundesrepublik Deutschland – Sowjetunion, OFFENHEIT GEGEN OFFENHEIT, Meinungen, Kontroversen, Dialoge“.

Soeben neu erschienen in der Reihe –

MARXISTISCHE ÄSTHETIK + KULTURPOLITIK



Von der bürgerlichen zur
sozialistischen Musikkultur.
(184 Seiten, Broschur, DM 24,-)

Welche Zukunft hat die Musik?

Sachkundige Autoren aus der Bundesrepublik, Italien und Österreich, der DDR und Ungarn machen Vorschläge für eine demokratische Musikkultur – aus der Praxis für die Praxis.

Komponist, Pädagoge, Liedermacher, Kritiker, Organisator im Musikleben, Wissenschaftler – die Mitarbeiter bringen ihre vielfältigen wichtigen Erfahrungen ein. International ist der Gesichtskreis, unterschiedlich sind ästhetische und politische Positionen, gemeinsam ist die Überzeugung: Künstler und Publikum zusammen schaffen den Übergang zu einer Musikkultur, die wirklich Zukunft hat.

Die Herausgeber: Hans-Klaus Jungheinrich, Kritiker und Publizist, Musikredakteur der »Frankfurter Rundschau«. – Luca Lombardi, Komponist und Musikwissenschaftler, Professor in Pesaro.

Außerdem neu.

Berthold Beiler

WELTANSCHAUUNG DER FOTOGRAFIE

(192 Seiten, 46 Abbildungen, Broschur,
DM 12,-)

Berthold Beiler (1915 – 1975) war der führende Theoretiker der Fotografie in der DDR.

In »Weltanschauung der Fotografie« sind die auch für die Bundesrepublik besonders aktuellen Abschnitte aus Beilers wichtigsten Publikationen zusammengefaßt. Kein Buch für Anhänger einer von der Fotoindustrie geförderten »Hobbyknipserei«, sondern für Fotografen, die die Kamera als »Auge der Klasse«, als eine Waffe für die gesellschaftliche Auseinandersetzung benutzen wollen.



Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei –

Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144
8000 München 40
Tel. 089 - 30 10 15/16

Bitte fordern Sie unser
Gesamtverzeichnis an!



Rainer Horbelt. „Geschichten vom Herrn Hintze“. Erzählungen. Hochglanzbroschur. 80 Seiten mit Grafiken von Peter Kaczmarek. DM 16,—. ISBN 3-88097-092-0

Wolfgang Körner. „Die Zeit mit Michael“. Roman. Linson mit Schutzumschlag. 176 Seiten. DM 24,—. ISBN 3-88097-080-7



Literarischer Verlag
Helmut Braun KG

Dünnwalder
Mauspfad 390
5000 Köln 80
Telefon 0221-601457

SOPO 45

Sept. 1978

K. Maase, H. Müller, H. Preiss,
E. Schöfer

Perspektiven gewerkschaftlicher Kulturarbeit

R. Bayreuther: Monopolbegriff bei
Altwater und Katzenstein
M. Paetau, M. Eilwardt, W. Roth:
Inflationsdiskussion
A. Neuss: Bürger und Staat
F. Tomberg: Studentenstreiks
A. Mazzone: Der schwarze Kern der
roten Brigaden
J. Brockmeier: Renaissance (I)
A. Mazzone: Kapitalfetischismus (III)
E. Hültschmidt/G. Schubring:
Kritik an Ruben und Rilling
Rezensionen

SOPO 44

Juni 1978

R. Geffken: Gewerkschaften und Arbeits-
recht
M. Eilwardt: Sozialdemokratie
Ch. Butterwegge: Gramsci-Rezeption in
der BRD
H.W. Franz, S. Tovar: Spanien im Über-
gang
W. Schwarz, R. Katzenstein: Zum Trans-
formationsproblem
R. Bayreuther: Thesen zur Inflation
J. Huss: Automation und Sozialismus
H.H. Holz: Bloch für den Marxismus
V. Gransow: IMSF-Kulturgongreß

SOPO 43

W. Goldschmidt, R. Katzenstein,
N. Steinborn: Zur Lage in Frankreich
H. Peter: Monopol und Planung
B. Gransow, V. Gransow: Lenin zu
Bucharin
H.-J. Rheinberger: Anti-Dühring
A. Mazzone: Kapitalfetischismus (II)
V. Bader: Staatsideologie
H.-J. Weissbach: Arbeitslosigkeit
Th. Malsch: Arbeiterbewußtsein
Gramsci-Kongreß

SOPO

SOZIALISTISCHE POLITIK

Wissenschaftliche Zeitschrift für
marxistische Diskussion und
demokratischen Fortschritt

Vierteljährlich herausgegeben
in Berlin (West), 10. Jahrgang

Redaktion: Hans-Werner Franz, Pierre
Franzen, Bernhard Heidtmann, Robert
Katzenstein, Hella Stern, Hans-Jürgen
Weißbach, **Redaktionsleitung:** Bern-
hard Heidtmann und Robert Katzen-
stein, **Wissenschaftlicher Beirat:** Kurt
Bayertz (Köln), Roy Bhaskar (Edin-
burgh), Hans Jochen Brauns (Berlin-
West), Werner Goldschmidt (Hamburg),
Hans Heinz Holz (Marburg), Klaus
Holzkamp (Berlin-West), Jörg Huff-
schmidt (Bremen), Uffe Juul Jensen
(Aarhus), Hans Jürgen Krysmanski
(Münster), Dieter Läßle (Amsterdam),
Gert Mattenklott (Marburg/Berlin-West),
Allesandro Mazzone (Rom), Michael
Nerlich (Berlin-West), Rainer Rilling
(Marburg), Hans Jörg Sandkühler (Bre-
men), Enrique Semo (Mexiko), Heinz
Wagner (Berlin-West).

Preis des Einzelheftes DM 9,80
Jahresabo (4 Hefte + Porto) DM 36,00

ausschneiden und einsenden an
verlag das europäische buch
Thielallee 34, 1000 Berlin 33

Hiermit bestelle ich die SOPO für ein
Jahr (4 Hefte), beginnend mit Heft . .

Name

Straße

PLZ/Ort

(Datum/Unterschrift)

Zu den Autoren

ANDERSCH ALFRED: Das Stück „Tapetenwechsel“ erscheint in einer Ausgabe der Gesammelten Werke des Autors zu dessen 65. Geburtstag im Diogenes Verlag, Zürich, Anfang 1979.

BOSCH MANFRED: Im Damitz Verlag erscheint demnächst sein Dokumentarroman „Der Zugang“, gemeinsam mit Erzählungen von Joachim Hoßfeld, in der „Kleinen Arbeiterbibliothek“, unter dem Titel „Geschichten aus der Provinz“.

BOTTERBUSCH VERA: sh. kk 3/77 und 1/78.

CHOTJEWITZ PETER O: Der Roman „Die Herren des Morgengrauens“ sollte ursprünglich im Verlag AutorenEdition bei C. Bertelsmann im Herbst dieses Jahres erscheinen. Nach Annahme des Manuskripts trat die Verlagsleitung von der Zusage zurück, der Protest der AE-Herausgeber Gerd Fuchs, Heinar Kipphardt, Uwe Timm wurde von der Konzernleitung mit fristloser Kündigung des Statuts der AutorenEdition beantwortet. Der Roman erscheint nun im Rotbuch Verlag.

DÜRRSON WERNER: sh. kk 1/76. Im Herbst erscheint in Stuttgart die Schallplatte „Werner Dürrson liest Lyrik und Prosa“. Soeben wurde das Stück „Schubert-Feier – Eine deutsche Moritat“ abgeschlossen.

DRESS ANDREAS: Professor der Mathematik an der Universität Bielefeld.

FISCHER ERWIN: Verfasser von Romanen (u. a. „Kameradenessen“), Erzählungen, Träger des Alejo-Preises für Satire. Lebt als freischaffender Schriftsteller bei München.

HATRY MICHAEL: sh. kk 1/78.

HRABAL BOHUMIL, geboren 1914 in Brünn, Studium der Rechte an der Karlsuniversität, arbeitete in verschiedenen Berufen; während des Krieges bei der Eisenbahn, 1949–54 in den Eisenhüttenwerken von Kladno. Erste Buchveröffentlichung 1963: „Perlička na dně“ (Erzählungen). Von den weiteren Erzählbänden (deutsch): „Tanzstunden für Erwachsene und Fortgeschrittene“, Suhrkamp 1965; „Die Schur“, Suhrkamp 1978. Die vorliegende Erzählung ist einem in diesem Jahr in Prag erscheinenden neuen Prosaband Hrabals entnommen. Wir danken dem Autor wie auch dem Verlag Československý spisovatel.

KIPPHARDT HEINAR, geboren 1922 in Schlesien, Dr. med., Fachrichtung Psychiatrie. Chefdraturg des Deutschen Theaters in Berlin, später Chefdraturg der Münchner Kammerspiele. Dramatiker, 1976 erschien der Roman „März“, 1977 „Angelsbrucker Notizen“, Gedichte. Kipphardt lebt als freier Autor in der Nähe von München.

KONJETZKY KLAUS: Im Frühjahr 1979 erscheint im Piper Verlag der Gedichtband „Bildbeschreibung 7“.

LIPPERT MATHILDE, geboren 1950, nach dem Schulbesuch hauswirtschaftliche Fachschule, Lehre und Abschluß als Meisterin der ländlichen Hauswirtschaft. Lebt in Röhl (Eifel) und arbeitet dort als selbständiger Landwirt. Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften, neue Gedichte erscheinen demnächst in einer Anthologie.

MOLSENER MICHAEL, geboren 1939, gelernter Journalist, Mitarbeiter verschiedener Zeitungen, jetzt freier Schriftsteller in München. Autor von Kriminalromanen, Drehbüchern für Tatortfilme, Hörspielen.

MÜLLER HENNING, geboren 1943, promovierte 1976 mit einer theaterwissenschaftlichen Arbeit zur Theatergeschichte Westberlins; Journalist, Lehrbeauftragter am Berliner „Modellversuch Künstlerweiterbildung“.

SCHÖFER ERASMUS: sh. kk 1/77 und 3/77 sowie KLAB Nr. 17, „Warum wird so einer Kommunist“.

TONFELD MICHAEL: sh. KLAB Nr. 37, „Dazu gehört Mut – Junge Leute gegen die Krise“.

GUNTRAM VESPER: sh. kk 2/78.

WEIMANN ROBERT: Prof. Dr., seit Mai 1978 1. Vizepräsident der Akademie der Künste der DDR; zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen auf den Gebieten der Anglistik, speziell der Shakespeare-Forschung, zu Problemen der Literaturwissenschaft (New Criticism).

YUREEN HELDER, geboren 1937, diverse Sprachstudien, Sprachlehrer. Veröffentlichungen in Form von Sprachsatiren zum deutschen Sprachgebrauch. VS-Mitglied.

ZAHL PETER PAUL: sh. kk 2/77 und 2/78.

NACHTRAG zu *kürbiskern* 3/78:

Im letzten Heft veröffentlichten wir das Kapitel „Arbeitsgespräche mit Brecht in Lidigö“ aus dem zweiten Band „Ästhetik des Widerstands“ von Peter Weiss. Dieser Band erscheint demnächst im Suhrkamp Verlag.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzler, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, 1/5; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/5; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/5; Geschäftsführung und Verlagsbereich KÜRBISKERN: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 25,- inkl. MwSt. + Porto, Studentenabonnement DM 20,-. Postscheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16.

FSN 0023-5016

rote blätter

Egon Erwin Kisch Preis

für die besten Text- oder Fotoreportagen des Jahres 1978

Gemeinsam mit dem Jugendmagazin „elan“ haben die roten blätter den Egon-Erwin-Kisch-Preis für die besten Reportagen dieses Jahres ausgeschrieben.

Wir haben den Namen Egon Erwin Kisch gewählt, weil Kisch in seiner Arbeit hervorragenden und beispielhaften Journalismus mit politischem Engagement vereinte.

Und wir haben den Namen auch gewählt, um der Falschmünzerei des „Sterns“ ein Ende zu setzen, der unter Mißbrauch des Namen Kisch Reportagen über exotische Randbereiche unserer Gesellschaft und kapitalistische Miniaturen auszeichnet, während er Arbeiten über die Wirklichkeit des Sozialismus aussortierte.

Denn Stoff für realistische Reportagen gibt es genug: der Kampf junger Arbeiter, Lehrlinge und Schüler; das Leben eines Arbeitslosen; die Ölkatastrophe an der bretonischen Küste; die Einsamkeit in der Wohnzelle eines Studentenheimsilos oder auch der Kampf afrikanischer Befreiungsbewegungen.

Teilnehmer:

Jeder kann mit einer oder mehreren Text- oder Fotoreportagen aus dem Jahre 1978 am Wettbewerb teilnehmen. Sie können bereits, müssen aber nicht veröffentlicht worden sein. Sie können von Autoren ebenso wie von Lesern eingereicht werden.

Einsendeschluß:

31. Dezember 1978 (Datum des Poststempels). Einsendungen an Redaktion rote blätter, Postfach 2006, 5300 Bonn 1.

Die Jury

setzt sich zusammen aus fortschrittlichen Journalisten und wird in den roten blättern bekanntgegeben.

Die Preise:

1. Preis: eine Reise nach Kuba
2. Preis: eine Reise nach Vietnam
3. Preis: eine Reise in die Sowjetunion